



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Doing Bürgermeister.

Zur Performativität eines Amtsträgers in einer Mittelstadt

Verfasserin

Dipl.-Ing. Katrin Ecker

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 066 823

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Europäische Ethnologie

Betreuerin / Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Brigitta-Schmidt-Lauber

Vorwort

Am Zustandekommen dieser Arbeit waren neben mir auch andere Personen beteiligt, die an der Richtung, die diese Arbeit letzten Endes genommen hatten, keinen unwesentlichen Beitrag hatten.

Dazu danke ich Brigitta Schmidt-Lauber für die Herausforderungen, vor die sie mich in der Betreuung dieser Arbeit gestellt hat und besonders für die Möglichkeit zur Einbindung meiner Forschungen in den Kontext des *Mittelstadt-Projekts* am Institut für Europäische Ethnologie. Weiters danke ich den Kolleginnen, die mir in einer schwierigen Phase im Rahmen des Institutskolloquiums manche Wegweiser aufgestellt haben, die mir im dichten Nebel des Themas oft geholfen haben, den eingeschlagenen Weg nicht zu verlieren.

Danken möchte ich jenen Personen, die mir ein offenes Ohr auch außerhalb offizieller Institutionen geboten haben, um das Dickicht in dem man sich im Rahmen einer solchen Arbeit wohl immer findet, zu lichten. Danke also an Felix Taschner, Reinhold Haidinger und Wiebke Reinert für Euer Mitdenken, Reindenken und Durchdenken.

Außerdem danke ich mir, fürs Ermöglichen dieses Studiums und dieser Arbeit, fürs Finanzieren des Ganzen und fürs Durchhalten so mancher Tiefen. Ich freue mich über die vielen erlebten Höhen und bin überaus froh, noch einmal den Schritt an die Universität gewagt zu haben, weil ich nun meine geistige Heimat gefunden habe. Ich freue mich auf die Zukunft und bin gespannt, wohin mich mein weiterer Weg führen wird. Zum Schaffen dieser geistigen Heimat und zum Aufzeigen, wie diese Heimat aussehen kann, möchte ich zwei Frauen danken, die einen großen Anteil daran hatten: Michaela Haibl, die mir ganz zu Beginn dieses Studiums gezeigt hat, wie viel Lust einem Wissenschaft machen kann und Klara Löffler für ihre Neugier, Offenheit und Bereitschaft für Neues und für die (oft wirren) Gedanken ihrer Studentinnen. Dank auch an Alexandra Schwell für ihre Einführung in die politische Anthropologie, an der ich zunächst kläglich gescheitert bin. Ich hoffe, jetzt habe ich es besser hinbekommen.

Drei Anmerkung noch:

- In der, in dieser Arbeit verwendeten, weiblichen Form ist selbstverständlich und fast immer auch buchstäblich die männliche Form enthalten.
- Hervorhebungen in Zitaten entsprechen, falls nicht gesondert gekennzeichnet, denen im Originaltext.
- Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

Inhalt

Zur Einleitung: Städtische, persönliche und fachliche Kontexte	1
1. Stadt-, Eliten- und Bilderforschungstraditionen	4
1.1. Kulturwissenschaftliche Stadtforschung	4
1.2. Der Bürgermeister in volkskundlichen Forschungen und darüber hinaus	6
1.3. Bilderforschung - Herrscherbilder	11
2. Legitimierung, Charismatisierung und Performativität eines Amtes	15
2.1. Von der Legitimität des Amtes zu einer Perspektive der Legitimierung	17
2.2. Charisma ist nicht als Eigenschaft, sondern prozesshaft zu fassen	20
2.3. Performativität des Amtes ist mehr als eine gute Performance im Amt	23
3. Anschlüsse und Überlegungen	26
4. Gegenstandskonstruktion, Erhebungs- und Analysemethoden	29
4.1. Materialgenerierung, Quellen	29
4.1.1. Beobachtungsprotokolle	31
4.1.2. Interviews	32
4.1.3. Amtsblatt St. Pölten Konkret	34
4.2. Analysemethoden	38
4.2.1. Textanalyse	39
4.2.2. Bildanalyse	44
4.3. Thesengenerierung nach der Grounded Theory	45
5. Doing Bürgermeister	47
5.1. Produktion und Positionierung von Bildern	47
5.1.1. Als handelnde Person darstellen bzw. auftreten	49
5.1.2. Die Rolle nutzen, um Themen zu positionieren	51
5.2. Neugestaltung von Räumen und Medien der Stadt	52
5.2.1. Durch die Zuweisung von Sitzplätzen Hierarchien herstellen	54
5.2.2. Gesten zur Besetzung von Raum	54
5.2.3. Abläufe, Wartezeiten und Positionen bestimmen	55
5.3. Der Weg ins Amt und das dazu passende Amtsverständnis	57
5.3.1. Ernennung des Nachfolgers statt freier Wahl	58
5.3.2. Keine sichtbare Beteiligung an der demokratischen Entscheidung	59
5.3.3. Der Gemeinderat beschließt, der Bürgermeister präsentiert	60

5.4.	Räume und Orte der Repräsentation	62
5.4.1.	Das Rathaus von außen und der Rathausplatz	62
5.4.2.	Sitzungssaal	63
5.4.3.	Bürgermeisterzimmer im Rathaus	64
5.4.4.	Andere Orte	66
5.5.	Körpereinsatz	67
5.5.1.	Diskursive Authentizität	67
5.5.2.	Die Person als Vertreterin des Amtes	69
5.5.3.	Der Körper als begrenzendes Medium - keine Zeit, Unruhe, Flüchtigkeit	71
5.6.	Stellung in Bezug zu anderen Akteurinnen	73
5.6.1.	Partnerschaftliche Einigungen	73
5.6.2.	Nähe durch Emotionen darstellen	74
5.6.3.	Gleiche Positionierung in Gruppen	74
5.6.4.	Abstand	76
5.7.	Symbole/Attribute und symbolische Handlungen	79
5.7.1.	Kleidung als Standessymbol	79
5.7.2.	Dinge als Begleiter und Symbol	81
5.7.3.	Verbindung zu Symbolen der Zukunft	85

<u>Abbildungen</u>	87
--------------------	----

6.	Produktions-, Legitimationsweisen und mittelstädtische Narrative	99
6.1.	Produktionsweisen eines Amtsträgers	99
6.1.1.	Wie verschiedene Akteure den Bürgermeister produzieren	99
6.1.2.	Wie sich der Bürgermeister selbst produziert	100
6.2.	Legitimierungsstrategien	102
6.2.1.	Vertrauen und Vorbildfunktion	102
6.2.2.	Handlungsfähigkeit und Tatkraft	103
6.2.3.	Wichtige Themen machen die wichtige Person	104
6.2.4.	Strukturen – Demokratische Prozesse sind nicht so wichtig	104
6.2.5.	Legitimierung durch Bürgernähe	105
6.3.	Mittelstädtische Spezifika	106
6.3.1.	Narrative der Nähe	106
6.3.2.	Doing Bürgermeister <u>anywhere</u> ?	107

<u>Literatur</u>	109
------------------	-----

<u>Quellenverzeichnis</u>	117
---------------------------	-----

<u>Abbildungsverzeichnis</u>	118
------------------------------	-----

Zur Einleitung: Städtische, persönliche und fachliche Kontexte

Diese Arbeit entstand am Rande eines vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung geförderten Projekts (Projektnummer P23390-G17), das seit Oktober 2010 am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien bearbeitet wird. Dieses Projekt hat sich zur Aufgabe gesetzt, „Mittelstädtische Urbanitäten“ in zwei Mittelstädten, nämlich Wels in Oberösterreich (Österreich) und Hildesheim in Niedersachsen (Deutschland), ethnografisch zu erforschen. Dabei soll „das Verständnis des Städtischen“¹ erweitert werden und „die Aufmerksamkeit auf bislang weithin ausgeblendete Dimensionen urbanen Lebens“ (ebd.) – eben in mittelgroßen Städten – gerichtet werden. Eingebettet in die Diskussionen des Projektteams unter Brigitta Schmidt-Lauber ging es zunächst darum, eine geeignete Mittelstadt und eine Forschungsfrage für meine Masterarbeit zu finden. Da das Forschungsdesign so angelegt war, zunächst die Diskurse in und über die Stadt in den Blick zu nehmen², und ich vor allem in dieser Projektphase intensiv an den Diskussionen beteiligt war, nahm ich mir vor, die Selbstrepräsentationen der Stadt St. Pölten zu untersuchen.

Die Überlegung war, dass es in St. Pölten, das im Jahr 1986 zur Landeshauptstadt von Niederösterreich wurde und damit einen Wandel von einer Industrie- zu einer Verwaltungsstadt durchlaufen hat, offensichtlicher als in anderen Städten sein könnte, wie eine Stadt ein Image kreiert bzw. dieses Image auch an geänderte Bedingungen in der Stadt anpasst. Die Mittelstadt, die ich für meine Masterarbeit ausgewählt habe, sollte nahe bei Wien liegen, da von Anfang an klar war, dass ich auch Zeit „vor Ort“ im Feld“ (Knecht 2010) verbringen wollte und weitere Entfernungen nicht machbar schienen. Als Mittelstadt eignete sich St. Pölten auch aufgrund seiner (führenden) Mitgliedschaft im „Netzwerk Europäischer Mittelstädte“, weil damit zu vermuten war, dass es ein Nachdenken über die Stadtgröße und deren Spezifik in den politischen und bürokratischen Diskursen geben könnte.

Ich wollte zur Bearbeitung der Fragestellung die Medien des Stadtmarketings³ darauf hin analysieren, wie die Institutionen des Stadtmarketings – also v.a. Magistratsabteilungen und

1 Zitiert aus der Homepage des Projekts. Zusammenfassung unter URL: <http://www.univie.ac.at/middletown-urbanities/zusammenfassung/> (16.03.2013)

2 vgl. hierzu wieder die Projekt-Homepage, v.a. den Abschnitt „Forschungsdesign“ unter URL: <http://www.univie.ac.at/middletownurbanities/forschungsphasen/> (16.03.2013)

3 Der Begriff „Stadtmarketing“ wurde 1987 das erste Mal verwendet und zwar von der deutschen Stadt Frankenthal. Dabei ging „es in den ersten Diskussionsrunden vor allem um den Versuch, diejenigen öffentlichen Handlungsbereiche, in denen die Stadt quasi-unternehmerisch am Markt auftritt – Stadtwerke, Messgesellschaften usw. – durch einen direkten Transfer des Marketinginstrumentariums effizienter zu gestalten“ (Mensing 2000: 24). Von da an erlebten der Begriff und die damit verbundenen Ideen einen wahren Aufwind. Ende 1990, so Stratmann (2000) arbeiteten bereits 50% der nordrhein-westfälischen Kommunen mit dem Begriff, wobei der Anteil unter den mittelgroßen Städten (zwischen 50.000 und 200.000 Einwohnerinnen) besonders hoch war. Bei einer Größe über 100.000 Einwohnerinnen, so Stratmann (2000) mit Hinweis auf eine Studie von Töpfer (1993), überzog das „Citymarketing“ – d.h. die Vermarktung der Innenstadt.

vgl. zu diesem Thema: Bernhard Stratmann (2000): Stadtentwicklung in globalen Zeiten. Lokale Strategien, städtische Lebensqualität und Globalisierung. (= Stadtforschung aktuell; Band 75). Basel u.a. Mario Mensing/Thomas Rahn (2000): Einführung in das Stadtmarketing. In: Michael Zerres/Ingrid Zerres (Hg.): Kooperatives Stadtmarketing. Konzepte, Strategien und Instrumente zur Erhöhung der Attraktivität einer Stadt. Stuttgart u.a., S. 21-38.

ausgelagerte GmbHs – das Bild der Stadt produzieren. Als erste Quellen dienten mir dabei die Homepage der Stadt St. Pölten (als Medium der Binnen- und Außenkommunikation), das Amtsblatt *St. Pölten Konkret* (als Medium der Binnenkommunikation) – von dem auf der Homepage permanent die letzten zwei Jahrgänge abrufbar sind – und Broschüren aus den Bereichen Tourismus, Wirtschaft und Stadtentwicklung.

In der Beschäftigung mit diesen Quellen stellte ich fest, dass Markus Steiner⁴, dem amtierenden Bürgermeister, eine zentrale Stellung in diesen Medien eingeräumt wird. Er wird in mindestens einem Drittel der redaktionellen Beiträge⁵ des Amtsblattes genannt, zitiert und/oder abgebildet. Andere Akteure der Stadtpolitik und -verwaltung sind demgegenüber nur vereinzelt genannt. Aufgrund dieser Fokussierung schien es mir nötig, die Figur des Bürgermeisters in Hinblick auf die Art seiner Darstellung und Präsentation gegenüber den Bürgerinnen genauer zu betrachten und ihn auch zum Zentrum meiner Arbeit zu machen.

Um diese Darstellungen breiter als nur über das Amtsblatt und die Homepage fassen zu können bzw. meiner Arbeit einen weiteren Kontext zu eröffnen, überlegte ich, welche anderen Quellen der Fragestellung dienlich sein könnten. Von besonderem Interesse sah ich es an, den Bürgermeister live zu erleben, also nicht (nur) seine mediale Vermittlung zu erschließen, weshalb ich in den folgenden Monaten Gemeinderatssitzungen, eine Pressekonferenz und die Eröffnung eines Straßenfestes besuchte. Ich führte auch Interviews mit dem Bürgermeister und dem Chefredakteur des Amtsblattes. Das Interview mit dem Chefredakteur zielte auf Fragen der Themenwahl und Entscheidungsfindung in der Redaktion ab. Über das Interview mit dem Bürgermeister wollte ich Material generieren, das mir mehr Auskunft über seine Selbstpräsentation und sein Amtsverständnis geben konnte.

Zur Interpretation der Ergebnisse und zur Einbettung in einen Forschungskontext war es nötig, zu klären, welche aktuellen Diskussionen im Fach – und wenn nötig darüber hinaus⁶ – theoretische und methodische Anschlusspunkte bieten können. Zunächst rücke ich die kulturwissenschaftliche Stadtforschung in den Blick, unter deren Titel auch in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie zum Thema Stadt geforscht wurde und wird. Bilderforschung und Elitenforschung (bzw. Politikerinnenforschung) bilden weitere Eckpunkte des theoretischen Feldes, in dem diese Arbeit eingebettet werden muss. Daran anschließend folgt die Aufarbeitung theoretischer Konzepte von (demokratischer) Repräsentation, wobei ich die juristische und herrschaftssoziologische Perspektive um eine performative erweitere. Aufbauend auf diese fachlichen Kontexte und Theoriestränge konkretisiere ich die Forschungsfrage für diese

4 Sämtliche Namen und biographische Angaben sind, sofern solche hier vorkommen und dies die Argumentation nicht beeinträchtigte, verfremdet worden.

5 Darunter verstehe ich alle Beiträge außer amtliche Kundmachungen, Veranstaltungskalender und Werbeschaltungen.

6 Nötig ist der Blick über das Fach hinaus insbesondere in den Bereichen Politik- und Elitenforschung, da im Fach Europäische Ethnologie keine einheitliche und schlüssige Theorie dazu vorliegt, aber auch beim Thema Bilderforschung, da hier vor allem in der Kunstgeschichte Arbeiten entstanden sind, auf die rekuriert werden kann. Ich habe versucht, vor allem bei der politikwissenschaftlichen Literatur auf solche Autorinnen zurückzugreifen, die von der Methodik und den benutzten Theorien nahe an der Europäischen Ethnologie dran sind, d.h. indem sie etwa eine praxeologische Perspektive einnehmen oder auf auch für uns gültige (soziologische) Klassiker wie Elias, Bourdieu, Foucault oder auch Stuart Hall zurückgreifen.

Arbeit, bevor ich im Kapitel *Quellen und Methoden* meine Wege durch das Feld und die dabei gefundenen bzw. generierten Quellen erläutere und ihren Beitrag zur Beantwortung der Fragestellung kläre. Im Kapitel *Doing Bürgermeister* werden die Ergebnisse der Analyse möglichst nahe am empirischen Material dargestellt und am Ende der Arbeit zusammengefasst und diskutiert.

Das Thema der mittelstädtischen Spezifik taucht in den Quellen und daher auch im Analysekapitel *Doing Bürgermeister* mehrmals auf, ist also nicht nur durch den Forschungskontext vorgegeben sondern auch materialimmanent. Eingehen werde ich auf diese Thematik auch im letzten Kapitel dieser Arbeit, der Zusammenfassung der Ergebnisse bzw. deren Diskussion.

1. Stadt-, Eliten- und Bilderforschungstraditionen

Ein Einblick in die Forschungstraditionen zu Städten und Gemeinden in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie wird an dieser Stelle unternommen, um die Grenzen dieser Arbeit in zweifacher Hinsicht ziehen zu können: zum einen um den Forschungsgegenstand zu begrenzen, zum anderen, um über die Reichweite der Ergebnisse reflektieren zu können, da neben dem Bürgermeister und seinen Repräsentationen auch die Frage danach gestellt werden muss, welchen Stellenwert *die Stadt* in dieser Forschung hat.

1.1. Kulturwissenschaftliche Stadtforschung

Einen Überblick über die Geschichte der „Gemeinde- und Stadtforschung“ im Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie lieferte Paul Hugger (2001) in einem „Grundriß der Volkskunde“ (hrsg. von Rolf W. Brednich 2001). Die volkskundliche Gemeindeforschung mit ihren „Ortsmonografien“ (Hugger 2001: 294), so Hugger, wollte Gemeinden ganzheitlich erfassen und das Leben der lokalen Bevölkerung in den Gesamtstrukturen und ihrer Eigenart analysieren und darstellen (vgl. ebd.: 291). Die „Gemeinde“, so Hugger weiter, wurde als „kleinste politisch institutionalisierte räumliche Einheit“ (ebd.: 292) den Studien vorausgesetzt und als „soziales Grundgebilde der Organisation und kulturellen Überlieferung innerhalb einer Gesellschaft und ihrer Kultur“ (ebd.) verstanden. Grenzen und Institutionen dieser Einheit „Gemeinde“ kamen also nicht in den Blick. Es ging jedoch bereits damals (und geht oftmals noch immer) darum, den „kulturellen Alltag einer Bevölkerung“ (ebd.: 299) zu erforschen, sei es in synchroner, sei es in diachroner Perspektive⁷.

Von den Ortsmonografien, die – nach Vorläufern in der Zwischenkriegszeit – ihre Hochblüte in den 1960er und vor allem 1970er Jahren erlebten (ebd.: 296f.), war es ein längerer und verschlungener Weg zur *Stadt als Forschungsfeld*. Als Gründe dafür, dass die Stadt erst relativ spät – nämlich Hugger (2001) zufolge in den 1990er Jahren, Hengartner/Kokot/Wildner (2000) zufolge bereits in den 1980er Jahren – zum Forschungsort und -gegenstand der Volkskunde wurde, nennt Hugger zum einen ein Defizit an Forschungsmethoden, die auch für das Feld *Stadt* geeignet gewesen wären⁸, zum anderen „schreckte die Komplexität städtischer Lebensstrukturen und die damit gegebenen Schwierigkeiten kognitiver Art ab“ (Hugger 2001: 297). Der ländliche Ort war für die Forschenden übersichtlicher und demnach als Forschungsfeld besser geeignet und diente, so Thomas Hengartner, als „Negativfolie zum klassischen Kanon des Fachs“ (Hengartner 2000: 87). Diese Scheu vor der *Stadt als Ganzem* lässt sich auch in den Studien der 1990er Jahre finden. Dort überwiegen Untersuchungen einzelner Stadtteile, weil sie übersichtlicher und den kleineren ländlichen Gemeinden auch von der Größe her ähnlicher schienen. Anders ausgedrückt fanden die Forschungen in einer „als abgeschlossen wahrgenommene[n] Einheit [statt], die den urbanen Kontext außerhalb des untersuchten

⁷ Eine ähnliche Argumentation findet man bei Bausinger (1961: 54).

⁸ So würden sich gerade bei der Großstadtforschung quantitative Methoden aufdrängen, „die nicht die Stärke der Volkskunde sind“ (Hugger 2001: 297).

Viertels ebenso vernachlässigte wie die Einbindung der Stadt in nationale und globale Zusammenhänge“ (Hengartner/Kokot/Wildner 2000: 5). Es schien „so leichter, auf empirischem Weg zu abstrahierenden Ergebnissen zu kommen, über das Deskriptive zum Exemplarischen vorzustoßen“ (Hugger 2001: 297), also dahin, „Aussagen über das ganze gesellschaftliche Gefüge“ (ebd.: 291) durch eine Fallstudie zu generieren. Problematisch an diesem Ansatz und dem Konzept der „Fallstudien“ ist, so Hugger, dass sie zwar „von großem heuristischen Wert für den betreffenden Problemkreis [sind], [...] das kulturelle Gesamtbild einer Gemeinde“ (ebd.: 300) jedoch vernachlässigen. Vor allem, wenn – wie weiter oben ausgeführt – in der Tradition der Ortsmonografien die Gemeinde/der Ort/der Stadtteil als gegeben vorausgesetzt wird und die Bedingungen der Herstellung dieser Einheiten nicht problematisiert werden.

Kritik an der frühen volkskundlichen Stadtforschung – das ist bei Hugger (2001) bereits angekungen – wird auch dahingehend geäußert, dass sie die Stadt nur als den *locus* der Forschung benutzt und die Stadt als Ganzes nicht in den *Fokus*, also den Blick, genommen hat (vgl. Hengartner/Kokot/Wildner 2000: 7). Im Laufe der 1990er Jahre hat sich die deutschsprachige kulturwissenschaftliche Stadtforschung dann auch der *Stadt als Ganzem* zugewandt und versuchte⁹ vereinzelt „Volkskunde der Stadt“ (Hengartner 2000: 89) zu betreiben. Hier, so Hugger, „steht der Urbanisierungsprozeß als dauernde Transformation der Lebensweise im Zentrum“ (Hugger 2001: 299, vgl. Hengartner/Kokot/Wildner 2000: 7), also jene Unübersichtlichkeit, die einst Forscherinnen davon abgehalten hat, sich der Stadt überhaupt zuzuwenden. „[D]ie Fülle der Lebensäußerungen und stets neue Formen des Zusammenlebens als Kaleidoskop unterschiedlicher Mentalitäten und Lebensweisen“ (Hugger 2001: 299) lassen die Stadt für die Forschenden zum paradigmatischen Feld der Spät-/Nach-/Postmoderne werden, was den aktuellen Boom der Stadtforschung in der Europäischen Ethnologie, aber auch in benachbarten Wissenschaften wie der Soziologie erklären mag. In der Stadt, so die Annahme, „verdichten [...] sich Prozesse von Veränderung, Vernetzung und der Entstehung neuer kultureller Formen“ (Hengartner/Kokot/Wildner 2000: 8).

Problematisch an ethnografischer Forschung – so ist etwa bei Gisela Welz (2011) zu lesen –, ist die Tatsache, dass Feldforschung immer an einem konkreten Ort, in einem konkreten Raum – eben dem „epistemischen Ort“ (ebd.) – stattfinden muss¹⁰, weil „Faktoren für die Ausgestaltung urbanen Lebens durchaus lokal gebunden sind“ (Hengartner/Kokot/Wildner 2000: 12). Aus dieser lokalen Gebundenheit des ethnografisch zu erfahrenden Wissens resultiert, so

9 Setha M. Low versuchte 1996 eine Theoretisierung der Stadtanthropologie unter dem Titel der *Anthropology of the City*. Dabei nahm sie zwar historische, bildliche, wirtschaftliche, planerische und religiöse Bedingungen und Beziehungen in den Blick, jedoch keine politischen (vgl. dazu die geringe Auseinandersetzung mit politischen Eliten in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie Kapitel 1.2.).

vgl. Setha M. Low (1996): *The Anthropology of Cities. Imagining and Theorizing the City*. In: *Annual Review of Anthropology* 25, S. 383-409.

10 Es sei denn, dieser 'Ort' ist im Marcus'schen Sinne ein 'Thema'. Etwa, wenn die Forscherin nicht mehr Menschen an verschiedene Orte der Welt folgt (multi-sited ethnography), sondern einer Metapher, einer Handlung, einer Geschichte oder einer Allegorie durch deren Bedeutungszusammenhänge und Verweisungsnetze, die in keiner Weise mehr räumlich sein müssen.

vgl. George E. Marcus (1995): *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology*, Vol. 24, S. 95-117.

Welz, ein „Spannungsfeld“ (Welz 2011: 11), in dem sich die Frage nach der „Repräsentativität“ der Studien für größere Zusammenhänge immer stellt. Diese kann durch „Abstraktion, die durch theoriegeleitete Generalisierung oder auf komparativer Basis“ (ebd.) erfolgt, erreicht werden. Die einzelne Stadt, der Ort der Forschung, bleibt dabei der Wahrheitsort (*truth spot*), der dazu dient, Aussagen, die aus der Feldforschung generiert wurden, über rhetorische Strategien der Verortung (*emplacement*) zu legitimieren (vgl. Schneider 2011: 56f.). Der *eine* Ort wird als spezifisches Feld jener Ort, an dem die Forschende *eintaucht* in das Feld.

In der Erzählung jedoch wird das Feld als „ortloser Platz“ (ebd. 56) erzählt, dessen Strukturen sich überall finden könnten und deren Aussagen damit Anspruch auf eine allgemeine Gültigkeit erheben.

Da sich auch mein Feld in dieser Arbeit auf eine Stadt (St. Pölten), nicht zuletzt aus pragmatischen Gründen, beschränken muss, bleibt mir zur Generalisierung der lokal generierten Erkenntnisse der Rückgriff auf Theorien. Die dafür notwendigen theoretischen Konzepte, die meine Arbeit begleiten und den Rahmen verbreitern lege ich in *Kapitel 2* dar.

1.2. Der Bürgermeister in volkskundlichen Forschungen und darüber hinaus

In der ‘alten’ Volkskunde, sprich vor dem 1970 auf der Arbeitstagung der DGV in Falkenstein eingeleiteten Paradigmenwechsel im Fach, waren lokale Eliten, wie „Pfarrer, Lehrer, Beamte, Aerzte“ (Riehl 1869: 14) zentrale Auskunftspersonen, vor allem wenn es darum ging, „Thatsachen“ (ebd.: 12) zu erfahren¹¹.

Im Zuge der Neuorientierung, zum einen an der *Gegenwart*, zum anderen an der Soziologie als Leitdisziplin, wurde auch zunehmend eine emische Perspektive eingefordert. Der Bürgermeister, der Pfarrer, Lehrer oder Beamte konnte nun nicht mehr einfach Auskunft über das Volk geben, weil er, wie schon Riehl wusste, „heimisch im Volksleben und fremd zugleich“ (Riehl 1896: 14) ist:

„Der Pakt mit den ‘Einflußreichen’ mutet jedoch faustisch an. Ganz abgesehen von Untersuchungen in gesellschaftlichen Konfliktfeldern, in denen die Bitte um Unterstützung bei den ‘sozial Höherstehenden’ geradezu die Verzerrung der Ergebnisse heraufbeschwört, stehen die Vermittlungspersonen, obwohl dem Untersuchungsfeld angehörend, sozial und kulturell dem Forscher näher als den Forschungsobjekten. In der Volkskunde mag dies der Bürgermeister sein, der Lehrer oder der Herr Pfarrer; in der Soziologie der Vertreter des Managements, der Arbeitsdirektor oder der Sozialarbeiter; in der Kultur- und Sozialanthropologie der (Verwaltungs-)Beamte oder der Missionar. Nicht zufällig wird der Forscher von seinen designierten Forschungsobjekten positional mit solchen Personen verwechselt. Häufig sind diese Vermittlungspersonen selbst Laien-Ethnologen, Laien-Soziologen und Laien-Volkskundler; in ihrer kulturell-hegemonialen Funktion sind sie auf zumindest rudimentäre Kenntnisse der kulturellen Eigenarten der jeweiligen

11 Für Heinrich Wilhelm Riehl gibt es im „Wanderbuch“ drei Arten von Auskunftspersonen, die im Rahmen der Forschungen befragt werden sollen: „Den Fachgelehrten, studierten Mann“ (Riehl 1869: 12) kann er direkt fragen, um Tatsachen zu erfahren, den „allgemein gebildeten Mann“ (ebd.) auf Umwegen, um „sein Urtheil über geläufige Thatsachen“ (ebd.) zu hören. „Den Ungebildeten“ (ebd.) hingegen „frage ich wo möglich gar nicht, ich suche ihn nur zum Reden zu bringen, denn wie er von selbst redet und sich gibt, das ist mir hier an sich schon eine erforschenswerthe Thatsache“ (ebd.).

Population angewiesen. Werden solche Mittler von Beruf um Mithilfe gebeten, dann liegt es nahe, daß sie bemüht sind, dem Forscher ihre ‚Schäfchen‘ vorzuführen.“ (Lindner 1984: 60)

Die Unmöglichkeit der Weiterführung dieser Praxis der *Vorführung* der ‘einfachen Leute’ gegenüber dem Forscher lag, so begründet es Wolfgang Kaschuba in seiner „Einführung in die Europäische Ethnologie“ (2006), dass viele der aktuell das Fach studierenden und im Fach tätigen Personen eher den nicht elitären Schichten der Gesellschaft entstammen (vgl. Kaschuba 2006: 85ff.). Zum anderen hat dies mit der Zeit zu tun, in welcher der Umbruch im Fach stattfand: Die Emanzipation der Jugendlichen 1968 gegenüber ihrer Elterngeneration, und in Folge der Bürgerinnen gegenüber dem Staat – Stichwort Bürgerrechtsbewegungen – erlaubte es den Wissenschaftlerinnen nicht länger, die Forschungsobjekte nicht selbst zu Wort kommen zu lassen¹². Der Fokus der Forschung zielte damit (wieder) recht stark auf die Alltage der unteren Schichten oder jene von Subkulturen ab, wobei diese Personen dann auch als zentrale Auskunftspersonen über ihre eigenen Lebenswelten und Alltage begriffen und dementsprechend beobachtet und befragt wurden.

Mit dem Absprechen des elitären Wissens über das *Volk*, verschwanden die von Riehl genannten „Eliten“ aus der Mehrzahl der volkskundlichen/kulturanthropologischen/ethnologischen Literatur¹³. Nach 1970 gibt es dementsprechend auch nur wenige Arbeiten in denen der Bür-

12 Utz Jeggle (1984) begründet diesen Perspektivenwechsel so: Der Bürgermeister in den frühen Arbeiten nicht als soziale Rolle selbst ‘Forschungsobjekt’, sondern diente als Auskunftsperson etwa über das Leben, die Geschichten, die Kleidung und die Lieder seiner Bürgerinnen (vgl. Jeggle 1984: 98). Zeitgleich erschienen Malinowskis Tagebücher, dem die ‘Writing Culture Debatte’ folgte, in der die Frage nach der ethnografischen Repräsentation und der Legitimation der Darstellung anderer durch die Forscherinnen im Zentrum standen. Vgl. dazu Fuchs/Berg (1993).

vgl. James Clifford/George E. Marcus (1986): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley/Los Angeles/London.

13 In Gisela Welz’ Analyse von Kulturinstitutionen in Frankfurt am Main und New York kommen die Institutionen an sich nicht zum Sprechen, sondern die Forscherperspektive fällt von außen auf die Institution resp. deren Repräsentationen, um die Darstellung von „Multikulturpolitik“ oder „Migrantenkulturarbeit“ zu analysieren.

vgl. Gisela Welz (1996): *Inszenierungen kultureller Vielfalt. Frankfurt am Main und New York City (= Zeithorizonte; Band 5)*. Berlin.

Auch Überblicksbände, wie der hundertste Band der „Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen“ enthält, wie im Vorwort zu lesen ist, „wichtige Studien zu den klassischen und zu den neuen Themen des Faches“ (Heesen/Johler/Tschofen 2008: 9). Die Reihe bildet, so die Herausgeber „allgemeine Fachentwicklungen ebenso wie Tübinger Spezifika“ (ebd.) in der Auswahl der Artikel ab. Von Adventskranz über Armut bis zu Nationalismus reicht der Bogen im Jubiläumsband, der den Anspruch trägt, „[e]ine Enzyklopädie der Themen und Zugänge aus vier Jahrzehnten“ (ebd.) zu sein; es wurden jedoch weder das Thema Bilder, noch das Thema (Lokal)Politik in die Enzyklopädie aufgenommen.

vgl. Reinhard Johler/Bernhard Tschofen (2008) (Hg.): *Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Der Reader des Ludwig-Uhland-Instituts. Tübingen*; darin: Anke te Heesen/Reinhard Johler/Bernhard Tschofen: „Band 100“ - Eine Enzyklopädie der Themen und Zugänge aus vier Jahrzehnten. S. 9-12.

Ebenfalls einen Überblick über *die* Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie findet man im „Grundriß der Volkskunde“, von Rolf Wilhelm Brednich 2001 bereits in der dritten Auflage erschienen. Auch dort findet man keine Eliten- oder Politikforschung, dafür sehr klassische volkskundliche Felder wie Arbeiterkultur, Handwerksforschung Kleidungs- und Nahrungsforschung oder Brauchforschung; daneben stehen immerhin

germeister – als Teil diese Eliten – noch einen Platz findet. Eine davon ist Helmut Fielhauers Beitrag zum „Bürgermeister von Gersthof“ (Fielhauer 1981). Darin versucht er, über den Lebenslauf eines verstorbenen Bürgermeisters bzw. zu dessen Gedenken, eine „kulturgeschichtlich-biographische Skizze“ (ebd.) eines Wiener Stadtteils. Er bleibt dabei sehr nahe am Lebenslauf der Person bzw. seiner Eltern und liefert wenig Analyse zum Amt und zum städtischen Kontext.

Leopold Schmidt hat 1977 über „Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretation“ publiziert. Im Zentrum seines Beitrages stehen, „öffentliche Bildgebärden“, die er wie folgt versteht:

„[W]o immer der Grundstein eines Gebäudes gelegt wurde, da fand sich eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, die mit der Maurerkelle einen symbolischen Strich, [sic!] zog, mit einem womöglich eigens dafür gefertigten Hammer einen symbolischen Schlag tat. [...] Wo eine Brücke oder ein Teilstück einer Straße fertiggestellt wurden, spannten dienstefrige Leute ein Band, und die Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, der der Vollzug der Bildgebärde zustand, schritt am Festtag darauf zu und durchschnitt es. [...] Kam der Tag des Baumes, dann erschien gewiß ein Bürgermeister und pflanzte vor den Augen der Schulkinder ein junges Bäumchen in eine sorgfältig vorbereitete Grube.“ (Schmidt 1977: 289)

Schmidt sieht in diesen Bildgebärden „Zeichen einer Handlung, die real gar nicht stattfindet, oder von der nur mehr Rudimente vorhanden sein können“ (ebd.: 290) und bezeichnet sie in weiterer Folge als „leere Gesten“ (ebd.). Er interpretiert sie als eine Form von „öffentlichen Brauchhandlungen“ (ebd.: 293), die man nicht selbst miterlebt haben muss: „[E]in gewisses, allgemeines Wissen genügt, auch zur Fortspinnung der Gedanken und Meinungen, die sich daran knüpfen“ (ebd.). Einmal dokumentiert, werden die Abbilder dieser *öffentlichen Bildgebärden* dann über „Zeitungen, Rundfunkmeldungen, Wochenschaufilme“ (ebd.: 294) u.dgl. verbreitet.

„So wenig ‘Glaube’ darin zu finden sein mag, wenn ein Großstadtbürgermeister einen Maibaum oder eine Weihnachtstanne aus den Bergen vor seinem Rathaus begrüßt, das

auch Frauen- und Geschlechterforschung und Bild- und Medienforschung.

vgl. Rolf W. Brednich (2001) (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. überarb. u. erw. Auflage Berlin.

Das Thema Politik in einer Alltagsperspektive nimmt die Herausgeberin Michaela Fenske in einem Jubiläumsband für Carola Lipp in den Blick. Der Fokus der Politikbetrachtung liegt in diesem Band – in der Tradition der Frauenbewegung der 1970er und 80er Jahre, so Fenske – auf „der Aushandlung geschlechtlicher Zuschreibungen wie überhaupt von Machtverhältnissen“ (Fenske 2010: 9) im Alltag, d.h. durch „Mikrostudien in lebensweltlichen Kontexten“ (ebd.). Die einzelnen Autorinnen des Bandes beschäftigen sich in ihren Beiträgen dann mit Themen wie „Politiker in der Logik des Dokumentarfilms“ (Näser 2010), „Bürgerlichkeit als historische Identitätspolitik“ (Kaschuba 2010: 84) oder mit Praktiken der „Wohnungsinspektion in Halle (Saale) zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ (Hauser 2010).

vgl. Michaela Fenske (2010) (Hg.): Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. (= Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie; Band 5). Berlin;

darin: Wolfgang Kaschuba: Verlorene Bürgerlichkeiten? S. 81-96, Andrea Hauser: Intersektionale Perspektiven auf die Wohnungsinspektion in Halle (Saale) zu Beginn des 20. Jahrhunderts, S. 305-328 und Thorsten Näser: Lost in wide shot. Politiker in der Logik des Dokumentarfilms. S. 329-347.

Sinnzeichen selbst ist da, und es hat jene Dimensionen angenommen, die der Großstadt, dem Transport-Lastauto, kurz der technischen Welt von heute zukommen, aber es repräsentiert letzten Endes doch sich selbst: es wird am markanten Zeiteinschnitt aufgestellt – es verfügt über ‘Termin’ und ‘Aktion’, wie dies für jede echte Brauchgestaltung Bedingung ist.“ (ebd.: 310)

Leopold Schmidt liefert nur wenig analytische Aspekte und fragt nicht nach den Deutungsangeboten, die mit diesen Bildern transportiert werden (sollen). Ihm geht es in erster Linie darum, die Bildgebärden als Teil des Brauchhandelns zu definieren und sie somit zum Kernbereich des Faches Volkskunde zu machen. Trotz dieses programmatischen Anspruches gibt es in der Nachfolge Schmidts meines Wissens nach aber keine Arbeiten zu einer volkskundlichen Brauchforschung an diesen Bildgebärden.

In historischer Perspektive hat sich Annemarie Röder mit dem Leben und den Lebenserzählungen von Königinnen, aber auch jenen von Bürgermeistern befasst. In „Alltag und Politik: Das Wartheländische Tagebuch des Alexander Hohenstein (1940-1942)“ (Röder 2000) wertet sie das Tagebuch des Alexander Hohenstein aus, der „Bürgermeister einer Industriegemeinde in der Niederlausitz“ (ebd.: 199) war und aus dem Zeitraum 1940 bis 1942 tagebuchähnliche Aufzeichnungen hinterlassen hat. Annemarie Röder rekonstruiert daraus einen „nationalsozialistischen, rassistischen Konsens“ (ebd.: 215), der damals geherrscht hat und dessen „konstruierte Kategorisierung von Menschen mit Hilfe des Kriteriums der Abstammung“ (ebd.). In ähnlicher Weise nahm der kanadische Anthropologe William Walcott 2003 den „Toronto Mayor, Mel Lastmann“ in den Blick, um herauszufinden, ob in seiner Sprache und in seinen öffentlichen Auftritten rassistische Motive gegenüber „Mombassa Natives“ gefunden werden können. In der Zusammenschau der Äußerungen und Auftritte des Bürgermeisters von Toronto konnte Walcott nachweisen, dass es einen Zusammenhang zwischen dem in Kanada prominenten „radical democratic, corporate, and liberal multiculturalism“ (Walcott 2003) und dem Rassismus des Bürgermeisters gibt, weil das Konzept des Multikulturalismus an sich Rassismus gegenüber bestimmten Gruppen – hier: „Blacks“ – nicht ausschließt (ebd.).

Im Sammelband „Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole“ (Schmidt-Lauber 2010) kommt der Bürgermeister im Beitrag des Historikers Sebastian Haumann zwar vor, aber nicht als zentraler Akteur in den Blick. Vielmehr berichtet er von der Spezifik mittelstädtischer Netzwerke, die es (besser gestellten) Eltern von Jugendlichen – die an „Hausbesetzungen in Hilden 1980-1982“ (Haumann 2010) beteiligt waren – erlauben, über ihre persönlichen Beziehungen zum Stadtrat, Gemeinderat und Bürgermeister eine Verfolgung und Bestrafung ihrer Kinder zu verhindern.

Das Desiderat, volkskundliche/europäisch-ethnologische (und soziologische) Forschungen mögen sich auch den oberen Schichten, den Machthabern, den Eliten zuwenden, ist bereits relativ alt. 1977 etwa hat Norbert Elias dies in seinem Buch „Die höfische Gesellschaft“ (1977)¹⁴

14 zitiert nach: Norbert Elias (1977): Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft. Darmstadt.

folgendermaßen benannt:

„Es ist verständlich, daß man sich bisher oft nur mit den Zwängen befaßt, denen macht-schwächere Gruppen ausgesetzt sind. Aber man gewinnt auf diese Weise doch nur ein einseitiges Bild.“ (Elias zit. in: Gieske 2001: 347)

Ähnlich argumentierte kurze Zeit vorher auch die britische Anthropologin Laura Nader, die ihre Forderung, nach 'oben' zu forschen in ihrem Aufsatz „Up the Anthropologist. Perspectives Gained from Studying Up“ (Nader 1969) damit begründet, dass es nicht möglich ist, die Lebenswelten von 'Normalbürgerinnen' zu verstehen ohne die Strukturen, Werte und Normen der Eliten und Institutionen zu kennen, weil eben dort Entscheidungen getroffen werden, die sich auf die Alltage aller Gesellschaftsmitglieder auswirken (können).

„Zum Aufgabenspektrum einer zur Europäischen Ethnologie, Empirischen Kulturwissenschaft oder Kulturanthropologie hin geöffneten Volkskunde gehören auch Untersuchungen, die mittel- und Oberschichtliche Gruppen oder von ihnen dominierte Institutionen nicht nur en passant einbeziehen, sondern ins Zentrum des Interesses rücken.“ (Warneken/Wittel 1997: 4)

Dabei, so Warneken/Wittel sollte das derart erweiterte Fach nicht darauf warten, dass diese Arbeiten von der Soziologie oder den Politikwissenschaften erledigt würden. Als Gründe, die dafür sprechen, 'aufwärts' zu forschen, nennen die beiden Autoren – ähnlich wie und mit Bezug auf Laura Nader (1969) – etwa, dass die „Kultur der 'Eliten' noch immer ein besonderes Maß von Machtausübung über andere Gruppen [enthält], was auch ein besonderes Interesse der Öffentlichkeit an dieser Kultur rechtfertigt“ (Warneken/Wittel 1997: 4). Für die historische Kulturwissenschaft beschrieb Sabine Gieske die Gründe für diesen Perspektivenwechsel so:

„Wenn wir davon ausgehen, daß unterschiedliche Klassen und Gruppen ihre Welt je nach ihrem Standort in der Gesellschaft anders sehen, weil sie andere Erfahrungsmodalitäten haben, dann stellt sich auch die Frage, wie die Welt aus der Perspektive privilegierter Klassen aussah.“ (Gieske 2011: 345)

Der schwedische Sozialanthropologe Ulf Hannerz wiederholte in jüngerer Vergangenheit (2006) diese – bisher nur selten eingelöste – Forderung¹⁵, wobei er sich dafür aussprach, die

15 Als Beispiele eines „research up“ ist hier zuallererst die ethnologische Unternehmensforschung zu nennen, die es bereits zu einer eigenen Forschungstradition gebracht hat (vgl. Moosmüller/Götz 1992, Helmers 1993). Unter dem Begriff „Business Anthropology“ sind dazu Arbeiten im anglophonen Raum entstanden (Jordan 2003), vgl. auch Ethnoscripts (2010). Seltener stößt man auf Arbeiten, die sich mit anderen Eliten befassen. So konnte ich in meiner Recherche für diese Arbeit die Dissertation von Heiner Goldinger ausfindig machen, der die Frankfurter und die Berliner Börsen bzw. die dort tätigen Händler erforscht hat (Goldinger 2000). Ebenfalls im Bereich des Finanzmarktes hat die bereits erwähnte Irene Götz geforscht, wie in den „Arbeits- und Industriesoziologischen Studien“ nachzulesen ist (Götz 2010).

Auch im Nachbarfach der Kultur- und Sozialanthropologie haben sich Forschungen auf den „Stamm der Experten“ konzentriert. So etwa die Arbeit von Thomas Hüskens, die unter eben diesem Titel erschienen ist (Hüskens 2006) und Mitarbeiterinnen der deutschen Entwicklungszusammenarbeit in vier verschiedenen Ländern in den Blick nimmt. Nicht unerwähnt bleiben können hier die (programmatischen) Arbeiten zu Eliten-, Organisations- und Politikforschung von Cris Shore (2002, 2011) und Susan Wright (1994).

vgl. Cris Shore/Stephen Nugent (Hg.) (2002): *Elite Cultures. Anthropological Perspectives*. London u.a. Cris Shore (Hg.) (2011): *Policy Worlds. Anthropology and the Analysis of Contemporary Power*. New York/NY.

Susan Wright (Hg.) (1994): *Anthropology of Organizations*. London u.a.

Forschung *nach oben* nicht von anderen Perspektiven zu trennen, sondern als eine mögliche im Blick zu behalten.

Gisela Welz könnte man mit ihrer Forderung, „die Gemeinde als kontingentes, politisch umstrittenes Ergebnis der ‘place-making strategies’ von lokalen und überlokalen Akteuren“ (Welz 2011: 12) in den Blick zu nehmen, so verstehen, dass gerade auch elitäre Akteure in den Blick kommen müssen, um eine Gemeinde zu begreifen. Barbara Lang beschäftigte sich in diesem Sinne mit der Stadtplanung in Hamburg mit dem erklärten Ziel, die Eliten zu verstehen, „welche die Entwicklung und Gestaltung der Stadt maßgeblich beeinflussen“ (Lang 2000: 55). In dieser Tradition verorte ich mich mit dieser Arbeit, in welcher der Bürgermeister als zentraler Akteur in den Blick kommt, in der er aber nicht Auskunft über die Bürgerinnen der Stadt gibt. Durch die Analyse der Darstellungsweisen und Legitimierungsstrategien des Bürgermeisters können demnach auch Aussagen über die *Stadt als Ganzes* generiert werden.

1.3. Bilderforschung - Herrscherbilder¹⁶

Im Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie wird lange Zeit schon mit fotografischen Quellen hantiert. Dabei standen zunächst die dokumentarischen Fähigkeiten des Mediums im Vordergrund (vgl. Brednich 2001b: 205f., Hägele 2007b: 65f., Hägele 2007a: 319ff.). Bilder wurden in dieser Lesart als Hilfsmittel verstanden, die für andere Forschungsfelder Informationen bereithalten. Prominenteste Beispiele im Fach sind die Bereiche der Trachten- und Geräteforschung, aber auch Keramik-, Möbel- oder Volksmusikforschung (vgl. Brednich 2001b: 208, Hartinger 2007: 90ff., Hägele 2007b: 64). Erst in den 1980er Jahren wurde von Nils Arvid Bringéus ein anderer Blick auf die Bilder geworfen und eine Kommission für Bilderforschung gegründet. Das Ziel dieser neueren Beschäftigung mit dem Bild ist es, dessen „Indikatorfähigkeit“ (Gerndt 1981: 75¹⁷, zit. in Brednich 2001b: 206) zu nutzen, „d.h. die Frage, was uns eine Darstellung *über* Erscheinung, Gebrauchsbedeutung oder Zeichenhaftigkeit verschiedenster Objektivationen mitteilen kann“ (Brednich 2001b: 206). Aus diesem Umgang mit Bildern leitet sich eine Weiterentwicklung der Bilderforschung in den Kulturwissenschaften ab, in der das Bild zunehmend in seinen (ursprünglichen) Kommunikations- und Verwendungszusammenhängen in den Blick genommen wurde, d.h. man ging an das Bild mit Fragen der Produktion, Distribution und Rezeption heran (vgl. Hartinger 2007: 82f., Brednich 2001b: 214,

Angelika Dreßler (2008) hat eine Ethnografie von Auslandskorrespondenten unter dem Titel „Nachrichtenwelten. Hinter den Kulissen der Auslandsberichterstattung. Eine Ethnografie“ im transcript Verlag veröffentlicht und Ulrike Niedner-Kalthoff hat diplomatische Lebenswelten untersucht, deren Ergebnis ebenfalls bei transcript unter dem Titel „Ständige Vertretung. Eine Ethnografie diplomatischer Lebenswelten“ (Niedner-Kalthoff 2005) erschienen ist.

16 Das „Herrscherbild“ ist zunächst – insbesondere als Gemälde – ein Forschungsfeld der Kunstgeschichte als Bildwissenschaft. Dabei geht es in der Beschäftigung mit dem Abbild der Herrschenden nicht nur um Fragen von Technik und Stilen, sondern auch darum, welchen „Sinn“ (Schoch 1975: 11) ein solches Herrscherbild in der zeitgenössischen Rezeption vermitteln sollte. Dieser Aspekt scheint für die vorliegende Arbeit von Interesse und anschlussfähig.

17 zitiert aus: Helge Gerndt (1981): Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten. München.

Hägele 2007b: 285ff., Brake 2013: 60). Die Fragen zielten nun nicht mehr auf den dokumentarischen Wert der Bilder, darauf, was sie über andere Zeiten und Orte *erzählen* konnten (vgl. Gerndt 2005b, Hägele 2007b: 286), sondern auf gesellschaftliche Bezüge und die Bedeutung der Bilder in ihrem Gebrauch (vgl. Hägele 2007a: 319ff).

Dieser neue Fokus ging einher mit dem wissenschaftlichen Bewusstsein, dass die Fotografie nicht die Realität abbildet (vgl. Hägele 2007a: 326f.), sondern die „Illusion eines indexikalischen Zusammenhangs“ (Regener 2006: 439) vermittelt. In der vorliegenden Arbeit wird dieses Bewusstsein in der Bildanalyse *vergessen*, weil das „naive[]‘ Bilder-Denken breiter Bevölkerungsschichten“ (Gerndt 2005c: 33), welches im Gegensatz zum „reflektierte[n] wissenschaftliche[n] ‘Bilddenken’“ (ebd.) steht, den augenscheinlichen direkten Bezug zum abgebildeten Gegenstand als direkte Referenz versteht (vgl. Sontag 1996: 148).

In Bezug auf das Herrscherbildnis bedeutet dies, dass „[i]n der Neuzeit [...] die Erwartung [wächst], durch Bildnisse der politischen Führer Einzelheiten über deren Charakter zu erfahren“ (Warnke 2011: 484). Es kommt, so schrieb Susan Sontag bereits 1977 (Sontag 1996), im Bild zu einer „Vergrößerung der Realität“ (Sontag 1996: 156, vgl. Regener 2006: 438)¹⁸, die in Verbindung mit der „Bilderflut“ (Hartmann 1992), welcher der zeitgenössische Mensch durch verschiedene Medien ausgesetzt ist¹⁹, sogar dazu führen kann, dass man mitunter das Bild für realer ansieht als die Wirklichkeit (vgl. Sontag 1996: 152ff., Gerndt 2005a: 115, Landwehr 2008: 59, Belting 2002: 28, Brake 2013: 66). Und das auch, wenn es sich bei dem Bild nicht um eine Fotografie, sondern um eine gedruckte Abbildung handelt. Hier besteht für die Produzentinnen und Rezipientinnen nicht die, in den Wissenschaften verbreitete, „Krise der Repräsentation“ (Belting 2002: 18). Es würden wohl nicht so viele Bilder produziert und gedruckt, betrachtet und *gelesen*, wäre der „Zweifel an der Referenz“ (Gerndt 2005c: 33) alltäglich und gegenwärtig.

Die Pressefotografie, wie sich auch in dieser Arbeit als Quelle dient, wurde bereits 1961 von Roland Barthes untersucht, um etwas über „[d]ie Fotografie als Botschaft“ (Barthes 1990: 11) herauszufinden. Auch in der kulturwissenschaftlichen Bilderforschung kommt das Pressebild (vor allem von Politikerinnen) immer wieder beispielhaft in den Blick (etwa bei Hägele 2007b, Gerndt 2005b, Götz 2005). Umfassende und systematische Untersuchungen sind hingegen Mangelware (z.B. die politische Karikatur bei Gerndt 2005b). Es existiert damit kein Kanon zur Bildanalyse zeitgenössischer politischer Repräsentantinnen²⁰ bzw. nur „spärliche Veröf-

18 Man könnte mit Hans Belting auch sagen: „Die Welt muß erst inszeniert werden, damit sie die Bilder liefert, in der man mehr von ihr versteht, als ihre Oberfläche preisgibt“ (Belting 2002: 234).

19 Susanne Regener bezeichnet dies auch mit dem Begriff „scanning images“, d.h. einem schnellen und pausenlosen Bilderkonsum (vgl. Regener 2006: 440).

20 Dabei, darauf haben etwa Meyer/Ondrup (1998) hingewiesen, sind die Medien als zentrale Quelle (Meyer/Ondrup 1998: 524) der Politikforschung zu betrachten, da es zum einen heutzutage unmöglich ist überhaupt die Sphären von Politik und Medien zu trennen (ebd.: 532), und die Darstellung von Images mitunter wichtiger scheint als die politischen Inhalte, die damit (unter Umständen auch) transportiert werden sollen (Donsbach 1995: 33). Die gezeigte politische Welt soll unabhängig von Medien erscheinen (Meyer/Ondrup 1998: 526f.), wofür sich insbesondere Bilder eignen, da sie als die dahinter stehenden Handlungen gelesen werden (vgl. Hammers 2011). Ziel der medialen Darstellung von Politikerinnen, so Meyer/Ondrup ist die Verminderung der Distanz zwischen Politiker und Wähler (Meyer/Ondrup 1998: 532) im und durch das

fentlichungen zur Bildsymbolik in der Fotografie“ (Hägele 1997: 462)²¹.

Daher greife ich, wie auch die frühe volkskundliche Bilderforschung, auf die Arbeiten der Kunstgeschichte zur Analyse von (Herrscher-)Bildern zurück. Der Kunstgeschichte geht es in der Beschäftigung mit dem Abbild der Herrschenden nicht nur um Fragen von Technik und Stilen, sondern auch darum, welchen „Sinn“ (Schoch 1975: 11) ein solches Herrscherbild in der zeitgenössischen Rezeption vermitteln sollte. Zur Bildtradition des Bürgermeisters ist im „Handbuch der politischen Ikonografie“ (Fleckner/Warnke/Ziegler 2011) nachzulesen, dass (zumindest im deutschsprachigen Raum²²) bereits ab dem 15. Jahrhundert, bedingt durch die „Entlastung vom Gewaltmonopol“ (Syamken 2011: 202), d.h. die Beschränkung der Kommunalpolitik auf „friedliche Aufgaben“ (ebd.: 201), die Bildnisse der Bürgermeister „Standesbildnisse, keine Amtsbildnisse“ (ebd.: 202) mehr waren. Dies drückt sich „in einem Minimum an Symbolik“ (ebd.) aus, weil der Bürgermeister – so ist bei Rainer Schoch (1975) nachzulesen –, nicht in Amtstracht, jedoch auch „nicht als Individuum, sondern als Träger eines Amtes“ (Schoch 1975: 13) abgebildet wird.

Unter *Symbolik* versteht Syamken (2011) dabei die, den Bürgermeister in Bildern begleitenden Dinge, also Accessoires, Kleidung u.dgl., Amtszeichen, „Amtsketten“ (ebd.: 201) oder die „Amtstracht“ (ebd.: 206). Diese wandelte sich in aktuelleren Bildnissen zu Dingen wie „Staumantel, Ölzeug oder Elblosenmütze“ (ebd.: 205). Die Trivialisierung der Attribute stellt Syamken allerdings schon für das 17. Jahrhundert fest, wo in den Hansestädten zu beobachten war, dass „die ´spanische Tracht´ zur zivilen Uniform des ganzen Rates“ (ebd.: 205) wurde, wodurch man „den Bürgermeister als *Primus inter pares* nicht unterscheiden“ (ebd.) konnte.

„Schon die frühesten überlieferten selbständigen Bildnisse sind Herrscherbildnisse“ (Warnke 2011: 481), so Martin Warnke in seinem Artikel „Herrscherbildnis“ im genannten Band. Sie waren nötig, weil es „keinen persönlichen Zugang zu dem Gesicht eines Herrschers“ (ebd.: 481f.) gab. Sie dienten also in erster Linie als „Stellvertreter“ (ebd.: 482) und waren von Beginn an mit einer dualen Perspektive ausgestattet: Sie zeigten und oszillierten zwischen „Person und Repräsentation, Ähnlichkeit und Idealität, persönliche[r] Befindlichkeit und öffentliche[m] Ansehen“ (ebd.: 482). Die Stellvertreterfunktion bezeichnete dabei eine „sympathetische Verbindung“ (ebd.) zwischen Bildnis und Abgebildetem. „[A]lles, was dem Bildnis angetan wurde, wurde auch dem Abgebildeten angetan“ (ebd.). Und das Bild führte eine Art Eigenleben, denn es stand tatsächlich für den Herrscher und musste als solcher behandelt werden, wenn der Herrscher abwesend war (vgl. Sander 2011)²³.

medial vermittelte Bild (vgl. Sontag 1996: 150, Belting 2002: 30). Dies kann das Bild leisten, da es über die Abbildung die Anwesenheit von etwas Abwesendem vermitteln kann (vgl. Schlögl 2004: 25 und 31, Boehm 2007: 38f.).

21 Anders stellt sich diese Situation in den Geschichts- und Politikwissenschaften dar. Die Bände Andres/Geisthövel/Schwengelbeck 2005, Arnold/Fuhrmeister/Schiller 1998, Darian 2009, Diers 1997, Hoffmann 1982, Russo 1985, Seifert 1997 geben einen guten Einblick in die Thematik.

22 Syamken zufolge gestaltete sich dies in Italien anders; auszunehmen sind demnach „die italienischen Signorien, allen voran die venezianischen Dogen“ (Syamken 2011: 206, Anm. 4).

23 Dieser „staatsrechtliche Repräsentationsbegriff“ (Schoch 1975: 15) ist aus dem Sakralrecht abgeleitet und

Im 18. Jahrhundert, so ist bei dem Kunsthistoriker Rainer Schoch (1975) nachzulesen, wurde „der Monarch [...] zum Gegenstand der bürgerlichen Kunst“ (ebd.: 48)²⁴ und dadurch vermehrt „in seinem Verhältnis zum Bürger gezeigt“ (ebd.), wobei der bürgerlichen Darstellung des Herrschers drei Motive zugrunde liegen:

„[E]rstens die Schilderung der individuellen, menschlichen Qualitäten des Monarchen; zweitens eine deutliche Tendenz zu naturalistischer oder reportageartiger Darstellungsweise; drittens die moralisierende, auf eine allgemeine Aussage gerichtete Absicht.“ (ebd.)

In diesen Bildnissen kamen neben den Herrschenden also auch die (oder zumindest Teile der) Beherrschten ins Bild. Dies drückt die neu entstehende Identität des Bürgertums aus, die – so würde ich meinen: auch – durch die „Abgrenzung gegenüber der bisherigen staatstragenden Schichten entwickelt“ (Hecker 1990: 10) wurde.

Mit Herrscherbildern in gegenwärtigen Medien, also vor allem mit der Darstellung von Politikerinnen in Fotografie und Fernsehen hat sich auch Helge Gerndt auseinandergesetzt. Er analysierte politische Karikaturen als Typus des Massenbildes, in dem die Dargestellten verfremdet, veranschaulicht und überspitzt werden, wodurch die Wirkungsmöglichkeiten der Darstellung erweitert und das bildliche Wissen der Rezipientinnen aktiviert/aktualisiert werden (vgl. Gerndt 2005a). Solche Karikaturen sind auch in dem von Uwe Fleckner, Martin Warnke und Hendrik Ziegler (2011) herausgegebenen „Handbuch der politischen Ikonografie“ in einigen Kapiteln Thema. Büsten und Gemälde als Bildquellen überwiegen jedoch darin, d.h. nur in Ausnahmefällen kommen auch zeitgenössische Bildnisse oder Fotografien in den Blick. Eine solche Ausnahme bildet etwa Jeannel Hammers Analyse eines Pressefotos aus dem Jahr 1993, auf der Jitzhak Rabin und Jassir Arafat anlässlich des Osloer Friedensabkommens einander die Hand schütteln, während Bill Clinton mit ausgebreiteten Armen hinter den beiden steht (vgl. Hammers 2011: 418).

Oft konzentrieren sich die Autorinnen in ihren Analysen – aufgrund nicht eindeutig kodierter *Amtszeichen* – auf „Körpersprache und [...] Gesten“, also auf die „symbolischen Praktiken der Selbstpräsentation“ (Mohrmann 2005: 88)²⁵. Dies macht Sinn, wenn man, wie Walter Leimgruber dies tut, die „Verhaltensvorgaben und Regeln für Kleidung und Schmuck, Sprache und Gestik, aber auch mit körperbezogenen ‘Accessoires’“ (Leimgruber 2005a: 227) als normative Vorgaben dafür versteht, seinen Körper und damit seine gesellschaftliche Rolle adäquat darzustellen (vgl. Leimgruber 2005b). Burkhart Lauterbach ergänzt diese, großteils der „Kinosis“ (Lauterbach 2005: 320) zuzurechnenden Faktoren, durch den Blick auf die „Proxenik, also den räumlichen Verhaltensweisen, der Gestaltung des Abstandes“ (ebd.) und die „Koreometrik“ (ebd.), worunter er die „‘Choreografie’ einer Kultur“ (ebd.) versteht, d.h. Bewe-

bedeutet die Verkörperung einer „höheren“ Gewalt, einer göttlichen Ordnung.

24 vgl. konkret die Analysen zum monarchistischen Ereignisbild (Schoch 1975: 48) und in der Folge für die Restaurationszeit die Darstellungen des Kaiser Franz I. von Österreich im Kreise seiner Familie (ebd. 105ff.) bzw. beim fürstlichen Ausritt und Ausfahrt (ebd.: 113ff.).

25 vgl. auch: „Handzeichen der Macht“ (Diers 1997: 181) oder „Körpersprache in [...] Printmedien“ (Beck 2011), d.h. auf „Mienen Gesten und Gebärden“ (Strehle 1954).

gungen, Tempo und Rhythmen in Bilder(folge)n (vgl. auch Brake 2013: 80 ff.). Neben Gesten und Kleidung kommen damit auch Räume bzw. Raumkonfigurationen und die Stellung von Körpern zueinander sowie deren Verschiedenheit in verschiedenen Medien in den Blick (vgl. dazu auch Fleckner/Warnke/Ziegler 2011).

2. Legitimierung, Charismatisierung und Performativität eines Amtes

Nachdem ich im letzten Kapitel Einblicke in einige Forschungstraditionen und Paradigmen im Fach in Hinblick auf Stadt-, Bilder- und Elitenforschung gegeben habe, entfalte ich in diesem Kapitel jene Theorien, auf die ich meine Argumentation aufbaue. Es geht hier zunächst nicht um eine theoretische Fundierung einer emischen Perspektive, sondern um die Beschreibung von anschlussfähig scheinenden Theoriesträngen, über die ich meine empirischen Befunde auf eine Metaebene heben kann, auf der sie Gültigkeit über den Einzelfall hinaus erlangen können (vgl. Welz 2011).

Bevor ich jedoch die in der Überschrift angekündigten theoretischen Konzepte erläutere, auf die ich die Analyse und Interpretation in den folgenden Kapiteln dieser Arbeit aufbaue, scheint es mir nötig, einige Begriffe zu klären und zu differenzieren, da sich die Bedeutung mancher Begriffe im Feld und in unterschiedlichen Disziplinen unterscheiden.

Zwar findet man im österreichischen Bundesverfassungsgesetz den Begriff der *repräsentativen Demokratie* nicht, in der politikwissenschaftlichen bzw. juristischen Fachliteratur wird er aber als *common sense* Begriff verwendet²⁶, wobei er zwei Bedeutungen hat:

- Als *demokratische* Repräsentation²⁷ meint der Begriff die Vertretung einer juristischen Person (des Bundes, des Landes, der Gemeinde) durch eine natürliche Person (also etwa den Bürgermeister) (vgl. B-VG Art. 65 und 105 i.d.g.F., Welan 1999, Häußl 1983). Bezeichnet wird damit die Aufgabe bzw. Ermächtigung einer Person – eines demokratischen Repräsentanten – im Namen des Staates, des Landes, der Gemeinde Verträge abzuschließen, Verhandlungen zu führen, andere (nicht nur demokratische) Repräsentanten zu empfangen usw.
- Als *mediale/textliche/bildliche* Repräsentation/Darstellung meint er die textliche, akustische oder bildliche Sicht-/Hör-/Lesbarmachung/-keit des *Herrschers* in verschiedenen Medien (vgl. dazu Andres/Geisthövel/Schwengelbeck 2005, Jentges 2010, Manow 2008, Thyssen/Kloth 1992)²⁸.

26 Im Vertrag von Lissabon wird der Begriff in Artikel 8a genannt, jedoch auch hier ohne Erklärung: „Die Arbeitsweise der Union beruht auf der repräsentativen Demokratie“. URL: http://www.ecb.int/ecb/legal/pdf/de_lisbon_treaty.pdf (20.12.2012).

27 Davon zu unterscheiden ist der „staatsrechtliche Repräsentationsbegriff“ (Schoch 1975: 15), mit dem die Verkörperung einer „höheren“ Gewalt, einer göttlichen Ordnung (vgl. Schoch 1975: 15) in vormodernen Zeiten bezeichnet wird: „Die Souveränität war dem Monarchen nicht vom Volk delegiert worden, sondern galt bis in die Verfassungen des 19. Jahrhunderts hinein als dem Herrscher ´unmittelbar von Gott anvertrautes heiliges und zugleich heiliges Amt´ (Huber 1957: 337). Der Herrscher war Repräsentant der göttlichen Ordnung“ (Schoch ebd.).

zitiert nach: E.R. Huber (1957): Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1798. Bd. I. Stuttgart.

28 Die in diesen Werken explizierten Konzepte werden weiter unten in diesem Kapitel bzw. in der Analyse der Quellen – wo nötig – ausgeführt.

Auch in den Kulturwissenschaften werden diese zwei Konzepte different diskutiert. Stuart Hall unterscheidet dabei ein „to symbolize, stand for“ (Hall 1997: 16) im Sinne einer Stellvertretung und ein „to describe or depict it, to call it up in the mind by description or portrayal or imagination“ (ebd.) im Sinne der Benutzung eines Zeichens für die Bezeichnung.

Das *Problem der Repräsentation* in den Kulturwissenschaften geht jedoch über diese (man könnte sie mit Roland Barthes *denotativ* nennen) Ebene hinaus. Die wissenschaftlichen Autorinnen haben sich seit der „Writing Culture-Debatte“²⁹ Fragen nach dem Verhältnis zwischen wissenschaftlicher Autorin und Forschungsobjekt zu stellen (vgl. etwa Fuchs/Berg 1993). Außerdem – und darum geht es Stuart Hall (1997) beim Begriff der Repräsentation in zentraler Weise – wird das Verhältnis zwischen (sprachlicher/medialer) Bezeichnung und den damit bezeichneten Dingen/Personen/etc. bzw. der Zusammenhang zwischen Ding und Wort prekär (vgl. Hall 1997).

Eng verbunden mit dem Begriff der Repräsentation sind bei Stuart Hall (1997) – bzw. bei Saussure, Foucault und Barthes (auf die Hall in diesem Text hauptsächlich Bezug nimmt) – die Begriffe des Zeichens oder Symbols (*significant*) bzw. die Problematik der Verbindung zwischen Ding/Person/Handlung und Zeichen (*signification*). Erst die Verwendung der Dinge/Zeichen/Symbole in der Praxis (*signifying practice*) konstruiert Bedeutung und vermittelt diese weiter. Selbst, nur für sich genommen, bedeuten die einzelnen Zeichen gar nichts (vgl. Hall 1997: 5). Hall betont die Konstruiertheit und Flüchtigkeit der Signifikation und weist darauf hin, dass sie nur in den „relations between knowledge, power and the body in modern society“ (ebd.: 47) verständlich wird. D.h. es besteht bei Hall (wobei er sich auf Michel Foucault bezieht) eine reziproke Beziehung zwischen Wissen, Macht und Körper.

Zu klären scheint mir auch der Begriff der *Inszenierung*. Damit bezeichne ich „verschiedene[n] Erscheinungsformen der Dramaturgie, Theatralität und Körperlichkeit von Macht und Herrschaft“ (Arnold/Fuhrmeister/Schiller 1998: 9), und zwar in einem negativ konnotierten Sinn von *leeren Gesten*³⁰, *Schauspiel* oder *öffentlichem/politischem Theater* (vgl. Blum/Armingeon 1995). Es wird darin „eine distanzierte[] oder verfremdete[] Wirklichkeit“ (ebd.: 7) abgebildet, also eine Fiktion, das Schauspiel selbst. Uwe Wirth unterscheidet in diesem Sinn einen „ernsten, pragmatischen Kontext“ (Wirth 2002: 19) und einen „unernsten Inszenierungskontext“ (ebd.). Wenn Inszenierung – in einem nicht negativ konnotierten Sinn – als „legitimierende Funktion einer auf Massenloyalität und Konsens abzielenden Sinnstiftung“ (Arnold/Fuhrmeister/Schiller 1998: 11) verstanden werden soll, bezeichne ich sie mit dem Begriff *Darstellung*.

29 vgl. wie in Fn. 12 zitiert James Clifford/George E. Marcus (1986) bzw. Eberhard Berg/Martin Fuchs (1993).

30 „Leere Gesten“ steht hier insbesondere auch in Bezug zu den von Leopold Schmidt mit diesem Ausdruck bezeichneten „öffentlichen Bildgebärden“ (vgl. Schmidt 1977). Michael Diers verwendet diesen Ausdruck in Zusammenhang mit der „theatralischen Inszenierung“ (Diers 1997: 182). In der Sichtbarkeit von politischer Macht sieht er „leere Gesten, gekünstelte Mimik, hohles Pathos eines nur mehr sich selbst repräsentierenden Repräsentanten, der sich in maniert-antikisierender Pose in ein ‘fotografisches Zeige-Objekt’ verwandelt“ (Diers 1997: 182).

2.1. Von der Legitimität des Amtes zu einer Perspektive der Legitimierung

„Das Amt. Alltag, Verwaltung, Öffentlichkeit“ heißt ein Band der Reihe „Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung“. Darin ist in einem Aufsatz des Kieler Volkskundlers Kai Detlev Sievers zu lesen, dass das Amt seit dem römischen Reich besteht und zu Beginn die ehrenamtliche Übernahme von öffentlichen Aufgaben – wie der Stadtverwaltung – durch Bürger bedeutete (Sievers 2010: 10f.). Im 16. Jahrhundert, so Sievers weiter, sei das Amt „zur delegierten, persönlichen Handlungsermächtigung mit der Pflicht, dafür Rechenschaft abzulegen“ (ebd.: 13) umgedeutet worden. Diese Umdeutung fällt mit dem Ende der absolutistischen Herrschaft in Deutschland (und Österreich) zusammen, denn im Absolutismus³¹ gab es „keine Trennung von Person – hier im Sinne von Körper – und Amt“ (Jablonek 2011: 19, vgl. auch Sievers 2010). Bezeichnet wurde mit dem Begriff Amt „der konkrete institutionalisierte Aufgabenbereich mit Öffentlichkeitscharakter“ (Sievers 2010: 13).

Als „Schnittstelle“ (ebd.: 20) zwischen Politik und Gesellschaft sind

„[a]lle staatlichen Behörden [...] verpflichtet, an der Verwirklichung des Staatszwecks mit(zu)wirken als notwendige Folge der Trennung der Gewalten und der Ausübung der Staatsgewalt durch die Behörde. Wilhelm Hennis³² meint dazu sogar, zentraler Begriff für die Demokratie sei nicht die Volkssouveränität, sondern das Amt. Denn wer in dieses berufen wird, müsse vertrauensvoll sein, und das führe zum ‘Institutionenvertrauen’, das auf den beiden Leitlinien Stetigkeit, d.h. durchschnittliche, aber sichere und dauernde Leistung, und Richtigkeit, d.h. menschenmögliches Handeln, beruhe.“ (Sievers 2010: 19f.)

In Sievers’ Darstellung sehen wir also eine von den Menschen (recht) unabhängig existierende Institution „Amt“³³, die dann mit einer Person besetzt werden muss, die vertrauensvoll ist, damit die Bevölkerung auch weiterhin Vertrauen in das Amt, den Staat und seine Institutionen haben kann. Das so verstandene Amt, das zwar in gewandelter Form, aber prinzipiell seit dem römischen Reich existiert, vermittelt die Perspektive des Kontinuierlichen und A-Historischen. Die Institution ist immer da, war immer da und wird (sofern es vertrauensvolle Personen gibt, die dahin berufen werden) auch fortbestehen.

Hans-Georg Soeffner beschreibt den Politiker als jemanden, der „hellwach, praktisch und pragmatisch im Alltag zu handeln“ (Soeffner 1998: 229) hat, von dem nicht verlangt wird, ein „Künstler“ (ebd.) zu sein, sondern jemand, von dem man wissen könne, dass „Verlaß auf ihn sei“ (ebd.). Um dies unter Beweis zu stellen – d.h. darzustellen – „muß er eine ‘praxisorientierte Darstellungskunst, eine Art Ästhetik entwickeln, in der es zu einer sowohl ihm selbst als auch die Repräsentierenden überzeugenden Balance von Wahrhaftigkeit und Täuschung, Ver-

31 Hier galt der vorhin bereits erwähnte „staatsrechtliche Repräsentationsbegriff“ (Schoch 1975).

32 Sievers bezieht sich hier auf den Beitrag von Wilhelm Hennis „Amtsgedanke und Demokratiebegriff“, der in dem von Konrad Hesse u.a. herausgegebenen Band „Staatsverfassung und Kirchenordnung. Festgabe für Rudolf Smed zum 80. Geburtstag“ 1962 in Tübingen erschienen ist.

33 Anders ausgedrückt: so wie die feministische Theorie davon ausgegangen ist, dass es die Kategorie Frau/en gibt, geht die juristisch-politische Theorie davon aus, dass es „das Amt“ gibt (vgl. Lorey 1996).

antwortung und Skrupellosigkeit, Berufshaltung (Habitus) und Inszenierung kommt“ (ebd.).

Das Amt und die Gemeinde – selbst wenn damit viele Mitarbeiterinnen einer Behörde oder Politikerinnen gemeint sind –, werden in diesen Darstellungen als juristische Person im Singular bezeichnet. Die natürlichen Personen³⁴, die hinter dieser juristischen Person stehen und diese zum Handeln bringen, verschwinden in der Institution. Bei Ulrich E. Zellenberg, der in der „Zeitschrift für Verwaltung“ 2005 den Artikel „Das Amt als kleinster Baustein der Staatsorganisation“ veröffentlicht hat, findet die natürliche Person einmal Erwähnung:

„Personen bekleiden Ämter in Kirche und Staat, und das sowohl hauptberuflich als auch ehrenhalber.“ (Zellenberg 2005)

Wie diese „Personen“ das jedoch tun, wie sie das Amt ausfüllen und in ihre Rolle finden, wird nicht beschrieben. Clemens Jabloner (2011) geht sogar so weit, zu konstatieren, dass „[d]as postrepublikanische Phänomen einer Privatisierung (Personalisierung) höchster Ämter“ (Jabloner 2011: 24) den Wert „republikanische Amtsführung“ (ebd.), d.h. die Trennung zwischen Person und Amt, gefährdet. Die natürliche Person wird hier bedrohlich für das Amt, denn:

„Im Idealfall wohnt der Funktionär – die Funktionärin – in einer Privatwohnung, fährt in der Früh ins Büro, ins Amt, verrichtet seine/ihre Amtsgeschäfte und taucht am Abend wieder in das Privatleben ein.“ (Jabloner 2011: 20f.)

Politik, so Jabloner, soll „als Beruf“ (ebd.: 21) verstanden werden. Wie sich diese Ebenen trennen lassen, erläutert er in weiterer Folge aber nur dahingehend, dass „eine gänzliche Trennung der privaten und öffentlichen Sphäre nicht realistisch“ (ebd.) sei, weil „[a]n sich private Handlungen – wie die Teilnahme an einer Jagd – [...] im Lichte der Amtshaftung ´in Vollziehung der Gesetze´ erfolgen“ (ebd.) können.

Persönliche Verfehlungen können zudem – ganz im Sinne des o.g. Institutionenvertrauens – ganz schnell zu einer Rücktrittsaufforderung durch die Opposition führen (man stelle sich nur einen kleptomatischen Bürgermeister vor) und private Jagdgesellschaften als Bestechungsversuch (zumindest) gedeutet werden³⁵.

Ähnlich – aus einer juristischen Perspektive – beschreiben die beiden Autoren Manfred Welan und Roman Häussl, die beide ein Heft verfasst haben, das den Titel „Der Bürgermeister in Niederösterreich“ trägt (Welan 1999, Häussl 1983), das Amt des Bürgermeisters bzw. die In-

34 Der Begriff „natürliche Person“ ist hier als im juristischen Sprachgebrauch übliche Unterscheidung von der juristischen Person gebraucht und bezeichnet eine (lebendige) Person, die mit einem Körper ausgestattet ist. Der Begriff weist keinesfalls darauf hin, dass die juristische Person ´künstlich´ im Vergleich zur ´natürlichen´ wäre, in meinem Verständnis sind beide ´Personen´ gleichermaßen kulturell hergestellt und bedingt. vgl. dazu auch den Begriff des „natural body“ von Foucault bei Hall (1997).

35 vgl. dazu etwa die Diskussionen um verschiedene Politikerinnen in Österreich 2011 und 2012. Nachzulesen etwa: „Dubiose Geldflüsse und Jagdgäste“. In: Kleine Zeitung, vom 24.03.2012, URL: <http://www.kleinezeitung.at/kaernten/klagenfurt/klagenfurt/2979584/dubiose-geldfluesse-jagdgaeste.story>, „Telekom: Es lief wie geschmiert“, ebenfalls Kleine Zeitung, vom 31.08.2011, URL: <http://www.kleinezeitung.at/nachrichten/politik/oesterreich/2821741/telekom-lief-geschmiert.story>, auch international, z.B. „Kampf gegen Korruption. Österreich steckt im Affären-Sumpf fest“. In: Der Spiegel, vom 20.10.2011, URL: <http://www.spiegel.de/politik/ausland/kampf-gegen-korruption-oesterreich-steckt-im-affaeren-sumpf-fest-a-791890.html> (letzter Zugriff: 22.03.2013).

stitutionen der niederösterreichischen Gemeinden. Bei ihnen erscheint vor dem Hintergrund der wechselnden Gesetzeslage ab dem 12. Jahrhundert (vgl. Häußl 1986: 7f.) bzw. besonders ab dem Jahr 1862 das Amt insofern historisch, als es abhängig von einem gesellschaftlichen und politischen Kontext³⁶ dargestellt wird. Mit der Bundesverfassungsgesetznovelle 1962 wurde „eine neue verfassungsgesetzliche Grundlage des österreichischen Gemeinderechts beschlossen“ (Häußl 1983: 11), die – bis dahin festgeschrieben und stetig scheinende Tatsachen, wie – den eigenen Wirkungsbereich der Gemeinde neu regelten. Die Gemeinde erhielt „[d]as Recht der privatwirtschaftlichen Betätigung (d.i. das Recht der Gemeinde, innerhalb der Schranken der allgemeinen Bundes- und Landesgesetze Vermögen aller Art zu besitzen, zu erwerben und darüber zu verfügen sowie wirtschaftliche Unternehmen zu betreiben)“ (ebd.) oder zur Bildung von Gemeindeverbänden (etwa Abfallverbänden).

Der Bürgermeister wird in der Bundesverfassung als eines von drei in der Gemeinde vorgesehenen Organen genannt (vgl. Art. 117 Abs.1 B-VG), wobei ihm eine Reihe von Aufgaben zugeschrieben werden, über die er mit den anderen Organen der Gemeinde (Gemeinderat, Gemeindevorstand) verbunden ist:

„Der Bürgermeister vertritt die Gemeinde nach außen und ist demnach Repräsentant der Gemeinde. Er ist Vorstand des Gemeindeamtes [Anm. kE: in Statutarstädten: des Magistrats] und Vorgesetzter der Gemeindebediensteten [Anm. kE: der Magistratsbediensteten], welche an seine Weisungen gebunden sind. Der Bürgermeister ist weiters Vorsitzender des Gemeindevorstandes, obwohl der diesem nicht angehört.“ (Häußl 1983: 19, vgl. Welan 1999: 17f.)

Als solcher beruft er die Sitzungen ein, legt in Abstimmung mit dem Gemeindevorstand/Stadtrat die Tagesordnung fest, eröffnet, schließt und unterbricht die Sitzungen bei Bedarf, führt die Verhandlungen, erteilt oder entzieht das Wort und lässt über Anträge abstimmen (vgl. Welan 1999: 18f., Häußl 1983: 19f.). Als oberste Instanz des Gemeinderates und der Verwaltungsbehörden ist er für die Vollziehung der Beschlüsse, die laufende Verwaltung, insbesondere hinsichtlich des Gemeindevermögens, die Ausübung von Zwangsbefugnissen, die Einstellung und Dienstenthebung der Gemeindebediensteten und die Handhabung der Ortspolizei zuständig/verantwortlich (Häußl 1983: 19, Welan 1999: 22). Bei Gefahr in Verzug obliegt dem Bürgermeister als „Nothelfer“ (Welan 1999: 22), einstweilige unaufschiebbare Verfügungen zu treffen, die er ohne Beteiligung des Gemeinderates treffen kann, über die im Nachhinein an diesen jedoch Bericht zu erstatten hat. Zudem „bedürfen Urkunden über Rechtsgeschäfte, bei denen eine schriftliche Ausfertigung von den Vertragsteilen unterschrieben wird, zu ihrer Rechtsverbindlichkeit der Unterschrift des Bürgermeisters und eines Mitgliedes des Gemeindevorstandes; sie müssen überdies mit dem Gemeindesiegel versehen sein“ (Häußl 1983: 21).

Der Bürgermeister wird hier nicht als natürliche Person, sondern als Organ der Gemeinde, d.h. als juristische Person, als Amt angesprochen. Als solchem obliegen ihm die genannten Aufgaben. Häußl (nicht aber Welan) unterscheidet in der „Vertretung des Bürgermeisters“

36 Einen historischen Abriss über den Entstehungsprozess des „Amtes“ findet man auch bei Jabloner (2005).

(Häussl 1983: 15) zwischen „seiner Funktion als Gemeindeorgan“ (ebd.) – als solches kann er sich durch den Vizebürgermeister vertreten lassen – und dem Bürgermeister „als Privatperson, etwa als Geladener bei Ehrungen“ (ebd.). Als solche kann er sich „durch jede von ihm persönlich gestellte Person [...] vertreten lassen“ (ebd.). Der Bürgermeister kann sein Amt auch verlieren. Er bleibt auch danach Mitglied des Gemeinderates (zumindest bis zur nächsten Wahl) (vgl. Häussl 1983: 15, Welan 1999: 16).

In den hier vorgestellten Arbeiten verschwindet die Person hinter dem Amt bzw. ihrer Funktion als „Organ“ und wirkt auf mich wie eine Spielfigur, die eingesetzt, verschoben und aus dem Spiel geworfen wird. Je nach Bedarf. Ohne eigene Absichten, ohne einen Willen, ohne ein Subjekt zu sein. Diese Dialektik zwischen dem körperlichen/natürlichen Menschen und der juristischen Person kann man mit Foucault auch dahingehend lesen, dass – so hat es Nancy Fraser zusammengefasst – „die Sprache des Rechts und die anderen Sprachen im disziplinierenden Machtregime – anders als die Sprache des Körpers – als Herrschaftsinstrumente fungieren“ (Fraser 1994: 95) und zwar in der Form, dass

„die Sprache der Rechte in der heutigen Gesellschaft als eine mystifizierende Sprache fungierte, die die eigentlichen Prozesse der sozialen Herrschaft verdeckt und die mit dazu beiträgt, die Subjekte dieser Prozesse hervorzubringen.“ (ebd.: 89)

2.2. Charisma ist nicht als Eigenschaft, sondern prozesshaft zu fassen

„Was ist denn ein Papst, ein Präsident oder ein Generalsekretär letzten Endes anderes als jemand, der sich für einen Papst oder Generalsekretär hält oder genauer, für die Kirche, den Staat, die Partei oder die Nation?“ (Bourdieu 1993: 58)

Der Politikwissenschaftler Michael Saward hat in seinem 2010 erschienenen Buch „The Representative Claim“ eine „shift from a ‘legislative’ to an ‘interpretative’ frame“ (Saward 2010: 16) versucht. Die grundlegende These, die Saward verfolgt ist, dass eine Person, die in ein Amt gewählt worden ist zur Legitimierung ihres Anspruches einen „representative claim“ (Saward 2010: 36) ausführt, d.h. die Repräsentationsfunktion für eine Gemeinschaft beansprucht. Der Politikwissenschaftler Erik Jentges hat dieses Konzept in seinem ebenfalls 2010 erschienenen Buch „Die soziale Magie politischer Repräsentation“ (Jentges 2010) aufgenommen und verdeutlicht, dass es in der „gegenwärtige[n] Theoretisierung politischer Repräsentation“ (ebd.: 23) noch immer hauptsächlich um die Frage geht, „wie durch Wahlen oder andere institutionalisierte Mechanismen legitime Vertretungsbeziehungen hergestellt werden können“ (ebd.). Entgegen diesem Befund fordert Jentges eine Stärkung der „herrschaftssoziologischen Perspektive“ (ebd.), die er vor allem in zweierlei Hinsicht versteht: Zum einen soll dadurch erklärbar werden „wie Repräsentation entsteht“ (ebd.: 40), zum zweiten findet er die politikwissenschaftliche Perspektive „unterkomplex“ (ebd.) und plädiert mit Bezug auf Norbert Elias für die Erweiterung der Perspektive von einer „duale[n] Beziehung“ (ebd.) – Wählerin-Politikerin – zu einer „triadische[n] Stellvertretungskonfiguration“ (ebd.), in die auch andere Repräsentantinnen aufgenommen werden.

Saward und Jentges stellen sich damit gegen eine Perspektive, in der (wie im vorhergehenden Abschnitt) Legitimität so verstanden wird, dass „there is a timeless quantity of an X-factor, which an actor does or does not possess“ (Saward 2010: 144). Ihre Perspektive proklamiert eine Legitimierung, die Saward als „open-ended process“ (ebd.) versteht:

„Representative democracy is a creative, ongoing, and constitutive process of allegation about identity and interest, of claims and their reception, of constituency and audience judgements.“ (Saward 2010: 168)

Über diesen *claim* (oder: Anspruch) soll zum einen erreicht werden, dass die Wählerschaft diesen Anspruch bestätigt, in dem sie etwa den politischen Repräsentanten wieder wählt, und zum zweiten werden damit/darin die Repräsentanten und ihre Wählerschaft bzw. das Publikum erst konstituiert (vgl. Saward 2010: 49)³⁷. Die Herstellung des *claim* geschieht dabei hauptsächlich³⁸ über Sprechakte (vgl. Saward 2010: 16, Jentges 2010: 13).

„Alle Machtverhältnisse aber gewinnen soziale Geltung und dauerhafte Existenz nicht allein aus der Ausübung, sondern auch aus der Darstellbarkeit und Darstellung von Macht. Sowohl für die Ausübung als auch für die Gewinnung und Aufrechterhaltung von Macht gilt, dass nur der mächtig werden oder als mächtig erscheinen kann, der erfolgreich darstellt, was er zu sein beansprucht. Wie jede ´soziale Existenz´, so ist auch der politisch Mächtige das, was er ist, durch soziale Anerkennung.“ (Soeffner 1998: 216f.)

Dabei ist der Politiker als jemand gedacht, der (wie auch schon im vorhergegangenen Abschnitt angeklungen ist) besondere Fähigkeiten hat oder Vertrauen genießt.

„So, a *representative claim* is a claim to represent or to know what represents the interests of someone or something. It invokes – consists of – claims that one stands for others by virtue of roles one can play.“ (Saward 2010: 42)

In diesem Zusammenhang verwendet Saward auch den Begriff der „Authentizität“³⁹. Er geht davon aus, dass „[s]ophisticated political performances [...] carry an air of authenticity when

37 Hier unterscheidet Saward zwischen einer „intended audience“ – d.h. eines Publikums, zu dem oder für das von einem Repräsentanten gesprochen wird –, und einer „actual audience“ – d.h. eines Publikums, das den *claim* hört und darauf reagiert, also etwa den Repräsentanten wählt. (vgl. Saward 2010: 49f.)

38 Nur einmal bezieht sich Saward auf das „portrayal“ (Saward 2010: 48), das (zumindest) als visuell wahrnehmbares Bild verstanden werden kann. Bei Jentges kommt wiederum zwar der Körper als Ort der performativen Einschreibung (Jentges 2010: 14f.) zur Sprache und auch die „Abbildung“ (ebd.: 16) – die er an anderer Stelle als „rhetorische Abbilder“ (Jentges 2010: 41) bezeichnet –, aber „[d]ie Anerkennungswürdigkeit der Akteure wird [...] über Legitimationsdiskurse bestimmt. Das Augenmerk muss sich folglich auf die politische Kommunikation richten“ (ebd. 24), worunter Jentges in erster Linie dann doch (körperindifferente) Sprechakte versteht (zentral auch beim Aspekt des „Charismas“, das durch eine *Heldenerzählung* geschaffen wird).

39 Kornelia Hahn nennt „Authentizität“ ein „Qualitätskriterium“ (Hahn 2002: 279), an dem sich „Kunstobjekte, Musik, Tanz, Fernseh-Formate, Kleidungsstile, Wohndesign und kulinarische Varianten“ (ebd.) – ebenso wie die performative Darstellung einer sozialen Rolle – beurteilen lassen müssen. Sie weist darauf hin, dass „Rollen sozial konstruierte Typisierungen sind, deren institutionalisierte Handlungsanweisungen mit dem ´ungeschriebenen Textbuch´ (Berger/Luckmann 1980: 79) vergleichbar sind, das immer wieder durch Rollenträger bzw. Individuen verkörperlicht werden muss“ (Hahn 2002: 287). Die Verkörperlichung verstehe ich dabei als das, was Judith Butler „Performativität“ genannt hat (vgl. Kapitel 2.3.). Authentizität wird bei Hahn zum „Zuschreibungskriterium für Körperzeichen, die keiner Konvention oder Repräsentationstechnik zugerechnet werden können“ (ebd.: 298).

zitiert nach Peter L. Berger/Thomas Luckmann (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.

political figures successfully 'imitate themselves'” (Saward 2010: 69). In dieser Konzeption von Authentizität steckt auch die Idee von der Identität des Subjekts *Amtsträger*, die sichtbar wird, wenn dieser sich erfolgreich selbst (als Individuum) spielt.

Saward bringt eine kulturelle Dimension ein, wenn er davon spricht, dass es „cultural limits“ (Saward 2010: 75) gibt, an die der Sprecher/Repräsentant sich halten muss, damit sein *claim* vom entsprechenden Publikum in einem „given context“ (ebd.) in der intendierten Weise verstanden werden kann. Saward bezieht sich dabei auf Stuart Halls Ausführungen zu „Cultural Representations and Signifying Practice“ (Hall 1997). Damit wird auch eine historische Perspektive eingebracht, denn die *codes* funktionieren nur in einem „cultural moment that sets the limits or parameters for the aesthetic possibilities“ (Saward 2010: 75, vgl. Hall 1997: 32).

Die „eine Person“ (Jentges 2010: 79) wird bei Erik Jentges insofern bedeutend, als das produzierte Charisma an einem (Helden-)Körper anhaftet und weil dadurch „eine emotionale oder affektive Beziehung“ (ebd.: 81) mit dem Repräsentanten möglich wird. Charisma, so Jentges, bezeichnet den „Prozess der Zuschreibung besonderer Fähigkeiten auf den Führer (Vertreter) durch seine Gefolgschaft“ (Jentges 2010: 74). Die Person erfährt eine „symbolische Bedeutungsaufladung“ (ebd.: 77) indem sie Teil einer Heldenerzählung wird. Dies kann durch „Maskensprünge“ (Elias Canetti, zit. in Jentges 2010: 67) oder „Einsetzungsriten“ (Bourdieu, zit. in Jentges 2010: 68) geschehen. Jentges definiert dabei nicht, was diese *besonderen Eigenschaften* sind, oder wie sie zu erkennen sind. Er definiert sie nur negativ, indem sie eben nicht mit Sympathie gleichgesetzt werden können. Dies, so Jentges, sei ein Missverständnis auf Seiten der Rezipientinnen (vgl. Jentges 2010: 78f.).

Saward versucht mit seiner Konzeption in Abgrenzung zu anderen politikwissenschaftlichen Arbeiten eine dynamische⁴⁰ Perspektive in die Diskussion einzubringen: Das Amt legitimiert den Amtsträger nicht mehr automatisch – qua Titel, Amtskette oder Ähnlichem –, sondern die Repräsentativität für eine bestimmte Gruppe oder verschiedene Gruppen (*audiences/constituencies*) muss durch öffentliche Auftritte und Sprechakte (wieder) hergestellt werden. Es ist nicht ein Event⁴¹, das eine Person zu einem Repräsentanten macht – seine Amtseinsetzung etwa (die wäre das legitistische Verständnis) – sondern eine „series of events“ (Saward 2010: 43).

„An elected politician, for example, makes a claim to be adequately representative of a certain constituency (the nation perhaps) each time he speaks for or about it. And each

40 Saward und Jentges nennen sie mitunter „performativ“, ich möchte diesen Begriff jedoch in dieser Arbeit für die theoretischen Konzeptionen von Judith Butler reservieren und nenne diese Perspektive hier „dynamisch“ (vgl. Jentges 2010: 25); auch deshalb, weil zumindest Jentges stark von einer Inszenierung im o.g. Sinne ausgeht, also von einer schauspielerischen Leistung des Repräsentanten (vgl. Jentges 2010: 18f., 27f.).

41 Auch Erik Jentges verfolgt im Prinzip diese performative Perspektive, spricht dann aber in Bezug auf den Charismatisierungsprozess von „Maskensprünge[n] und Einsetzungsriten“ (Jentges 2010: 67ff.), was mir näher an ein Event und einer Einsetzung eines Machthabers durch etwa die Leistung eines Amtsschwures zu sein scheint. Auch handelt es sich in Jentges Darstellung um eine rituelle Handlung mit den typischen drei Phasen: Trennung/Separation, Isolierung/Sekulsion und Wiedereinführung in Alltag und Gesellschaft (vgl. Gennep 1986).

time he does so, he offers a construction or portrayal of himself (subject) and the constituency (object).“ (Saward 2010: 48)

Die Wiederwahl eines Politikers in ein Amt kann dementsprechend als Erfolg des *claim* gewertet werden, d.h. das Innehaben eines Amtes bedeutet gewissermaßen seine eigene Legitimierung.

Meiner Ansicht nach ist die Perspektive von Saward und Jentges an drei Stellen nicht weitreichend genug. Auf die Einengung des Praxisbegriffs auf Sprechakte habe ich bereits hingewiesen.

Ein weiteres Problem sehe ich darin, dass Erik Jentges das Charisma als etwas denkt, das sich dem *Helden* anheftet, also eine von ihm unabhängige Existenz hat. Dementsprechend lenkt er den Blick nicht auf das, was Inga Haese (2012) mit dem Begriff „Charismatisierung“ (vgl. ebd. 62f.) benennt⁴², nämlich die (performativen) Praxen (auch jenseits der Sprache) und Mechanismen, die an der Herstellung des Charismas (einer Person) beteiligt bzw. am Werk sind.

Den Akteur denken Saward Jentges als Subjekt zu frei. Zwar gestehen sie gewisse „demands“ (Saward 2010: 43) oder „Erwartungen“ (Jentges 2010: 15)⁴³ ein, die den Akteur einschränken. Der der *claim* und seine Ausgestaltung werden jedoch weitgehend unabhängig von bzw. im Gegensatz zu Institutionen gedacht. Ich plädiere jedoch dafür, die beiden zusammen zu denken: Als einen Akteur, der von den Institutionen (vor)geformt wird, sich in diese einfügen muss, jedoch mit seiner *performance* des Amtes sich davon (bis zu einem gewissen Grad) frei machen/spielen kann und die Institutionen durch seine Amtshandlungen und seine persönliche Amtsgestaltung auch performativ verändert.

2.3. Performativität des Amtes ist mehr als eine gute Performance im Amt

Das theoretische Modell erweitere ich nun – aufgrund des eben erstellten Befundes –, um die performativen Aspekte der Theorien Judith Butlers. Dazu begreife ich das *Doing Bürgermeister* als eine Form des „Doing Gender“, das von Candace West und Don H. Zimmerman (1987) beschrieben wurde. Mit diesem theoretischen Rahmen wird es möglich, die Codes/Praktiken der Repräsentation zu analysieren, weil ich damit Repräsentation – im Sinne von *Bezeichnen* – als gesellschaftliche Arbeit verstehen kann, in der sich Wirklichkeit erst über Repräsentation herstellt, der Bürgermeister also erst durch diese Arbeit des *Bezeichnens* und die daran angeschlossenen *performances* zum Amtsträger wird. *Doing culture*, so Karl H. Hörning und Julia Reuter, „bezeichnet ein Programm, das den *praktischen* Einsatz statt die vorgefertigten *kognitiven* Bedeutungs- und Sinnstrukturen⁴⁴ von Kultur analysiert“ (Hörning/Reuter 2004: 10).

42 Wiewohl auch Haese den Blick (nur) auf sprachliche Praktiken wirft.

Für den Hinweis auf diesen Text danke ich ganz besonders meiner Projekt-Kollegin Anna Eckert.

43 Einen Überblick darüber, wie solche 'Erwartungen' aussehen können bzw. 1999 ausgesehen haben, geben Wolfgang Gisevius (1999) oder Siegfried Nagl (2005).

44 Solche vorgefertigten kognitiven Bedeutungsstrukturen fand ich eben in der Perspektive der Legitimation durch das Amt bei Häußl (1983) und Welan (1990) und beim Anhaften des *Charismas* bei Jentges (2010).

„Identitätskategorien strukturieren Wirklichkeiten, indem sie Wahrnehmungsmuster strukturieren. Kategorien haben demnach produktive Effekte.“ (Lorey 1996: 84)

Das *doing* beschreiben West/Zimmerman als einen „*self-regulating process*“ (West/Zimmerman 1987: 142)⁴⁵, der dazu dient „to monitor their own and other's conduct“ (ebd.), also seine eigene Persönlichkeit/Identität herzustellen und im Abgleich mit anderen Akteuren zu kontrollieren (vgl. Lorey 1996). Zuschreibungen von bestimmten Rollen bzw. Rolleneigenschaften, so West/Zimmerman weiter, werden „pointedly relevant [...] [w]hen people face issues of *allocation* – who is to do what, get what, plan or execute action, direct or be directed, incumbency“⁴⁶ in significant social categories“ (West/Zimmerman 1987: 143).

Aus dem juristischen Amtsverständnis heraus gibt es für den Bürgermeister auf der einen Seite positive⁴⁷ Gesetze bzw. Institutionen, die Rahmenbedingungen festlegen, innerhalb derer ein Amt ausgeführt werden kann/soll/muss. Wobei das Gesetz bzw. die Institution von einer (juristischen) Person ausgeht, die mit sich selbst identisch ist, die fix/gleich bleibt, auch wenn der Mensch, der das Amt bekleidet, wechselt. West/Zimmerman nennen dies „descriptions [which] name, characterize, formulate, explain, excuse, excoriate or merely take notice of some circumstances or activity and thus place it within some social framework (locating it relative to other activities, like and unlike“ (West/Zimmerman 1987: 136). Dabei, so schreibt Isabell Lorey in ihrem Buch über die politischen Konsequenzen des Butlerschen Performativitätsmodells, geht es um die Herstellung von zu idealen Eindeutigkeiten kategorisierten Mehrdeutigkeiten (vgl. Lorey 1996: 76f.), oder wie es bei Judith Butler heißt um eine „Essentialisierung“ (Butler 1995: 278).

*Man kommt nicht als Bürgermeister zur Welt, man wird es*⁴⁸.

Wenn ich also die Rolle *Bürgermeister* als eine derartige „Identitätskategorie“ (Lorey 1996: 84) begreife, die in den Praktiken durch Gesetze, Kultur, Gesellschaft, Institutionen etc. möglichst eindeutig festgeschrieben und normativ begrenzt werden, kann ich das von mir untersuchte Feld *Bürgermeister* mit den Kategorien der Geschlechtsidentitäten, für die Judith Butler die Theorie der Performativität (in meinem Verständnis exemplarisch) entwickelt hat, parallel setzen. Denn in beiden Fällen wird vom Menschen – durch das Gesetz/die Institutionen/die Gesellschaft – die Annahme einer fixen Identität gefordert (vgl. Reckwitz 2004: 47), die in Grundzügen durch kulturelle Normen (symbolische Gesetze) festgelegt sind. Butler geht davon

45 Hier findet sich eine Parallele zu Michel Foucaults Disziplinierungs- und Selbsttechniken, bei denen die (nicht sichtbare) Herrschaft das Subjekt dazu bringt, sich selbst zu disziplinieren (vgl. Foucault 1997).

46 Anm.: Der Begriff „incumbency“ bedeutet laut Langenscheidt „1 a) Innehaben n e-s Amtes, b) Amtszeit f, c) Amt(sbereich m) n; 2. *eccl. Brit.* (Besitz m e-r) Pfründe f; 3. *fig.* Obliegenheit f“ (Langenscheidts Großes Schulwörterbuch Englisch-Deutsch. Berlin u.a. (1964) 1988), hier besteht also ein direkter Zusammenhang zwischen meinem Untersuchungsgegenstand und dem *doing gender*-Konzept. Meine Überlegungen sollen jedoch über die eindimensionale Betrachtung der Person als Inhaberin einer Genderrolle hinausgehen und danach fragen, welche anderen „Zwänge“ (Butler) noch erfüllt werden (müssen).

47 Isabell Lorey unterscheidet in ihrer Butler Exegese zwischen „positiven Gesetzen“, durch die etwa „juristische Subjekte“ festgelegt werden von „symbolischen Gesetzen“, durch die ‚natürliche‘ (vgl. Anmerkung 34 in Kapitel 2.1.) Subjekte festgelegt werden (vgl. Lorey 1996: 95). Diese Normierung/Normalisierung betrifft bei Lorey/Butler sowohl Einzelsubjekte, als auch Kollektivsubjekte.

48 verändert nach Simone de Beauvoir

aus, dass der Mensch als eine bestimmte Identität (bei ihr: Mann oder Frau) *angerufen* wird⁴⁹ und daraufhin die Übereinstimmung mit dieser Rolle (mit seinem Selbst in dieser Rolle) immer wieder darstellen muss. Butler nennt diese Mechanismen auch „Zwang“⁵⁰. Der Zwang für den Bürgermeister entsteht durch die *Anrufung*⁵¹ seiner Person durch das Amt:

„Das gesellschaftliche Leben des Körpers stellt sich durch eine Anrufung her, die sprachlich und produktiv zugleich ist.“ (Butler 1998: 217)

Erst durch die Festlegung des Referenten (etwa per Name) kommt es zu einer „Herstellung von Gemeinschaft“ (Butler 1995: 282). Nach Isabell Lorey (1996) kann man Identität im Sinne von Judith Butler als (freiwillige) Konstitutionspraktiken beschreiben⁵², durch die Subjekte hervorgebracht werden. Sie entstehen nicht aus sich selbst, aus keinem authentischen Kern⁵³, sondern durch Differenzierungsakte gegenüber einem ebenso konstitutivem Außen oder Anderem (vgl. Lorey 1996: 92f.).

„Die (Regel-) Systeme, die den Diskurs umschließen“⁵⁴, erzeugen Zusammenhänge von Außen und Innen, Exklusion und Inklusion, Negation und Konstitution – Zusammenhänge, die sich in Urteilen über Normalität manifestieren. Dabei geht es nicht nur um Bedeutungsfelder, die Bedeutungsunterschiede machen, sondern auch um auf Machtverhältnisse verweisende ‚Kontrollprinzipien‘, die ‚Grenzen [setzen, H.W.] durch das Spiel einer Identität, welche die Form einer permanenten Reaktualisierung der Regeln hat‘⁵⁵.“ (Willems 2003: 55)

Performativität in diesem Sinn bedeutet den permanenten Zwang, normative Ideale zu zitieren (vgl. Lorey 1996: 89) bzw. „sich ‚überpersönlicher‘, ‚gemeinhin‘ anerkannter oder zumindest bekannter Formen und Typen zu ‚bedienen‘“ (Soeffner 1998: 217). Diese performativ hergestellten Identitäten – aber auch die cartesianischen – sind instabil und bedroht⁵⁶.

49 Mary Douglas nennt diese Anrufung durch Institutionen auch „naming“ (Douglas 1986: 101). Auch Butler vergleicht die Anrufung einer Person als Genderrolle immer wieder mit der Anrufung mittels Eigennamens (vgl. Butler 1998: 217). Geprägt hat den Begriff der „Anrufung“ (*appellation*) Louis Althusser. vgl. Louis Althusser (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg/Berlin.

50 vgl. dazu auch die Normierung und Normalisierung der Körper durch den „Zwang des ‚Habitus‘“ bei Friedrich Balke (2003). Diese Butlerschen „Zwänge“ könnten auch mit Barthes’ „connotations“, z.B. durch Begriffe wie „Männlichkeit“, verstanden werden. vgl.: Roland Barthes (1977): *Image-Music-Text*. London.

51 bzw. durch „Kategorien, durch die man politisch mobilisiert wird“ (Lorey 1996: 92)

52 vgl. auch Mary Douglas, die schreibt, dass sobald – etwa im 19. Jahrhundert – neue Kategorien ‚erfunden‘ wurden, „new kinds of people spontaneously came forward in hordes to accept the labels and to live accordingly“ (Douglas 1986: 100).

53 Dies entspräche einem „cartesischen Subjekt“, das Lorey (bzw. Butler) als „Illusion“ bezeichnet (vgl. Lorey 1996: 91). Dieses cartesianische Subjektverständnis findet man, so Julia Reuter in „Geschlecht und Körper“ (2011), in den Arbeiten von Erving Goffman (vgl. Reuter 2011: 86ff.). Illusionär – oder besser imaginär – ist dieser authentische Kern auch in Andreas Reckwitz’ Lesart von Judith Butler, weil leiblichen Hervorbringungen insofern als performativ zu bezeichnen sind, „als man von ihrer Wiederholung auf einen vorgeblichen Identitätskern des Trägers meint rückschließen zu können“ (Reckwitz 2004: 47).

54 zitiert nach: Michel Foucault (1977): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/M. u.a., S. 47f.

55 zitiert nach: Michel Foucault (1977): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/M. u.a., S. 24f.

56 Der Körper ist bei Goffman, so schreibt Julia Reuter, als „äußere Fassade“ (Reuter 2011: 87) gedacht, die davon bedroht ist, „ständig stigmatisiert und entlarvt zu werden“ (ebd. 89). „Der ‚Goff-Mensch‘ muss die ‚Tricks im Handwerk des alltäglichen Lebens‘ beherrschen“ (ebd.). Bei Michael Saward ist ein ähnliches

Soeffner beschreibt diese Bedrohung als einen „Balanceakt“ (Soeffner 1998: 232), der vom politischen Repräsentanten zu leisten ist, und zwar im Sinne einer „Balance zwischen der ‘überpersönlichen’ Repräsentanz einer politischen Ordnung und der Aufrechterhaltung einer im persönlichen Prestige unverwechselbaren sozialen Physiognomie“ (ebd.). Diese Balance, so die Einschätzung Soeffners, „verflüchtigt sich zunehmend im Habitus des zeitgenössischen Politikers“ (ebd.). D.h. die Bedrohung – Soeffner nennt sie „Gebrochenheit“ (ebd.: 233) – ist im zeitgenössischen Kontext stärker als zuvor. Die Trennung zwischen der öffentlichen Repräsentanz und der privaten Person ist auch für den Politiker schwieriger aufrecht zu erhalten.

Diese Konstruiertheit der Kategorien ist jedoch nicht offensichtlich. Sie wird als Abbild einer vorbegrifflichen Realität inszeniert und geglaubt (vgl. Lorey 1996: 84).

„Superficial resemblance is an unreliable basis for inference about the world. But the resemblances that provide favorable social analogies are primarily constituted for legitimizing social institutions, and they are not intended for inference about physical things. Moreover, the effort to build strength for fragile social institutions by grounding them in nature is defeated as soon as it is recognized as such. That is why founding analogies have to be hidden and why the hold of the thought style upon the thought world has to be secret.“ (Douglas 1986: 52f.)

Isabell Lorey bezeichnet diesen Vorgang mit dem Begriff der „Verschleierung“ (Lorey 1996: 84). Man könnte es auch als „Naturalisierung“ bezeichnen⁵⁷.

„Jedoch ist dieses Wissen nicht unzugänglich. Es besteht aus latenten, in die Handlungspraxis eingelassenen Vorannahmen und Deutungsrepertoires“ (Hörning 2004: 23), die „conferred and fixed by institutions“ (Douglas 1986: 53) sind und ist deshalb aus den (institutionären) Praktiken heraus sichtbar zu machen und zu analysieren.

3. Anschlüsse und Überlegungen:

Wie kann ich einen Stadtpolitiker beforschen?

Mit dem Blickwinkel auf die Darstellungen des Bürgermeisters in städtischen Medien und in Live-Auftritten und aufbauend auf die zuvor erläuterten theoretischen Konzepte gilt es nun, eine beantwortbare wissenschaftliche Fragestellung zu definieren und ihre wissenschaftliche Relevanz zu begründen.

Aus juristischer Perspektive scheint es recht eindeutig zu sein: Da gibt es anzuwendende, posi-

Subjektverständnis zu vermuten, wenn er behauptet, dass der politische Stellvertreter bzw. dessen *claim* bedroht ist, wenn er auf ein unaufmerksames Publikum trifft, das seinen *claim* eventuell nicht annimmt (vgl. Seward 2010). Herbert Willems (2003) beschreibt die Bedrohung als eine ständige, weil das Stigma bei Goffman „nicht so sehr eine Reihe konkreter Individuen umfaßt, die in zwei Haufen, die Stigmatisieren und die Normalen aufgeteilt werden können, als vielmehr einen durchgehenden sozialen Zwei-Rollen-Prozeß, in dem jedes Individuum an beiden Rollen partizipiert, zumindest in einigen Zusammenhängen und in einigen Lebensphasen. Der Normale und der Stigmatisierte sind nicht Personen, sondern eher Perspektiven“ (Goffman 1967: 169f. zit. in Willems 2003: 65).

57 „To acquire legitimacy, every kind of institution needs a formula that founds its rightness in reason and in nature“ (Douglas 1986: 45). „Here, it is assumed that most established institutions, if challenged, are able to rest their claims to legitimacy on their fit with the nature of the universe“ (ebd.: 46).

tive Gesetze, die Ämter und Zuständigkeiten auf kommunaler Ebene regeln und diese müssen nur noch mit natürlichen Personen besetzt werden, um ihr Funktionieren zu ermöglichen. Diese Perspektive widerspricht dem, was Michel Foucault in seinen Arbeiten als „moderne Macht“ beschrieben hat⁵⁸.

„[D]ie moderne Macht in Foucaults Analyse [wird] nicht vom Staat oder Souverän von oben herab gegen Individuen eingesetzt [...]. Vielmehr zirkuliert sie überall, selbst noch in den winzigsten Kapillargefäßen des sozialen Körpers.“ (Fraser 1994: 44)

Die klassisch liberale Grundbegrifflichkeit, die „Macht als eine vom Souverän ausgehende und sich den Subjekte aufzwingende“ (ebd.) begreift – wie es in der Vorstellung des „Amtes als Institution“ beschrieben wurde – ist so also nicht auf moderne Macht anwendbar. Die Macht berührt bei Foucault „das Leben der Menschen fundamentaler durch ihre sozialen Praktiken als ihre Überzeugungen“ (Fraser 1994: 32). In diesem Verständnis von Macht und Herrschaft wird es möglich, „Macht ebenso umfassend wie detailliert als eine Macht zu verstehen, die in vielfältigen ´Mikropraktiken´ verankert ist, also in den sozialen Handlungsweisen, die das Alltagsleben der modernen Gesellschaften ausmachen“ (ebd.). Es geht in dieser Perspektive nicht darum, zu klären, ob die Macht legitim oder illegitim ausgeübt wird, ob sie die juristischen Grenzen einhält oder überschreitet, sondern darum, „in welcher Weise Macht tatsächlich arbeitet“ (ebd.) bzw. wie diese Arbeitsweise der Macht hergestellt und dargestellt wird.

Das Perfide an der liberalen Grundbegrifflichkeit von Macht ist, dass die „Identitätskategorien [...] von den zeitgenössischen Rechtsstrukturen erzeugt, naturalisiert und verdinglicht werden“ (Butler 1990: 20). Anders gesagt, dient dieser „vom liberalen Begriffsrahmen beherrscht[e]“ (Fraser 1994: 44) Diskurs dazu, „den wirklichen Charakter moderner Macht zu maskieren und Herrschaft auf diese Weise zu verbergen“ (ebd.). Innerhalb dieses Diskurses und mit diesen Begrifflichkeiten ist es nicht möglich, die Diskurse selbst zu ´entziffern´ (vgl. Fraser 1994: 39).

„Beim Nachdenken über den Staat läuft man immer Gefahr, staatliches Denken zu übernehmen, staatlich produzierte und geschützte Denkkategorien auf den Staat anzuwenden und also eine ganz grundlegende Wahrheit über den Staat zu verkennen.“ (Bourdieu 1998: 93)

Deshalb ist es nötig, die Praktiken zu beobachten, um verstehen zu können, in welcher Weise und mit welchen Mitteln von welchen Akteuren unter welchen Zwängen diese Praktiken ausgeführt bzw. für ein intendiertes Publikum dargestellt werden.

Der *representative claim* und die performative Repräsentation der Kategorie Bürgermeister entstehen nicht aus sich heraus und sind nicht ausschließlich aus der gesetzlichen Legitimität des Amtes zu begründen. Macht ist auch nicht als Besitz einer Klasse zu verstehen (vgl. Fraser 1994: 47) und kann nicht (mehr so eindeutig) über Symbole – etwa Amtsketten – dargestellt werden.

58 vgl. etwa Foucault (1979).

„Nicht synthetische Bilder oder Benimmbücher, sondern verkörperte Darstellungen selbst sind die primäre Erscheinungsform kultureller Verhaltenslegitimierungen: Sie zeigen ‘was geht’ und ‘was nicht geht’.“ (Hirschauer 2004: 77f.)

In der Produktion der (Identitäts-)Kategorie *Bürgermeister* und ihrer Inszenierung, so möchte ich aus Saward und Butler ableiten, bestehen Bezüge zu anderen Diskursen/Kontexten/Praktiken etc. Diese Verbindungen zielen zum einen darauf ab, dem anvisierten Publikum mögliche Deutungshorizonte vorzugeben (der *claim* soll ja in einer gewissen Weise verstanden werden). Zum anderen kann durch den Anschluss an bereits erfolgte und erfolgreiche *claims* eine Legitimierung erreicht werden, indem man durch eine Gleichsetzung damit darauf hinweist, dass man selbst der Kategorie auch gerecht wird.

Um zu erklären, wie eine Person als Amtsträger medial und in der persönlichen Begegnung geschaffen wird, untersuche ich, auf welche Zeichen/Symbole/Codes die Produzentinnen in der Repräsentation der Kategorie Bürgermeister in St. Pölten rekurrieren und wie dadurch eine Legitimierung der Person als Amtsträger geschaffen wird. Dazu müssen zuerst in den verschiedenen Quellen die wiederkehrenden Zeichen/Symbole/Codes identifiziert und anschließend analysiert werden. Durch den Rückgriff auf bestimmte Zeichen/Symbole/Codes – so die These – werden Deutungsangebote gemacht, die eine bestimmte Art der Legitimierung einer Person als Bürgermeister evozieren.

Um die Stadt nicht aus dem Blick zu verlieren, komme ich nun auf die Forschungsdesiderate zurück, die Paul Hugger definiert hatte, und stelle Verbindungen zu dieser Arbeit dar:

„Die Stadtforschung wird sich in Zukunft besonders für Fragen der Raumnutzung und Raumaneignung durch die Bevölkerung interessieren, für Tradition und Innovation, das Kontaktverhalten, die Rituale des öffentlichen Lebens, die Selbstdarstellung der Bevölkerung, die Inszenierung sozialer Unterschiede, die ethnischen Strukturen, Probleme der Sub- und Hegemonialkulturen, Initiativen zur Selbstbestimmung und Selbstgestaltung von Quartierkultur, örtliche Symbolbildungen usw.“ (Hugger 2001: 299, Herv. kE).

- In diesem Sinne nehme ich öffentliche und politische Räume, deren Nutzung und Konfiguration – den Sitzungssaal im Rathaus, die Straße als Ort der (politischen) Eröffnungsrede – in den Blick und versuche zu rekonstruieren, auf welche Traditionen in der Darstellung der Repräsentanten zurückgegriffen wird bzw. welche Innovationen dabei geschaffen werden und welche Gründe das haben könnte.
- Ich beobachte das Kontaktverhalten zwischen Bürgerinnen und Politikerinnen bzw. der Verwaltung in den bereits genannten Räumen und stelle eine Verbindung zwischen Praktiken und Räumen her.
- Als Rituale des öffentlichen Lebens begreife ich zum einen Gemeinderatssitzungen und Auftritte des Politikers, aber auch die fotografische Abbildung und sprachliche Zitierung des Bürgermeisters im Amtsblatt, die – so die Annahme – gewissen Regelmäßigkeiten/ Mustern unterliegt, die wiederum auf kulturelle Normen hinweisen.
- Die Selbstdarstellung der Repräsentanten bzw. die Darstellung der Repräsentanten durch die Verwaltung erfolgt im Amtsblatt und ist sozusagen der zentrale Punkt in dieser Arbeit,

weil in dieser Selbstdarstellung die bereits genannten Phänomene, aber auch die Inszenierung sozialer Unterschiede bzw. auch sozialer Gleichheit zu beobachten sind.

- Örtliche Symbolbildungen schließlich, so eine weitere These, manifestieren sich in der Konfiguration von Räumen, im Umgang mit Dingen, werden medial aufbereitet und ins kollektive Bewusstsein transportiert⁵⁹.

Die Zeichen/Symbole/Codes die ich mich aufgemacht habe in den Praktiken zu finden, sind praxis-, daher kultur- und institutionenspezifisch: „What the classifications are devised for and what they can and cannot do are different in each case“ (Douglas 1986: 108). Mary Douglas schlägt daher vor, eine Klassifikation der „classificationary styles“ (ebd.) oder eben „Kategorien“ (Butler) vorzunehmen, denn „[t]he comparison of classifications as an index of other things that are happening in our society provides a small, provisional ladder of escape from the circle of self-reference“ (Douglas 1986: 109).

4. Gegenstandskonstruktion, Erhebungs- und Analysemethoden

Die *Zwänge* (Butler) sind nicht direkt beobachtbar, weil sie – wie oben ausgeführt – nur latent in den Praktiken enthalten, in sie und in die sie ausführenden Akteure eingeschrieben und ihnen nicht bewusst sind. Sie sind also weder einfach in Gesetzen festgeschrieben, in denen die repräsentative Demokratie auf kommunaler Ebene geregelt ist, noch in Handbüchern, die Anleitung geben, Bürgermeister zu sein (vgl. Nagl 2005). Da sie in den Praktiken immer auch reaktualisiert werden, können sie in deren Ausführung beobachtet und interpretiert werden. Zur Interpretation der Praktiken ist es nötig, einen weiten Blick einzunehmen, der das zeitgenössische kulturelle/soziale Netzwerk Stadt mit hereinnimmt, um die von den Produzentinnen der Repräsentationen verwendeten Zeichen/Symbole/Codes erkennen und ihre Deutungsangebote (auch aus anderen Zusammenhängen heraus) erklären zu können.

4.1. Materialgenerierung, Quellen⁶⁰

Die erste Frage, die sich mir zur Beantwortung der Forschungsfrage in dieser Arbeit gestellt hat, war jene nach den Orten und Gelegenheiten, bei denen ich den amtierenden Bürgermeister von St. Pölten beobachten konnte. Ich versuchte dabei – mit Ausnahme des Interviews – die Position einer Bürgerin einzunehmen und jene Möglichkeiten zu finden und zu nutzen, in denen auch die Bürgerinnen den Bürgermeister persönlich sehen können. Die Position der Bürgerin wurde von mir deshalb gewählt, weil ich diese Gruppe als (eine) wesentliche Zielgruppe der öffentlich sichtbaren Repräsentationen der politischen Rolle *Bürgermeister* verst-

59 Ethnische Strukturen, Sub- und Hegemonialkulturen und Partizipation der Bürgerinnen im politischen Prozess (der Quartierskultur) kommen in dieser Arbeit – wenn überhaupt – nur am Rande in den Blick. Zur Analyse dieser Aspekte wäre eine andere Vorgehensweise, Quellenauswahl und Methodik – im Sinne eines stärkeren Einsatzes der teilnehmenden Beobachtung – erforderlich.

60 Die Quellen werden in dieser Arbeit mit Kürzeln im Lauftext wiedergegeben. Ich führe sie hier jeweils am Ende der Darlegung, wie diese Quelle generiert wurde, inklusive der Art ihrer Zitierung an. Eine Übersicht über die Quellen und deren Abkürzungen ist auch im Anschluss an das Literaturverzeichnis angeführt.

ehe. Es ist auch jene Gruppe, die – wenn schon nicht ihn direkt⁶¹, dann zumindest die Partei, der er zugehört – zur stärksten Fraktion im Gemeinderat gewählt hat und dies auch beim nächsten Mal tun soll.

Zunächst näherte ich mich dem Feld über das Amtsblatt *St. Pölten Konkret*, welches monatlich an alle Haushalte in der Stadt St. Pölten zugestellt wird. Über dieses Magazin erfuhr ich von Möglichkeiten, den Bürgermeister live zu sehen. Dort wird nämlich über Gemeinderatssitzungen und Eröffnungen berichtet, bei denen der Bürgermeister vor Ort gewesen ist. Eine Möglichkeit zur Beobachtung ergab sich auch durch das Interview mit dem Chefredakteur. Dieser wies mich auf eine, wenige Tage später stattfindende, Pressekonferenz hin, die nicht öffentlich angekündigt wird.

„Auch wenn [die Verschiedenartigkeit der Quellen] unsystematisch klingt, hat sie durchaus systematischen Charakter. Es gibt Relevanzbereiche, d.h. Diskurstypen, Medien und Textgattungen, die von hohem thematischen Belang sind. Was immer auch unser Thema ist [...], es gibt eine Fachpresse [...], es gibt einen Rechtsdiskurs [...], es gibt einen medialen Diskurs [...], es gibt themenspezifische Belletristik, Kinofilme und Theaterstücke [...], es gibt charakteristische Anekdoten, Redensarten, Witze. Sich einem Thema in totaler Weise zu nähern heißt also versuchen, der Komplexität des Gegenstandes, die sich gerade in der Vielfalt der Bezüge und Verschränkungen artikuliert, annähernd gerecht zu werden.“ (Lindner 2003: 186f.)

In diesem Sinne kann die Performativität der Kategorie *Bürgermeister live* beobachtet werden, etwa bei öffentlichen Auftritten der Person, bei der Eröffnung von Stadtfesten oder in Gemeinderatssitzungen. Da es in einer Stadt von mehr als 50.000 Einwohnerinnen jedoch unwahrscheinlich ist – oder sogar gänzlich auszuschließen –, dass jede Einwohnerin den Bürgermeister oft genug live zu sehen bekommt, um ihn jederzeit wieder zu erkennen und damit wieder wählen zu können, bedarf es medialer Repräsentation des Bürgermeisters. Eine zentrale Einrichtung stellt das Amtsblatt dar, das vom Magistrat herausgegeben wird.

„Politische Öffentlichkeitsarbeit selbst [...] ist Mittel der Politik, und sie ist selbst Politik und damit den systeminternen Prozesselementen der modernen Verhandlungsdemokratie unterworfen. [...] Kommunikationsstrategien politischer Akteure sind als *Management von Ungewissheit* zu umschreiben. Organisationen regieren, in dem sie [...] durch die *Etablierung routinisierter Kontaktchancen* mit einem hohen Formalisierungsgrad von Regelsystemen versuchen, ein gewisses Maß an Vorhersagbarkeit zu gewährleisten (Theis 1992). Pressekonferenzen und Presseinformationen von staatlichen und politischen Institutionen sind Beispiele für solche Kontakte, die sowohl im Hinblick auf den Zugang als auch auf den Ablauf steuerbar sind (Weischenberg 1987: 105f.).“ (Pfetsch 1995: 69f.)⁶²

61 In Niederösterreich wird der Bürgermeister vom Gemeinderat und nicht von den Bürgerinnen direkt gewählt, der Bürgermeisterkandidat ist dabei jedoch zumeist Spitzenkandidat der jeweiligen Partei.

62 zitiert nach: Anna Maria Theis (1992): Inter-Organisations-Beziehungen im Mediensystem. Public Relations aus organisationssoziologischer Perspektive. Publizistik, Heft 1, 37. Jg., S. 25-36;
Sibylle Weischenberg (1987): Neue Lernformen in der Journalistenausbildung? In: Jürgen Wilke (Hg.): Zwischenbilanz der Journalistenausbildung. München, S. 192-216.

4.1.1. Beobachtungsprotokolle

Der Hauptbeobachtungszeitraum zur Materialgenerierung dieser Arbeit lag – nachdem ich anschließend an eine Diskussionsrunde mit Kolleginnen des Instituts Ende Mai das Thema der Arbeit festgelegt und eine vorläufige Fragestellung formuliert hatte – in den Monaten Juni bis September 2012. In diesem Zeitraum beobachtete ich regelmäßig die Homepage der Stadt St. Pölten, verfolgte die Pressemeldungen und besuchte zwei Gemeinderatssitzungen, eine Pressekonferenz und war zur Eröffnung eines Straßenfestes in der Stadt. Zu jedem dieser Feldbesuche verfasste ich aufbauend aus Notizen, die ich direkt im Feld angefertigt hatte, umfassende Feldprotokolle (vgl. Hauser-Schäublin 2003, Schmidt-Lauber 2007b), denn:

„von der Forscherin erlebte, beobachtete, registrierte Ereignisse im Feld bzw. in der Interaktion mit den Untersuchungspartnerinnen und -partnern müssen in einer Weise dokumentiert werden, dass sie einer analytischen Bearbeitung im Rahmen von Auswertungs- und Kodierungsverfahren zugänglich werden. Sie werden in einer Form transkribiert, die es erlaubt, sie wiederholt, detailliert, mit zeitlicher Mühe, allein und zu mehreren Auswertenden zu rezipieren, zu bearbeiten sowie sie einem Leser oder einer Leserin des wissenschaftlichen Produkts zugänglich zu machen.“ (Breuer 2010: 65)

Die Beobachtungsprotokolle der beiden Gemeinderatssitzungen tragen den Buchstaben „G“, die Sitzung vom 25. Juni 2012 – die erste von mir besuchte – trägt das Kürzel „G1“, jene vom 13. Juli 2012 „G2“. Die Seitenzahlen im Protokoll werden durch einen Doppelpunkt vom Kürzel getrennt angegeben, z.B. „G1: 4“ für Seite 4 des Beobachtungsprotokolls der Gemeinderatssitzung vom 25.6.2012. Die Tagesordnungen der jeweiligen Sitzungstermine dienen ebenfalls als Quelle und werden mit dem Kürzel „t“ plus dem Kürzel für das jeweilige Protokoll bezeichnet, also „tG1“ und „tG2“.

Das Beobachtungsprotokoll zur Pressekonferenz vom 25. Juli 2012, in der es um den umstrittenen Ankauf eines ehemaligen Truppenübungsplatzes (TÜPL) ging, trägt das Kürzel „B1“. Die Eröffnung des Straßenfestes in der Schreinergergasse, unweit des Rathausplatzes in der St. Pöltner Innenstadt vom 6. September 2012, kürze ich mit „B2“ ab.

*ergänzende Quellen*⁶³

Zur Pressekonferenz wurden Presseunterlagen an die anwesenden Journalistinnen (und mich) ausgeteilt. Sie sind mit dem Kürzel „S1“ bezeichnet. Im Interview mit dem Chefredakteur des Amtsblattes (vgl. den folgenden Abschnitt) bekam ich einen „Leistungsbericht Medienservice 2011“ ausgehändigt, der etwa die Anzahl der Presseaussendungen, Reden und Vorworte anführt, die das Medienservice 2011 erstellt hat. Diese Quelle trägt das Kürzel „S2“. Die Mail-Kommunikation mit dem Bürgermeister bzw. seines Assistenten zur Vereinbarung des Interviewtermins – innerhalb dessen etwa der ‚Fragenkatalog‘ von mir versandt wurde (vgl. folgenden Abschnitt) – kürze ich mit „S3“ ab. Die mir von einer Mitarbeiterin des Magistrats St. Pölten freundlicherweise übersandte Geschäftsordnung des Gemeinderats St. Pölten nenne ich „S4“ und einen Stadtplan, der mir half, meine Wege durch die Stadt zu finden, trägt das

63 Diese Quellen sind auf der beiliegenden CD-Rom nicht enthalten, da sie mir nur in analoger Form vorlagen.

Kürzel „S5“. Dieser Stadtplan wird auch als Quelle verwendet, weil auf seiner Rückseite der Bürgermeister fotografisch abgebildet ist. Diese Fotografie verwende ich in der Bildanalyse als Vergleichsfolie um die Argumentation zu einer Fotografie im Amtsblatt zu ergänzen.

4.1.2. Interviews

Ähnlich verfuhr ich mit zwei Interviews, die ich im Juli und August mit dem Chefredakteur des Amtsblattes und dem Bürgermeister führte. Diese Interviews waren als Leitfadenterviews angelegt, d.h. ich überlegte vor den Interviews, welche Themenbereiche ich mit meinen Interviewpartnern besprechen wollte und formulierte Fragen, die erzählgenerierend wirken sollten. Diese Methode eignet sich besonders, „wenn mit einer Person nur ein einziges Mal die Gelegenheit zu einem Interview besteht“ (Schlehe 2008: 126), wovon ich angesichts der Vielzahl an Terminen, die der Bürgermeister in der kurz vorher stattgefundenen Gemeinderatssitzung genannt hatte, ausging (vgl. G2). Ich hatte bei beiden Interviews den Leitfaden dabei, benutzte ihn beim Interview mit dem Chefredakteur jedoch nicht, um das „Prinzip der Offenheit“ (Schmidt-Lauber 2007a: 172) einzuhalten. Meine Grundhaltung war „empathiegeleitet und durch das Bemühen, [die] subjektive Sichtweise des Gegenübers zu [sic!] verstehen, gekennzeichnet“ (ebd.). Beim Interview mit dem Bürgermeister, konnte ich das erste „Postulat“ (ebd.) nicht einhalten, da der Bürgermeister und sein ebenfalls beim Gespräch anwesender Assistent beide den Leitfaden vor sich liegen hatten und der Bürgermeister seine Ausführungen auf den von mir vorab gesandten Fragenverlauf ausrichtete⁶⁴. Damit zwang er mich, mich an die vorab vereinbarten Fragen und die Reihenfolge zu halten. Und das trotz meiner Beteuerungen, dass es in unserem Fach nicht üblich sei, vorab Fragenkataloge zu versenden, weil wir bemüht sind, „eine entspannte Erzählsituation zu schaffen, die es dem Gesprächspartner ermöglicht, seine Erfahrungen und Vorstellungen in einer ihm angemessenen und vergleichsweise gewohnten Form zur Sprache zu bringen“ (Schmidt-Lauber 2007a: 175) und unserem Interviewpartner auch die Gelegenheit geben, von sich aus Themen vorzugeben. Dieser Prozesses des „gemeinsame[n] Aushandeln[s] der Interviewsituation“ (Schlehe 2008: 123) wird im „Forschungs- und Erkenntnisprozess“ (ebd.) auch zur Quelle. Die Interviewsituation mit dem Chefredakteur gestaltete sich offener und flexibler. Hier konnte ich eine gute Gesprächsbasis schaffen, über die ich auch „Einblick in die private Sphäre“ (Schmidt-Lauber 2007a: 178) erhalten konnte.

Ich verfasste zu beiden Terminen Gesprächsprotokolle⁶⁵, in die neben der Gesprächssituation auch meine Feldeindrücke vor und nach dem Termin aufgenommen wurden. In diese Protokolle konnte ich auch die Beobachtung der Körpersprache aufnehmen. Diese ist „[e]benso

64 In der Email-Korrespondenz und einem telefonischen Vorgespräch mit dem Assistenten des Bürgermeisters wurde von deren Seite darauf bestanden, dass ich den „Fragenkatalog“ vorab übergeben würde. Ich versuchte, darauf zu bestehen, keine Fragen vorab formulieren zu wollen, da ich meinem Interviewpartner auch die Gelegenheit geben wollte, von sich aus zu erzählen und Schwerpunkte im Interview zu setzen. Diese Gelegenheit wurde jedoch vom Assistenten des Bürgermeisters vorab und vom Bürgermeister in der Situation selbst nicht genutzt (vgl. gIS).

65 vgl. zu dieser Quelle, ihrer Generierung und Anforderungen Schmidt-Lauber (2007a).

wirksam, wichtig und aussagekräftig“ (Schlehe 2008: 134), denn es „prägen ja nicht nur Worte die (inter)kulturelle Kommunikation in einer ethnologischen Forschung, sondern auch eigene und gegenseitige Körperwahrnehmung“ (Schlehe 2008: 134). Zudem flossen in dieses Gesprächsprotokoll auch „Kontextbeschreibungen, visuelle Impressionen, Stimmungen, Gefühle, spontane Eindrücke [...] und [...] Selbstreflexionen“ (Schlehe 2008: 135) ein.

Von den digital aufgenommenen Interviews fertigte ich Transkripte an.

„Unter Transkription versteht man die graphische Darstellung ausgewählter Verhaltensaspekte von Personen, die an einem Gespräch [...] teilnehmen. [...] Transkripte sind nötig, um das flüchtige Gesprächsverhalten für wissenschaftliche Analysen auf Papier dauerhaft verfügbar zu machen. Ziel der Herstellung eines Transkripts ist es, die geäußerten Wortfolgen (verbale Merkmale), häufig aber auch deren lautliche Gestaltung [...] sowie redebegleitendes nichtsprachliches Verhalten [...] möglichst genau auf Papier darzustellen.“ (Kowal/O’Connell 2000: 438)

Transkripte sind dabei zwar auch „Wiedergabe“ (Schmidt-Lauber 2007a: 181) des Interviews/der Interviewsituation, aber

„[d]urch die Übertragung mündlich gesprochener Sprache in einen schriftlichen Text und mithin eine andere Darstellungsform wird ein neues Artefakt geschaffen, zumal die Schriftsprache andere Ausdrucksregeln und -formen, einer anderen Ästhetik sowie differnten Modi der Plausibilisierung unterliegt als die mündliche Rede.“ (ebd.: 181)

Dabei „zeigt sich erfahrungsgemäß, dass ein Transkriptionsbemühen, das auf einen hohen Genauigkeitsgrad⁶⁶ angelegt ist, hinsichtlich der intra- und intersubjektiven Realität problematisch wird: Je präziser und detaillierter die Verschriftlichung ausgearbeitet wird, umso unreliabler wird sie“ (Breuer 1999: 252ff.⁶⁷, zit. in Breuer 2010: 67).

„Es sollten nur solche Merkmale des Gesprächsverhaltens transkribiert werden, die auch tatsächlich analysiert werden.“ (Kowal/O’Connell 2000: 444)

„Die Auswahl der transkribierten Kategorien“ (ebd.: 443) sollte durch eine Fragestellung motiviert sein, um zu vermeiden, dass „mit erheblichem Aufwand viel mehr transkribiert wird, als analysiert wird“ (ebd.). „Auch während der Analyse sollte das Transkript durch wiederholtes Abhören der mündlichen Rede einer Kontrolle unterworfen werden“ (Schmidt-Lauber 2007a: 182). Es mag widersprüchlich klingen, aber gerade das hohe „Reliabilitäts-Streben setzt eher *flache* Transkriptionen in Vorteil“ (Breuer 1999: 252ff.⁶⁸, zit. in Breuer 2010: 67) und zwar, weil „sich mit steigendem Detaillierungsgrad die Schwierigkeiten der Rezeption“ (ebd.) vergrößern.

66 Gemeint ist hier die Anwendung von linguistischen Transkriptionsregeln, die etwa die Betonung einzelner Silben, die Sprachmelodie und so weiter versuchen möglichst exakt und detailliert wiederzugeben. Für eine kulturwissenschaftlich-ethnologische Analyse, die nach Bedeutungszuschreibungen in der Zeichenverwendung fragt, sind diese Methoden zu detailliert.

67 zitiert nach: Franz Breuer (1999): Probleme human- und sozialwissenschaftlicher Erkenntnismethoden. Viel Verwirrung - einige Vorschläge. In: Norbert Groben (Hg.): Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie. Band I, Metatheoretische Perspektiven, 2. Halbband: Theoriehistorie, Praxisrelevanz, Interdisziplinarität, Methodenintegration. Münster, S. 193-309.

68 wie Anm. 67.

„Transkripte sind Angebote möglicher Lesarten von Interaktionsereignissen [...]. Man könnte sie betrachten als Bemühung um die (Re-) Konstruktion eines 'Möglichkeitsraums' oder der 'latenten Sinnstrukturen, aus dem/denen Teilnehmerinnen/Rezipientinnen jeweils bestimmte Ausschnitte oder Versionen realisieren.“ (ebd.)

Das Transkript des Interviews mit dem Chefredakteur des Amtsblattes kürze ich mit einem „I“ für Interview und einem „K“ als Kürzel für seinen Nachnamen ab, also „IK“. Das zum Interview verfasste Gesprächsprotokoll wird mit dem Kürzel „gIK“ bezeichnet. Analog dazu lautet die Bezeichnungen für das Transkript des Interviews mit Bürgermeister Steiner „IS“ und das Gesprächsprotokoll „gIS“.

4.1.3. Amtsblatt St. Pölten Konkret

Bei der dritten Quelle – Texten und fotografischen Abbildungen aus dem Amtsblatt – stand die Frage nach der Eingrenzung des Korpus an. Nach einigen Kodierdurchgängen durch das Material, die erst zu Fokussierung der Fragestellung auf den Bürgermeister geführt haben, wurde mir klar, dass der Bürgermeister auch in der Analyse eine zentrale Kategorie werden musste, da er medial als *der* zentrale Akteur der Stadtpolitik und -verwaltung inszeniert wird. Eine erste Eingrenzung des Korpus⁶⁹ ergab sich also durch die Auswahl jener Artikel, in denen der Bürgermeister genannt, abgebildet oder zitiert war. Nachdem ich in den Vorarbeiten die Ausgaben 1/2012 bis 4/2012 – in der Art eines *nosing around* (vgl. Lindner 2007) – angesehen hatte und einen Überblick über die Themen und Repräsentationspraktiken im Amtsblatt erhalten hatte, konzentrierte ich mich im Folgenden auf die mit den Beobachtungen im Feld zeitgleich erscheinenden Ausgaben (5/2012 bis 10/2012). Es war das Ziel, „Variationen und Kontraste [zu suchen], die das Wissen über Facetten des Untersuchungsgegenstands bzw. fokussierter Konzepte voraussichtlich erweitern und anreichern oder auch absichern und verdichten können“ (Breuer 2010: 58), zu finden.

Zur Erweiterung der Perspektive war das Amtsblatt insofern geeignet, als ich vorhergegangene und nachfolgende Ausgaben, die als pdf auf der Homepage⁷⁰ der Stadt bis ins Jahr 2010 zurückgehend abrufbar waren, in den Korpus aufnehmen konnte. Insgesamt waren dies 122

69 Diese Eingrenzung nennen Strauss/Corbin „Theoretisches Sampling“ und verstehen darunter „die Fähigkeit, Einsichten zu haben, denen Daten Bedeutung zu verleihen, die Fähigkeit zu verstehen und das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen“ (Strauss/Corbin 1996: 25). Diese Fähigkeit gründet sich, so Breuer (2010) auf mehrere methodische Schritte: „Reflexion der themenbezogenen Forscherinnen-Präkonzepte aus der Quelle der eigenen Lebenserfahrung [...]; Aneignung der wissenschaftlichen Theorien und Untersuchungen zum Themengebiet; [...] Beschäftigung mit Literatur aus anderen Textgenres [...]; [...] Darstellungen und Berichte von Beteiligten aus dem Problemfeld [...], Anm. kE: Dank an dieser Stelle an Hemma Geitzenauer für die von ihr erzählten Einblicke; [...] fortlaufende Selbst- und Themenreflexion [...]; das Hin- und Herpendeln des Forschers zwischen intensivem Feld- und Datenbezug und analytischer Distanznahme; [...] Austausch mit Kolleginnen und Kollegen, die ebenfalls im Rahmen eines solchen Forschungsstils arbeiten [...], Anm. kE: Dank an dieser Stelle an die Kolleginnen des Instituts für die Bereitschaft, sich mit meinem Thema zu befassen und immer wieder konstruktiven Input zu geben; [...] heuristische Verfahren [...] die den theoretischen Blick auf den Gegenstand fördern können: das Stellen von Fragen, die mikroskopische Analyse von Datenelementen (Wörtern, Sätzen), das Anstellen und Aufsuchen von Vergleichen u.a.“ (Breuer 2010: 59f.).

70 Die Ausgaben für die Jahre 2010 und 2011 sind auf der Homepage der Stadt St. Pölten in der Rubrik „Presse“ als pdf abrufbar, URL: <http://st-poelten.gv.at/Content.Node/presse/st-poelten-konkret.php> (14.12.2012).

Artikel und 100 Bilder. Die vorhergegangenen Ausgaben 1/2012 bis 4/2012, mit denen ich aus der vorangegangenen Phase bereits vertraut war, habe ich, wo es zur Untermauerung der Argumentation nötig bzw. möglich war, herangezogen. Zusätzlich habe ich eine Ausgabe aus dem Jahr 2007 (vgl. K5/07: 1) – diese ist layoutmäßig von den anderen unterscheidbar, weil das Layout 2010 modernisiert wurde (vgl. IK) –, eine aus dem Jahr 2010 (K10/2010) und eine aus dem Jahr 2011 („25 Jahre Landeshauptstadt“ K1/2011), die ich im Interview mit dem Chefredakteur des Blattes erhalten hatte, in den Quellenkorpus aufgenommen. Dadurch war eine weitere Verbreiterung in zeitlicher Hinsicht möglich. Ich konnte damit Beständigkeit oder Variabilität der, in den Repräsentationen verwendeten, Referenzen auch über größere Zeiträume hinweg nachvollziehen. Durch die zeitliche Verbreiterungsmöglichkeit kam ich zu einer Materialmenge aus dieser Quelle, die viel größer war, als die anderer Quellenarten, weshalb ich das Amtsblatt in dieser Arbeit auch als Hauptquelle bezeichne.

Die zentrale Stellung der Quelle *Amtsblatt* ist auch damit zu begründen, dass politische Öffentlichkeitsarbeit und Politik untrennbar miteinander verbunden sind (vgl. Pfetsch 1995: 68). Das Amtsblatt verstehe ich mit Pfetsch als eine städtische Einrichtung zur „Etablierung routinisierter Kontaktchancen“ (ebd.: 69), die nicht nur im persönlichen Kontakt stattfinden können. Der Zugang zu zentralen Medien (der Stadt) ist essentiell für die Politik, denn „wer Zugang zu diesen wenigen Medien hat [...] der beherrscht damit auch [...] die öffentliche Kommunikation“ (Langenbacher 1995: 101) und damit den Diskurs über die Politik, die Verwaltung und die Stadt.

Die Ausgaben des Amtsblattes *St. Pölten Konkret* werden mit dem Buchstaben „K“ für „Konkret“, der Nummer der jeweiligen Ausgabe und der Seitenzahl des Artikels bzw. Bildes zitiert, z.B. „K5/12: 10“ steht für einen Artikel/ein Bild im *St. Pölten Konkret* Ausgabe 05/2012, Seite 10.

4.1.3.1. Texte im Amtsblatt *St. Pölten Konkret*

Die Texte im Amtsblatt, in denen der Bürgermeister vorkommt, wurden ohne weitere Bearbeitung als Dokumente (vgl. Brednich 2001: 83) in die Analyse übernommen und kodiert.

4.1.3.2. Bilder im Amtsblatt *St. Pölten Konkret*

Die Bilder aus dem Amtsblatt habe ich ebenfalls ‚transkribiert‘, d.h. ihren Inhalt, wie von Helge Gerndt vorgeschlagen (Gerndt 2005b: 110), in Sprache umgewandelt, um die Kodierungsschritte analog zu den anderen Quellen durchführen zu können⁷¹.

⁷¹ Diese Überführung von Bild in Text ist problematisch. Gottfried Boehm (2007) behauptet, dieser Schritt sei gar nicht möglich, weil Bilder eine „eigene, nur ihnen zugehörige Logik“ (Boehm 2007: 34) besäßen, die „nicht prädikativ [ist], das heißt nicht nach dem Muster des Satzes oder anderer Sprachformen gebildet“ (ebd.) würde. „Sie wird nicht gesprochen, sie wird wahrnehmend realisiert“ (ebd.) und zwar, indem die äußeren/sichtbaren Bilder über einen „Tausch“ (Belting 2002: 54) oder eine „Metamorphose“ (ebd.: 21) in innere/mentale Bilder übersetzt werden (vgl. ebd.). Das Bild wandert in diesem Prozess vom Medium/Bildträger in den Körper der Rezipientin (ebd.), wird dadurch ein Teil unserer Innenwelt und kann gerade aufgrund dessen nur noch sprachlich zum Ausdruck gebracht werden. Prekär – aber eben nicht lösbar – daran ist, dass es in der Zeichentheorie und in der Sprache eine Trennung zwischen dem Zeichen und dem Körper gibt. Der Zusammenhang zwischen den beiden beruht alleine auf

Der Großteil der volkswissenschaftlichen/europäisch-ethnologischen Bildanalysemethoden (vgl. die Übersichtsbeiträge Brednich 2001b, Hartinger 2007, Hägele 2007b) bezieht sich in ihren Grundzügen auf kunstgeschichtliche Methoden, und hier in erster Linie auf die Arbeiten von Erwin Panofsky⁷², der die Bildbeschreibung standardisiert hat.

einer kulturell spezifischen Konvention (vgl. Belting 2002). Sprache funktioniert diachron, d.h. sie hat einen eindeutigen Ablauf, eine Reihenfolge der Bezeichnung. Bilder hingegen werden synchron gelesen, d.h. dass mehrere Dinge/Ebenen gleichzeitig wahrgenommen und miteinander verknüpft werden können.

- 72 Erwin Panofsky (2006) schlägt einen Dreischritt für die Bildanalyse vor: Auf einer deskriptiven Ebene der „vor-ikonographischen Beschreibung“, soll man sich „durch eine möglichst dichte Beschreibung [...] dessen vergewissern, was man sieht. Man identifiziert Personen, Tiere, Pflanzen Gebäude, eventuell den emotionalen Ausdruck, versucht das 'primäre oder natürliche Sujet' zu erfassen“ (Hartinger 2007: 88), bleibt jedoch auf der Ebene des Phänomensinns, d.h. „ein Mann mit Messer in der Hand bleicht ein 'Mann mit Messer' und wird nicht gedeutet als 'Räuber' oder 'hl. Bartholomäus'“ (ebd.). Dem folgt eine „ikonographische Beschreibung“, d.h. die „Entschlüsselung von bedeutungsvollen Zeichen, [etwa] Farben und Positionierungen“ (ebd.: 89), wobei „mitzubedenken [ist], wie in bestimmten Zeiten oder Stilen Sachverhalten dargestellt“ (ebd.: 89) wurden/werden, also die Typen-/Stilgeschichte. Auf diese Typengeschichte nehme ich in dieser Arbeit einerseits Bezug über historische Herrscherdarstellungen und deren Darstellungskonventionen bzw. Symboliken (auf die ich in Kapitel 2 eingegangen bin) sowie über zeitgenössische „politische Ikonografie“ bei Fleckner/Warnke/Ziegler (2011) etc. Die „ikonologische Analyse“ schließlich, versucht den Dokumentsinn zu erfassen, der jedem Bild eingeschrieben ist, d.h. hier erfolgt eine Re-Kontextualisierung des Bildes, etwa über „Werkstatt-Traditionen sowie die Biographie des Künstlers, aber auch den gesamten geistes- und sozialgeschichtlichen Zusammenhang“ (Hartinger 2007: 89), in dem das Bild geschaffen wurde. Elke Bisanz bezeichnet Bilder als komplexe kulturelle Zeichenphänomene, die „vielschichtige Bewusstseinsphänomene wie die Erfassung von räumlichen und zeitlichen Kategorien, individuelle und kollektive Erfahrungen etc.“ (Bisanz 2010: 14) verbinden und semantisch 'flexibel' (vgl. ebd.: 64) sind. Aus den Konventionen der Bildherstellung und -darstellung (die zumindest genre-, medien- und zeitspezifisch sind) ließe sich jedoch eine „orientierungsstiftende Rolle“ (ebd.: 60) für die Interpretation ableiten.

Es geht Panofsky im letzten Schritt um die Erfassung der „eigentlichen Bedeutung oder dem unbewußten Gehalt oder der Semantik von Bildwerken“ (Hartinger 2007: 90). Dass und wie man gerade solch unbewusste Gehalte in Bildern herausarbeiten kann, hat Martin Scharfe (2005) in Bezug auf „Vignetten“, d.h. „Illustrationen zu einem Text, die zunächst nebensächlich, also sachlich nicht geboten zu sein scheinen – schmückende (wenn auch 'passende') Bildbeigaben, denen man eher Gefühlswert als Sachwert zusprechen möchte“ (Scharfe 2005: 138) beschrieben. In diesen Vignetten, die Scharfe verschiedenen Printmedien entnimmt, vermutet er, dass „[d]er Bildautor [...] dem Publikum den geheimen Text“ (ebd.) verrät. In der Annahme, ein illustrierter Text habe „zwei Autoren [...] – eine[n] Text-Autor und eine[n] Bildautor“ (ebd.) sieht Scharfe den „pikante[n] Sachverhalt“ (ebd.) - ich möchte meinen, die 'Möglichkeit' - „daß der Bild-Autor nicht stets nur den offiziellen Text in Bildsprache übersetzt (indem er etwa die markanten Stationen einer Geschichte zeichnet, sondern in 'Vignetten' auch Bilder für den geheimen Text findet“ (ebd.). Dieses „reading against the grain“ (Johnston 1975) – d.h. das absichtliche Lesen gegen den offensichtlichen Sinn, der mit der Abbildung transportiert werden soll (Leopold Kretzenbacher (1970) nannte diese Art der Bildausdeutung „Ikonotropie“) – möchte ich auch auf die Bilder aus dem Amtsblatt anwenden, weil dadurch zusätzliche Bedeutungsebenen erschlossen werden können (vgl. Scharfe 2005: 139). Ich verzichte jedoch auf die Unterscheidung von 'Vignetten' und 'sachlich gerechtfertigten Bildern', da die Abbildungen im Amtsblatt auf den ersten Blick als eben solche Illustration und als visuelle Aufmöbelung der Seite erscheinen.

Hinweisen möchte ich an dieser Stelle auch noch auf die Bemerkung von Martin Scharfe, dass zum einen „die eine Erklärung die andere nicht ausschließt“ (Scharfe 2007: 147), d.h. ein gegen den Strich lesen nur zusätzliche Erkenntnis bringen kann, und dass es Sinn macht, die „Erfahrungen (vielleicht auch 'Erkenntnisse'?) im Modus der vorsichtigen *Andeutung* weiterzugeben und nicht stets im Brustton des endgültigen Wissens, das wir doch selten haben“ (Scharfe 2007: 154). Zumal bei äußerst und immer mehrdeutigen Bildern mit ihrer „simultanen Vielschichtigkeit ihres Gehalts und der potentiellen Multiperspektivität“ (Gerndt 2005c: 25), die immer einen „Sinnüberschuss“ (Boehm 2007: 209) haben und ohne „weitere Informationen schriftlicher Art“ (Lauterbach 2005: 324), die eindeutige Auskunft über Intention des Fotografen und des Bildredakteurs geben, der das einzelne Bild aus einer Fülle an Bildern ausgewählt hat, könnte man „weder den visuellen Kontext noch den ikonologischen Kontext der jeweiligen Aufnahme(n) näher beleuchten“ (ebd.) - zumindest nicht endgültig und eindeutig. Zum Trost, damit schwächt Lauterbach seine eigenen Argumente ganz zu Beginn des hier genannten Aufsatzes ab: „Fehldeutungen gibt es gar nicht“ (Lauterbach 2005: 311).

Problematisch, so ist in Grundlagenwerken zur Bildanalysemethodik der Kulturwissenschaften zu lesen (vgl. etwa Gerndt 2005c), ist, dass Panofsky den Kontext der Bilder nicht in die Analyse miteinbezieht⁷³ (vgl. auch Raab 2012) und dass er Bilder *über* Texte liest und nicht im Bezug zu anderen Bildern (vgl. Belting 2002: 15). Auch trifft er keine Unterscheidung zwischen dem, was W.T. Mitchell als *picture* und *image* bezeichnet hat, also dem Trägermedium des Bildes und der Abbildung an sich (vgl. Belting 2002).

Ulrich Hägele (2007a) hat einen eigenen Dreischritt beschrieben, der sozusagen eine kulturwissenschaftliche und fototheoretische Erweiterung von Panofskys Modell ist. Diesem will ich in meiner Arbeit folgen.

- Zunächst⁷⁴ soll eine „Deskription“ (Hägele 2007a: 332) des Bildes erfolgen, d.h. „Informationen, die vom Foto resultieren“ (ebd.) werden festgehalten. Dazu zählen nach Hägele das Bildgenre, Thema und Inhalt der Abbildung, die Maße des Bildobjekts und – so möchte ich ergänzen – das Trägermedium (vgl. Belting 2002)⁷⁵ –, also die „uncodierte Nachricht“ (Hägele 2007a: 333)⁷⁶. Sodann sei eine „Bildbeschreibung“ (ebd.: 332) vorzunehmen, d.h. die „ikonische, direkt vom Bild ausgehende Nachricht“ (ebd.) konkreter Symbole und Allegorien zu benennen.
- Die zweite Phase, die „Analysephase“ (ebd.) behandelt den „visuelle[n] Kontext“ (ebd.), d.h. es werden „Informationen, für die weitere Quellen notwendig sind“ (ebd.) hinzugezogen, um den „politisch/gesellschaftlichen Zusammenhang“ des Bildes, sowie Informationen über Entstehungszusammenhang und ursprüngliche Intention in die Analyse miteinzubeziehen. In dieser Phase wird auch die Bildunterschrift und „eine etwaige Einbindung der Fotografie in den Text“ (ebd.: 333) thematisiert. „Auch eventuelle Belege in anderen Quellen und Archivalien [...] sind von Bedeutung. Dann sollte der allgemeine wissenschaftstheoretische Diskurs zu identischen oder ähnlichen Fotografien in anderen Medien beachtet werden“ (ebd.)⁷⁷.

Scharfe ruft zu „einiger Kühnheit beim Deutungsgeschäft“ (Scharfe 2005: 152), die er damit begründet, dass die Fotografin ihr Bild ´hinausgestellt´ hat in die Welt und gerade dies „die Chance für Deutungen, die dem Autor selbst nicht möglich waren“ (ebd.) gibt. „[D]iese Öffnung des Werks für andere nenne ich den sozialen Charakter der kulturellen Objektivation [...]. Dieser ´soziale´ Charakter der kulturellen Objektivationen ist der methodische Hebel, der mir hilft, das zu sagen und in Text zu fassen, was der Künstler [...] zwar zeigen, aber nicht sagen konnte“ (ebd.).

73 von der „allgemeinen Geistesgeschichte“, die zur Entschlüsselung der ikonologischen Ebene notwendig ist mal abgesehen

74 An anderer Stelle schlägt Hägele vor, „Phänomene des Alltags“ (Hägele 2005: 387) in einem ersten Schritt – vor der historischen Kontextualisierung und einer ikonologischen, semiotischen, komparatistischen, psychoanalytischen etc. Interpretation – zu beschreiben. Darunter versteht er „Wahrnehmung, Erinnerung, Hobby, soziale Praxen (Habitus/Pose), Umgang (Wandschmuck/Album) sowie Sammeln“ (ebd.). Daran anschließend gibt es für die Rezipientin die „Möglichkeiten der Konnotation, die allerdings je nach Kenntnisstand und Intention des Rezipienten unterschiedlich ausfallen können“ (ebd.: 333), d.h. von Forschungsfrage und Vorwissen abhängig sind.

75 Brednich bezeichnet diese Ebene im Panofskyschen Modell als „Technische Beschreibung“ (Brednich 2001b: 206), in der das gesamte Objekt (also etwa inklusive Rahmen) beschrieben werden soll. Die von Brednich hier aufgezählten Kategorien erinnern stark an jene einer Inventarkarte in einer musealen Sammlung.

76 an anderer Stelle auch als „Mediale Praxen“ bezeichnet (Hägele 2005: 387).

77 Wie und über welche anderen Quellen dies geleistet wird, ist Thema der Darstellungen in diesem Kapitel.

- In der dritten Phase, die Hägele „Konnexion“ (ebd.: 332) nennt, wird der „Ikonologische[] Kontext“ beachtet bzw. das Bild rekontextualisiert, d.h. mit „andere[n] Bildquellen, mit ähnlichen Motiven oder schriftliche[n] Quellen, die Bezüge zur betreffenden Fotografie aufweisen“ (ebd.: 333), in Bezug gesetzt, um eine kulturwissenschaftlich fundierte Interpretation zu leisten. Diese Interpretation stellt zeitgenössische und historische Bezüge zur „Bildgeschichte“ (ebd.: 332), aber auch zur „symbolischen Welterfahrung“ (Belting 2002: 23) und „Lebenserfahrung“ (ebd.: 58) her, die über die Bilderfahrung eingeübt werden (vgl. ebd.: 27). Anders ausgedrückt, geht es um eine Anbindung an eine „sinnlich erfahrbare visuelle Kultur, die in den Dimensionen von Raum, Zeit und Gesellschaft als ein miteinander verbundenes Dreieck auf Bilderwelt, Bildüberlieferung und Bilderpraxis abstrahiert werden kann“ (Gerndt 2005b: 29)⁷⁸.

Dem folgenden Kapitel *Doing Bürgermeister* sind die deskriptive Phase und die Konnex-Phase vorangegangen. Deren Verlauf ist in den Feldbeschreibungen im Anhang (CD-ROM) nachzulesen, aus Gründen der Lesbarkeit und des Umfangs⁷⁹ wiederhole ich sie hier nur an einzelnen Stellen, führe sie in ihrer Gesamtheit jedoch nicht mehr einzeln an.

4.2. Analysemethoden

Unterschiedliche Quellen bedürften unterschiedlicher Analysewerkzeuge (vgl. Brednich 2001a)⁸⁰. So kann ein Beobachtungsprotokoll nicht gleich behandelt werden, wie eine Textquelle, die aus dem Feld stammt⁸¹ bzw. dort verfasst wurde. Ein Bild wiederum muss anders gelesen werden, weil seine *Sprache* andere Regeln hat als ein schriftlicher Text. Zumal, weil es

78 Auch in Hans Beltings „Bild-Anthropologie“ taucht dieses Dreieck auf, dort bezeichnet es jedoch den Zusammenhang zwischen Medium-Bild-Körper, der in beide Richtungen gelesen werden kann und in dieser Arbeit auch wird (vgl. Kapitel 5.).

79 Bei den etwa 100 für diese Arbeit im Detail analysierten Bildern wiederholen sich die uncodierten Nachrichten bzw. sind oft gleichbleibend. So ist das Bildgenre meist als „öffentliche Bildgebärde“ im Sinne Leopold Schmidts (1977) zu bezeichnen, wobei die Themen und Inhalte variieren. Die Maße der Bildobjekte liegt zwischen einer Achtel und einer Drittel Seite, das Trägermedium ist Papier, genauer gesagt, das Amtsblatt der Stadt St. Pölten. Die Bedeutung der in diesem Schritt benannten codierten Symbole und Allegorien erschließe ich im dritten Schritt der ikonologischen Analyse über die (Re-)Kontextualisierung der Bilder und den Vergleich mit anderen Quellen.

80 Ein zentrales Problem, das sich in der Analyse stellt ist, dass ich als Forscherin Teil des Feldes bin, das ich untersuche und deshalb „the classifications that we have for thinking with are provided ready made, along with our social life“ (Douglas 1986: 99), weshalb wir immer Gefahr laufen (oder der Gefahr gar nicht ausweichen können) „[to] automatically reproduce the scheme of authority“ (ebd.). Insbesondere hat Philip Abrams es als die „Difficulty of Studying the State“ gefunden, dass diese Verstrickung in Kategorien und das Denken in Bezug auf den Staat bzw. die politischen Verhältnisse gilt, denn „[t]he state is not the reality which stands behind the mask of political practice. It is itself the mask which prevents our seeing political practice as it is“ (Abrams 1988: 58).

81 Brednich nennt diese Art von Textquelle „Dokument“ (Brednich 2001a: 83), oder auch „vorhandene[] bzw. vorgefundene[] Objekten und Materialien“ (ebd.: 87). Davon unterscheidet er in der „volkskundlichen Feldarbeit“ (ebd.) erhobene Daten, wie Interviews und Beobachtungen (vgl. Brednich 2001a). Zu den ‚Dokumenten‘ beschreibt er kurz in diesem Überblickstext auch Analysemethoden, wie die „interne“ und „externe Analyse“ (ebd.: 85) von historisch-archivalischen Quellen oder die „Inhaltsanalyse“ (ebd.: 86), mit der Brednich zufolge auch Bildmedien interpretiert werden können. Zu den Quellengattungen, die selbst erhoben wurden liefert er in diesem Text keine Erklärungen, wie diese analysiert und interpretiert werden können (vgl. ebd.).

ja darum geht, die latent enthaltenen Deutungsangebote, die *hinter* den (bildlichen und buchstäblichen) Texten liegen, zu erfassen. Beobachtungsprotokolle und Bilder verweisen dabei auf andere Hintergrundebenen – etwa auf die zuvor beobachteten bzw. in den Bildern sichtbaren Handlungen – als Aussagen in Interviews oder Textpassagen im Amtsblatt. Diese haben Bezug zu Diskursen, auf die im Sprechen Bezug genommen wird. Stefan Hirschauer fordert dafür ein

„experimentelles Spiel mit den analytischen Möglichkeiten unterschiedlicher Theorieangebote und eine Relativierung von ‘Methodenfragen’ an den Eigenschaften des jeweiligen Gegenstandes.“ (Hirschauer 2010: 222)

Dabei ist es, wenn es sich um Daten aus einer intensiven Feldforschung handelt, vorrangiges Ziel, „durch Vertextung Erfahrungen laufend in Daten zu transformieren“ (ebd.). Die Analyse von „Datenmaterialien aller Art“ (ebd.) kann aber auch „in einem interaktionsanalytischen und diskursanalytischen Vorgehen bestehen“ (ebd.). Wie unterschiedlich die Forschungsergebnisse sein können, zeigt Heinz Schilling (2001) am Beispiel der Medienforschung in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. Abhängig von Forschungstraditionen einzelner Institute und Fragestellungen, die an das Material herangetragen werden, ergeben sich sehr unterschiedliche Quellen und damit Ergebnisse der Forschung.

Dementsprechend ist es nun notwendig, die jeweiligen Erkenntnisziele/Stoßrichtungen für die unterschiedlichen Analysemethoden und die verschiedenen Quellen genauer zu benennen.

4.2.1. Textanalyse

In dieser Arbeit arbeite ich mit zwei verschiedenen Arten von schriftlichen Quellen: zum einen handelt es sich um Protokolle (Beobachtungsprotokolle, Gesprächsprotokolle), zum anderen um „Dokumente“ (Brednich 2001a: 83), d.h. schriftliche Quellen, die von Akteurinnen im Feld verfasst wurden. Diese beiden Quellen müssen aufgrund ihrer Entstehungsart anders behandelt werden, denn es ist nicht möglich, in Quellen, die ich selbst geschrieben habe, in gleicher Weise auf Diskurse im Feld zu schließen, wie in den Dokumenten.

4.2.1.1. Analyse von Räumen, Körpern und Handlungen

Die Beobachtungs- und Gesprächsprotokolle, die ich nach den Aufenthalten im Feld aufbauend auf handschriftliche Notizen erstellt habe, dienen als Quellen für die Analyse von Interaktionen zwischen Personen sowie mit Räumen und Artefakten. Diese Protokolle sind kein Abbild der von mir beobachteten Wirklichkeit, sondern in der Herstellung ist bereits ein erster Interpretationsschritt erfolgt, der sich durch die Fokussierung auf bzw. das Weglassen anderer Handlungen, Sprechakte und Personen in den Quellen manifestiert.

Herbert Willems (1998) hat Erving Goffmans Interaktionsanalyse für das Feld des Politischen aufbereitet. Er begründet die Übernahme der Metapher des Theaters damit, dass durch die Betrachtung der Akteurinnen als Schauspielerinnen, ein „Verhältnis *relativer* Inkongruenz und

mittlerer Distanz zum Gegenstand“ (Willems 1998: 25) herzustellen sei. Die Analyse erfolgt „am besten auf der Ebene direkter Aktion“ (ebd.: 26), ist jedoch nur über den *Umweg* des Feldprotokolls zu leisten.

„[D]urch die Anwendung ‘fremder’ Modelle auf das Selbstverständliche und Alltägliche, sichtbar zu machen, was unter dieser wohlvertrauten Oberfläche vor sich geht, und aufzuzeigen, wie sich unser Eindruck des Selbstverständlichen und Alltäglichen immer wieder herstellt.“ (Lenz 1911, zit. in Willems 1998: 25)⁸²

Im Zusammenhang mit politischen Interaktionen finde ich die Theatermetapher problematisch, da die Begrifflichkeiten des Theaters gerne auch im allgemeinen Sprachgebrauch und in den Politikwissenschaften auf das politische Handeln angewandt werden und zwar in einer negativen Konnotation, die in Zusammenhang mit dem von mir in *Kapitel 2* bezeichneten Begriff der *Inszenierung* steht. Politik wird allzu leicht zur Theateraufführung uminterpretiert, die keinen Gehalt, keinen Inhalt mehr abbildet. Dies, so schreibt Donsbach, sei auch gar nicht mehr nötig, denn:

„Es ist eine Tatsache, dass Images bei der Wahlentscheidung des Bürgers mit Abstand einflussreicher sind, als die zugeschriebene Parteienkompetenz.“ (Donsbach 1995: 33)

Hans-Georg Soeffner bezeichnet es als „Berufspflicht“ (Soeffner 1998: 230) des Politikers, die „‘pragmatische Ästhetik’ politischen Handelns zu beherrschen“ (ebd.), interpretiert es jedoch als Gefahr, die Identifikation mit der Rolle zu übertreiben, denn „verliert er sich in der Rolle des Schauspielers oder verkommt er zu der des Filous, so verletzt er nicht nur seine Berufspflichten: er wird auch – über seine Berufsrolle hinaus – als Person angreifbar“ (ebd.).

Symbole⁸³ „fungieren in diesem Sinne als (Primäridentifikations-) ‘Schlüssel’, mit denen eine ‘ganze Grammatik von Erwartungen’ (Goffman 1977a, 339)⁸⁴ und ein entsprechendes ‘praktisches Bewußtsein’ der Akteure verbunden ist. [...] Materielle und räumliche Verhältnisse erscheinen [...] gleichsam als Metaphern, die für (implizite, kosmologische) ‘Weltanschauungen’ stehen und als Wissenstypen (primäre)⁸⁵ Rahmungskompetenz ausmachen.“ (Willems 1998: 27f.)⁸⁶

Neben Räumen und Praxen kommen dabei explizit auch die Körper und ihre „situative Anordnung“ (ebd.: 28) – etwa im Raum, aber auch durch die Markierung durch Kleider oder den

82 Goffmans „Interaktionsanalyse“ wird in diesem Sinne als Analysetool verwendet werden, was näher in Kapitel 4.2.1.1. erläutert wird.

zitiert nach Karl Lenz (1911): Erving Goffman - Werk und Rezeption. In: Robert Hettlage/Karl Lenz (Hg.): Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern u.a., S. 25-95.

83 Was in diesem Feld alles als Symbol gelten kann/gilt wird in der Analyse der Quellen erst bestimmt, stammt also aus dem Feld und wird nicht von außen ans Feld heran bzw. in es hinein getragen.

84 zitiert nach Erving Goffman (1977): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt/M.

85 Als „sekundären Rahmen“ bezeichnet Goffman einen Rahmen, der vom primären Rahmen abweicht, etwa, indem die Akteurin ihr Gegenüber täuschen versucht, wodurch die Handlung etwas anderes bedeutet und anders – sprich in einem anderen Rahmen - ‘gelesen’ werden muss als ohne diesen Versuch (vgl. Willems 1998: 30f.).

86 vgl. dazu auch die räumliche Analyse von politischen Sitzungssälen bei Manow (2008), in der eine Verbindung zwischen dem Regierungsverständnis und der Sitzanordnung in Parlamenten aufgezeigt bzw. nachgezeichnet wird.

Umgang mit Dingen – in den Blick. Der Körper bzw. die von ihm ausgesandten Signale können dabei, wenn sie etwa als „Ungeduld“ gelesen werden können, für „Professionalität“ stehen (vgl. Pfadenhauer 2002). Diese Symbole sind – wie die *Zwänge* (Butler) – ebenfalls implizit in den Praktiken enthalten (vgl. Willems 1998: 29) und werden durch die Interaktionsanalyse erkennbar.

Das Wissen darüber, von welchen Selbstverständlichkeiten oder „strukturierten und strukturierenden Sinnimplikationen der Alltagspraxis“ (Willems 2003: 57) im Einzelfall auszugehen ist, ergibt sich über die Identifikation des (primären oder sekundären) Rahmens. So wie der „Rahmen des organisierten Boxens“ (ebd.: 59) vorgibt, was in der jeweiligen Situation als ‚normal‘ gilt, gibt etwa der ‚Rahmen‘ *Gemeinderatssitzung* vor, was in einer beobachteten Situation wie praktiziert wird und wie verstanden werden kann.

Die Theatermetapher drängte sich mir bei der Interpretation meiner Quellen trotz dieser begrifflichen Problematiken und Überschneidungen auf, und zwar nicht nur deshalb, weil ich zu Beginn der Beobachtungen noch wenig Ahnung von den Abläufen im Feld hatte (vgl. Brake 2013: 69). In Bezug auf die beobachteten Gemeinderatssitzungen traf dies zu, weil es eine eindeutige Trennung zwischen Handelnden und Zuschauern (vgl. Meyer/Ondrup 1998: 524) und – so möchte ich ergänzen – Statisten gibt. Auch wurde der Begriff des (Kasperl-)Theaters im Feld selbst benutzt (vgl. G2: 4). Ich lasse die Begrifflichkeiten des Theaters – Rolle, Schauspiel, Bühne, Inszenierung, usw. – aus den genannten Gründen so weit als möglich aus der Analyse draußen, verwende jedoch die Perspektive der Metapher um – wie oben beschrieben – eine analytische Distanz herzustellen.

- Ziel der Interaktionsanalyse ist es, die Positionierungen des Bürgermeisters im Verhältnis zu anderen Akteuren und zu Räumen sowie sein Verhalten in öffentlichen Auftritten dahingehend zu analysieren, welche Rollen ihm in/mit/durch diese/n Praktiken zugeschrieben werden und wie dadurch seine (Be)Deutungsmacht dargestellt wird.

4.2.1.2. Analyse von Medientexten

„Populare Medientexte“ (Köck 2007: 346) waren aufgrund ihrer „vermeintlichen Uneindeutigkeit und Virtualität“ (ebd.: 348) erst ab den 1960er Jahren Thema der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. Die „Anonymität“ (ebd.) der Autorinnen widersprach in gewissem Maße dem Anspruch der volkskundlichen Forschung, den „präzisen kulturellen Kontext“ (ebd.) mit zu bedenken, der über die Texte erschlossen werden kann.

„[I]n neueren konstruktivistischen Ansätzen werden Medien und Medientexte als Teil der konkreten Erfahrungswirklichkeit gesehen, alltägliche Handlungen werden im Zusammenhang medial vermittelter Wirklichkeiten interpretiert.“ (ebd.: 347)

D.h. es werden die „Konstruktionsmechanismen und die Funktionen des medialen Alltags hinterfragt [...], [also] wie Alltag in den Medientexten in Erscheinung tritt und welche Bilder und Konzepte von Alltag [...] vermittelt werden“ (ebd.: 350).

Die „Medientextanalyse“ (ebd.) ist als „qualitative Inhaltsanalyse“ (ebd.: 352) zu konzipieren. Christoph Köck schlägt vor, ausgehend von einer Fragestellung zunächst den Medientext in einem „Textbefund“ (ebd.: 354) zu fassen, d.h. die Art des Textes und die Argumentation im Text zu beobachten, wobei „die Spezifik des zugehörigen Mediums“ (ebd.) wichtig ist. Anschließend bedarf es eines „Kontextsbefund[es]“ (ebd.: 355), in dem nach „sozialen, zeitlichen und räumlichen *Kontexten*“ (ebd.) gefragt wird, etwa nach den Akteuren der Produktion und Rezeption. Durch die Analyse der Wege und Zeiträume der Vermittlung werden die räumlichen Bezüge (wieder) hergestellt.

In der folgenden Kategorienbildung, die induktiv, d.h. aus dem Material heraus erfolgt, werden für die ausgewählten Medientexte „relevante Auswertungsgesichtspunkte abgeleitet und in abstrakten Einheiten kodiert“ (ebd.: 356, vgl. auch Breuer 2010, Glaser/Strauss 2010). In diesem Schritt kann das Material mit Hilfe der Kategorien reduziert, strukturiert, abstrahiert und expliziert werden (vgl. Köck 2007: 356).

In der Interpretation – Köck nennt diesen Schritt „Synthese und Deutung“ (ebd.) – erfolgt die Verknüpfung der Medientexte „über ihre Kontexte mit kollektiven *Wertsetzungen*“ (ebd.). Die Texte und Kontexte dienen dabei „als Zeichen für spezifische Gestaltungsprinzipien [...], durch die Alltagsleben organisiert wird. Dabei wird das kategorisierte Material zu neuen übergeordneten Erklärungsmustern synthetisiert. Für die Synthese ist es entscheidend, den Rückbezug zu den Theorien und Hypothesen zu finden, die am Anfang der Untersuchung standen“ (ebd. 356f.). Als „analytische[] ‘Tricks’“ (ebd.: 357), wie die Verknüpfung von Texten, Kontexten und Wertsetzungen und damit die „Erschließung von Bedeutungen“ (ebd.) erfolgen kann, nennt Köck mit Bezug auf Ehn/Löfgren (1982)⁸⁷: Perspektivenwechsel, Kontrastierung bzw. Vergleich, Dramatisierung und Homologisierung (vgl. Köck 2007: 357).

Um den Perspektivenwechsel besser durchführen zu können, hält Köck „eine Befragung und/oder Beobachtung von Mediengestaltern [...] unerlässlich“ (ebd.: 360). Diesem Anspruch bin ich insofern nachgekommen, als ich ein Interview mit dem Chefredakteur geführt habe, das als Kontext zu den Texten im Amtsblatt, aber auch als Ergänzung zu bzw. Erklärung für die in der Institution vertretenen „Handlungs- und Wahrnehmungmod[i]“ (ebd.: 361) dient⁸⁸.

- Der Fokus in den Texten des Amtsblattes liegt auf der Darstellung des Bürgermeisters (auch im Vergleich mit anderen Akteuren), d.h. seine Benennung, die Rollen, in denen er auftritt, wie seine Rede wiedergegeben wird, mit welchen Attributen und Verben er präsentiert wird. Aus den Darstellungsweisen werde ich wie ausgeführt auf die Deutungsangebote schließen, die über die Person des Bürgermeisters und seine Repräsentation produziert werden.

87 zitiert nach: Billy Ehn/Orvar Löfgren (1982): Kulturanalys. Stockholm.

88 vgl. dazu auch die Ausführungen zur Interviewanalyse in Kapitel 4.2.1.3.

4.2.1.3. Interviewanalyse

Für die Analyse von Leitfadeninterviews empfiehlt Christian Schmidt (2000) ein ähnliches Vorgehen, wie Christoph Köck es für Medientexte vorgeschlagen hat (vgl. Köck 2007: 356f., vgl. auch Schmidt-Lauber 2007a: 182ff). Auch er weist darauf hin, dass das „eigene theoretische Vorverständnis und die Fragestellung [...] beim Lesen der Transkripte die Aufmerksamkeit“ (Schmidt 2000: 449) lenken. Zur Kodierung schreibt er, dass „es wichtig [ist], hierfür nicht einfach die Formulierungen aus den gestellten Fragen zu übernehmen, sondern darauf zu achten, ob die Befragten diese Begriffe überhaupt aufgreifen, welche Bedeutung diese Begriffe für sie haben, welche Aspekte sie ergänzen und welche sie weglassen“ (ebd.). Besonders wichtig sei es, so Schmidt, die Transkripte immer wieder zu lesen, damit auch „Textstellen, die nicht so gut zu den eigenen Erwartungen passen“ (ebd.: 450) nicht aus der Analyse herausfallen. Um „zu neuen theoretischen Überlegungen zu kommen“ (ebd.: 455) wende ich die von Strauss/Glaser beschriebene „Theoriegenerierung mittels komparativer Analyse“ (Strauss/Glaser 2010: 37) an, in dem die genannten Quellen miteinander verglichen und gemeinsam interpretiert werden (vgl. Kapitel 4.3.).

Zu beachten ist, dass es gerade bei der Analyse von (erzählten) Lebensgeschichten einen „hohen Druck der ‘erfolgreichen’ Rückschau“ (Bönisch-Brednich 2005: 231) gibt, wie Brigitte Bönisch-Brednich für Lebenserzählungen (Autobiographien und Interviews) von neuseeländischen Immigrantinnen gezeigt hat. Dabei werden von den Erzählenden verschiedene Strategien angewandt, anhand derer man sie auch erkennen und deuten kann: Entweder kann die Erzählung so funktionieren, „dass das beschriebene Leben in eine geordnete, vorgezeichnete Chronologie eingepasst wird, die normalen, mehr assoziativen Mnemotechniken zuwiderläuft, aber den Vorstellungen und Konventionen entspricht, wie ein Curriculum Vitae zu verfassen ist“ (ebd.: 235), oder „dass es sich sowohl bei der dargestellten Vergangenheit als auch der beschriebenen Gegenwart um miteinander konkurrierende Wahrheiten handelt, die sorgfältig [...] ausgehandelt worden sind, um zu erklären, was passiert ist, warum dies passiert ist und was für Konsequenzen das hatte“ (ebd.).

„Das sog. biographische Bewusstsein ist [...]/damit] sicher eine hochkomplexe Form der Identitäts-Sicherung.“ (Bahrndt 1982: 23)

Die beiden für diese Arbeit geführten Interviews habe ich in der hier beschriebenen Weise bearbeitet.

- Beim Interview mit dem Bürgermeister steht die biographische Komponente im Vordergrund, seine *Lebenserzählung*, seine *Rechtfertigungsreden* und die „Deutungsmuster“ (Ullrich 1999), auf die er sich dabei bezieht. Das Interview mit dem Chefredakteur dient in erster Linie der Kontextualisierung der Medientexte und Bilder, wird jedoch auch dahingehend analysiert, wie der Bürgermeister darin vorkommt bzw. in welcher Weise er wann thematisiert wird.

4.2.2. Bildanalyse

Zur Bewältigung der großen Menge an Bildern (100) habe ich die Bilder inklusive Bildunterschriften (vgl. Beck 2011, Scharfe 2005: 140) aus der Zeitschrift extrahiert und übersichtlich nebeneinander gestellt, um Gemeinsamkeiten der Bildsprache und Bildmotive sowie der Bildinhalte bereits auf der Ebene der Beschreibung herstellen zu können.

*Bildsymbole sind nicht immer offensichtlich,
sie müssen sichtbar gemacht und gelesen werden.
(Ulrich Hägele 1997)*

In welcher Weise können Symbole, Körper, Räume, Gesten, Artefakte usw., die in Fotografien abgebildet sind, gedeutet werden? Wie kann auf die von ihnen transportierten Deutungsangebote geschlossen werden?

Zunächst muss ich festhalten, dass es im Sinne eines *reading against the grain* (Johnston 1975) und einer „Multiperspektivität“ (Böhme/Scherpe 1996: 12) nicht darum geht, herauszufinden, welche Bedeutung das jeweilige Bild für den Fotografen und/oder den Bildredakteur hatte, oder wie das Bild von einem imaginierten Rezipienten verstanden wird. Vielmehr geht es darum, mögliche – aber auch nicht intendierte – Deutungsangebote (vgl. Scharfe 2005) herauszuarbeiten, die auch unbewusst ins Bild und später ins Amtsblatt gekommen sind. Denn oft hat das Bild „keine besondere Bedeutung, man habe auf die Schnelle kein besseres gefunden“ (Scharfe 2005: 136). Die Bilder werden auch von den Rezipientinnen größtenteils unbewusst decodiert, weil sie selbstverständlich und alltäglich scheinen und eine Bewusstmachung angesichts der Menge an Bildern, der wir täglich begegnen, weder erwünscht noch möglich ist.

„Vor allem im politischen Bereich werden mit Symbolen angereicherte Fotos bewußt in die Presseöffentlichkeit lanciert, um, wie Walter Lippmann bereits 1921 formulierte, über ‘die Manipulation der Masse durch Symbole’ ‘schnelle Resultate’ zu erzielen.“ (Hägele 1997: 459)⁸⁹

Diese „Resultate“ sind die Produktion und die Anrufung von Erinnerung im Rezipienten (vgl. Belting 2002: 65f.), die Herstellung einer Beziehung zu den abgebildeten Orten, deren Einordnung in unsere „mentale Topografie“ (ebd.: 65) und die selbsttechnische Überprüfung und Darstellung der eigenen Persönlichkeit über Körperbilder⁹⁰, die durch Medien und die Werbung beeinflusst sind (vgl. ebd.: 87ff.). Belting konstatiert für bildschirmgebundene Medien Linearität und Einseitigkeit sowie kommerzielle und politische Interessen, die das Medium

89 Zitiert nach Walter Lippmann: Die öffentliche Meinung. Bochum 1990.

90 Dieses Bedürfnis ist, so Belting auch im virtuellen Raum noch vorhanden, „ein Impuls, um sich der Existenz zu versichern“ (Belting 2002: 110). An anderer Stelle weist Belting darauf hin, dass „wir insgeheim noch an Bilder glauben“ (Belting 2002: 19), was er etwa damit belegt, dass virtuelle Bilder eine „Rückkoppelung an die Realität“ brauchen bzw. auch haben. Das ist der Grund, so Belting, dass sich menschliche Spieler in virtuellen Welten einen Avatar zulegen müssen, also eine Figur, die eine Relation zu einem menschlichen Körper/Wesen hat (vgl. Belting 2002: 110). Susanne Regener sieht in dieser „Selbstdarstellung im Netz“ eine „Erweiterung der Kontrollregime“ die auf den Körper wirken und seine Abbildung normieren (vgl. Regener 2006: 459f.).

formen. Was auch auf Zeitungen zutrifft. Die Steuerung der Wahrnehmung des Empfängers (ebd.: 30) kann umgekehrt auch genutzt werden, um „der Welt sein Maß auf[zu]drück[en]“ (ebd.).

Zur Interpretation der Symbole, die in den Bildern vorhanden sind, greife ich auf klassische volkskundlich/europäisch-ethnologische Literatur und die benachbarter Fächer zurück, um die kulturellen Bedeutungen, die in die Bilder eingeschrieben sind, analysieren, interpretieren und über die Theorie in andere Kontexte erweitern zu können (vgl. Kapitel 1.1).

- Ziel der Bildanalysen ist die Interpretation der Posen, der Kleidung, der Stellung zu anderen Akteuren. Daraus soll erkennbar werden, welche Positionen damit dargestellt und beansprucht werden sollen.

Gesten werden, so schreibt Jeannel Hammers im „Handbuch der politischen Ikonografie“ (2011) als intendierte Zeichen verstanden, während die Gebärde „eher eine unbewußte Stimmung ausdrückt“ (Hammers 2011: 419). Da der Körper, seine Gesten, Gebärden und auch viele Attribute eine hohe „Symbolkomplexität“ (Hahn 2002: 290) besitzen, ist in der Interpretation der kulturelle und situationsspezifische Kontext des gezeigten Körpers zu beachten (vgl. ebd.: 289).

4.3. Thesengenerierung nach der Grounded Theory

Bisher wurden folgende von Franz Breuer⁹¹ als „idealtypisch“ bezeichneten „Überlegens- und Arbeitsschritte auf dem Weg zu einer gegenstandsgegründeten Theorie“ (Breuer 2010: 77) expliziert. Ich gebe sie hier in der Sprache der Grounded Theory wieder und verweise jeweils auf die Kapitel, in denen die entsprechende Explikation zu finden ist.

„(1) Orientierung auf eine interessierende Themenstellung [vgl. *Kapitel 1*], auf eine [...] Forschungsfrage; [vgl. *Kapitel 3*]

(2) Aufsuchen und/oder Herstellen themenbezüglich potentiell interessanter Feld-Phänomene (Personen, Ereignisse, Interaktionen, etc.): Sammlung von Daten und deren Aufbereitung (Aufnehmen, Dokumentation, Transkription zu einem 'Daten-Text' [vgl. *Kapitel 4.1*];

(3) Rezeption und Verarbeiten des Daten-Textes: Intensive Lektüre und Auseinandersetzung; Entwurf abstrakter Begriffe, mögliche Sinnvarianten des Textausschnittes ('Lesarten'); Benennungsarbeit: Kodes, Kategorien-Kandidaten; Offenes Kodieren; Finden einer 'optimalen Distanz' zwischen Daten und gebildeten Kodes (Abstraktion mit 'Objektgeruch') [vgl. *Kapitel 4.2*].“ (Breuer 2010: 77)

Das bedeutet, dass im Anschluss daran die Benennung von „Kategorien-Kandidaten, ihre

⁹¹ Franz Breuer bezieht sich in seinem „Lehrbuch“ für „Reflexive Grounded Theory“ (Breuer 2010) auf die grundlegenden Arbeiten zur „Grounded Theory“, die von Anselm Strauss, Juliet Corbin, Barney G. Glaser usw. (vgl. das Literaturverzeichnis in Breuer 2010: 171ff.) verfasst wurden. Da Breuer jedoch eine Anleitung bzw. „Einführung in die Forschungspraxis“ gibt, die gut zu lesen ist, beziehe ich mich in den folgenden Ausführungen auf sein Lehrbuch und ziehe die Originalquellen nur in Ausnahmefällen heran, weil dort (etwa in Glaser/Strauss 2010) die Methodik der Thesengenerierung nach der Grounded Theory – meiner Ansicht nach – aus dem Wust der empirischen Daten kaum herauszulesen ist.

Ausdifferenzierung und Ausarbeitung“ (ebd.) erfolgen muss. Dazu wird das gesamte Quellenmaterial (unabhängig von seiner 'Art') und die aus ihm gewonnenen Kodierungen mit Fokus auf die „theoretischen Konzepte [...], deren Eigenschaften und Dimensionen“ (ebd.) noch einmal durchgearbeitet. Unter dem Begriff „Axiales Kodieren“ (ebd.) versteht Breuer das „Suchen von Ähnlichkeiten und Gegenteilen; von Zusammenhängen; Sortieren und Bündeln der Kodes und Kategorien (1. Ordnung); Zuhilfenahme von Sortierlogiken [...]; Kategorien-Memos“ (ebd.). Sortierlogik bedeutet die Suche nach einer „systematische[n] Ordnung bzw. Sortierung des (Merkmals-)Variationenspektrums in einem Phänomenbereich durch die Anwendung bestimmter theoretischer Gesichtspunkte“ (ebd.: 90). (Etwa anhand der, aus der Bildtheorie stammenden, Gesichtspunkte Kleidung, Räume, Artefakte, Positionierungen, Gesten etc.) Es geht dabei um die „Herausarbeitung gegenstandsbezogener Systematisierungen, die für Beschreibungs-, Erklärungs- und Selbst- bzw. Handlungsreflexions-Zwecke tauglich sind“ (ebd.). Die Ergebnisse dieses Schrittes sind im folgenden *Kapitel 5* nachzulesen. Am Ende steht das „Selektive bzw. Theoretische Kodieren“, d.h. das „finale[] Fokussieren und Spezifizieren des Themas (vgl. Breuer 2010: 77), das durch das „Sortieren, Integrieren der Konzepte [und] ihr Anordnen nach einer Modell-Logik um ein theoretisches Zentrum (*Kernkategorie*; Sortieren 2. Ordnung)“ (ebd.) erfolgt. Dieser Schritt erfolgt in *Kapitel 6*.

Ziel der Theoriegenerierung ist es, über kontrastierende Fälle große Differenzen beobachten zu können. Dies verbreitert die „Verschiedenheit derjenigen Daten, die sich auf eine Kategorie beziehen“ (Glaser/Strauss 2010: 77). Auf diese Weise können viele und unterschiedliche Eigenschaften einer Kategorie entwickelt werden. Für diese Arbeit bedeutet das, dass ich Repräsentationen verschiedener Art und Materialität beobachte und vergleiche, um die eingesetzten Zeichen/Symbole/Codes mit verschiedenen Eigenschaften aus den unterschiedlichen Quellen zu unterfüttern, um ein klareres Bild von den *Zwängen* zu erhalten, die in die performative Reproduktion eingeschrieben sind⁹².

92 Die medialen Zwänge, welche die jeweilige Repräsentation ebenfalls beeinflussen und mitbestimmen müssen hierbei mitreflektiert werden.

5. Doing Bürgermeister

Doing Bürgermeister, so habe ich bereits ausgeführt, zielt darauf ab, den „praktischen Einsatz statt die vorgefertigten *kognitiven* Bedeutungs- und Sinnstrukturen“ (Hörning/Reuter 2004: 10) zu beobachten und zu analysieren. Dafür habe ich die genannten Quellen generiert und die in den Quellen enthaltenen Praktiken dahin gehend analysiert, welche Deutungsangebote damit transportiert werden. Ziel dieses Schrittes war es, beschreiben zu können, wie die Praktiken der Repräsentation bzw. Performativität der Kategorie *Bürgermeister* in St. Pölten dienen und wie damit eine Person als Amtsträger produziert und legitimiert wird.

5.1. Produktion und Positionierung von Bildern⁹³

Wenn man das Amtsblatt *St. Pölten Konkret* aufschlägt, sieht man auf Seite 3 oben – an einer Stelle, auf die sofort der Blick fällt – ein Portrait des Bürgermeisters, das in den einzelnen Ausgaben variiert wird. Es handelt sich dabei zumeist um ein standardisiertes Portrait, d.h. es gibt eine gewisse Menge an Portraitfotos, die zum Teil in gleicher oder ähnlicher Form auf der Homepage der Stadt zum Download angeboten werden⁹⁴. In den Ausgaben 05/2012 bis 10/2012 ist der Bürgermeister insgesamt auf 100 Fotografien zu sehen, d.h. auf durchschnittlich 20 Bildern pro Ausgabe⁹⁵. Dies bedeutet, dass auf jeder zweiten Seite ein solches Foto zu erwarten ist. Tatsächlich gibt es Seiten, auf denen mehrere solcher Fotografien gedruckt sind; Es sind dies die Seiten zu Beginn der Rubriken, welche die Kurzmeldungen enthalten. Hier kommt es vor, dass der Bürgermeister bis zu drei Mal abgebildet ist. Andererseits nimmt die Häufigkeit seiner Abbildung mit steigender Seitenzahl ab.

In der Rubrik „Stadt für Mich“ ist nur in Ausnahmefällen noch eine fotografische Abbildung des Bürgermeisters zu finden. Solche Ausnahmefälle sind Jubiläen in den Kurzmeldungen (K7/12: 47, K8/12: 33), die Übergabe eines Spendengutscheines (K6/12: 39 und K10/12: 47), die „Augustsammlung 2012“ der Caritas (K9/12: 39) und die Generalversammlung des Tierschutzvereines, die im Sitzungsaal des St. Pöltner Rathauses stattfand (K5/12: 21). In einem viertelseitigen Bericht wird in dieser Rubrik über den Geburtstag der „älteste[n] St. Pöltnerin“ (K5/12: 28) berichtet, eine halbe Seite bekommen der Tod eines Unternehmers (K5/12: 30), ein Bericht zum Jubiläum der „Geschützten Werkstätte“ (K6/12: 40) und der Lions-Club (K6/12: 41) zugestanden. „Für Mich“ ist der Bürgermeister also nur dann persönlich verfügbar, wenn ich besonders alt, spendenbedürftig oder Teil eines Vereins bin. Zumindest legt das die thematische Engführung nahe.

93 Alle Bilder, die in den Ausgaben 05/2012 bis 10/2012 im Amtsblatt St. Pölten Konkret abgedruckt waren, sowie Vergleichs- und Referenzbilder, die Teil der folgenden Argumentation sind, sind am Ende dieses Kapitels angefügt. Sie sind nach Ausgaben sortiert und mit dem im Text verwendeten Verweisformat bezeichnet.

94 Pressefotos sind auf der Homepage der Stadt St. Pölten zu finden unter URL: <http://www.st-poelten.gv.at/Content.Node/presse/pressefotos.php> (15.02.2013).

95 Es gibt zwei verschiedene Stärken des Amtsblattes. Einmal pro Quartal wird es im gesamten Bezirk verteilt, dann hat eine Ausgabe 56 Seiten, zweimal nur in der Stadt selbst, diese Ausgaben sind 48 Seiten stark, wobei jeweils neun Seiten für das Veranstaltungsprogramm und die Jugendseiten (city-flyer) verwendet werden, in denen der Bürgermeister weder sprachlich noch bildlich vorkommt.

Die bildliche Darstellung des Bürgermeisters wird vom Medienservice im Amtsblatt eher nach vorne gerückt, was bedeutet, dass sich die Bilder dort finden, wo zu erwarten ist, dass auch die Aufmerksamkeit der Betrachterin, die das Magazin nur durchblättert, noch hinzureichen vermag. Diese prominente Positionierung des Bürgermeisters trägt mit Sicherheit dazu bei, dass die Betrachterin auch auf den folgenden Seiten die Fotografien, auf denen er zu sehen ist, nicht übersieht und ihn wieder erkennt. Die bildliche Darstellung erlaubt es der Leserin, den Körper des Bürgermeisters zu sehen. Der Körper übermittelt – im Gegensatz zur Sprache – einen „somatische[n] Code“ (Hahn 2002: 279), „enthält eine authentische Information und wird als glaubwürdiger angesehen, weil es schwieriger ist, z. B. die internalisierten Muster der Bewegung zu ändern als die Rede“ (ebd.).

Das Medienservice bzw. die Handlungsabläufe, die durch den Bürgermeister und die Magistratsbediensteten durchgeführt wurden (vgl. B1), bestimmen dabei, welche Bilder entstehen und welche im Amtsblatt abgedruckt und über andere Kanäle an die Medien und die Öffentlichkeit gebracht werden. Beobachten konnte ich dies bei der von mir besuchten Pressekonferenz. In der Rede des Bürgermeisters gab es einen Moment, an dem er aufgestanden ist und einen Plan zur Hand nahm, auf dem er das betreffende Gebiet (den TÜPL) zeigte (B1: 2). Zwei Fotografen – darunter der vom Chefredakteur als „Rathausfotograf“ (IK: 15) bezeichnete – standen auf und fotografierten den Bürgermeister, der auf die Karte zeigte. Er blickte dabei möglichst immer direkt in die Kameras. Der Blickkontakt zum Publikum wurde erst wieder aufgenommen, als die Fotografen sich abwandten. Um sicherzustellen, dass die Fotos auch gelungen waren, wurde die Prozedur am Ende der Pressekonferenz noch einmal wiederholt (vgl. B1: 4). Das so entstandene Bild wird im Folgenden in die Pressemeldung auf der Homepage eingefügt (vgl. S1) und – so meine Vermutung – über den Presseverteiler des Magistrats ausgesandt, damit auch all jene Zeitungen und Zeitschriften, die keine Vertreterin zur Pressekonferenz entsendet hatten, einen Bericht (mit Bild) bringen können⁹⁶.

Es gibt im Amtsblatt auch Berichte ohne Fotografie, in denen der Bürgermeister vorkommt. Dies ist in 22 Berichten in den sechs Ausgaben der Fall. D.h. von 122 Berichten insgesamt ist der Bürgermeister 100 Mal fotografisch präsent. Dies bedeutet wiederum, dass es wichtig für die Produzentinnen des Amtsblattes ist, dass er als Akteur sichtbar ist und entsprechend wahrgenommen wird.

„Der Einstieg des Lesers erfolgt in aller Regel über das Bild, der eigentliche Lesevorgang beginnt regelmäßig mit der Lektüre der Bildunterschriften – erst dann folgen die Schlagzeilen, Zwischenzeilen und Vorspanne von Textbeiträgen.“ (Beck 2011: 71)

In den Bildunterschriften, die nach Beck die ersten gelesenen Worte auf jeder Seite sind, kann für das Amtsblatt festgestellt werden, dass „Bürgermeister Mag. Markus Steiner“⁹⁷, wenn in

96 Ob diese Praxis auch funktioniert kann ich hier nicht klären, da ich unabhängige Medien, die über das Leben und Geschehen in St. Pölten berichten nicht als Quellen behandelt habe. Dies schränkt die Aussagekraft dieser Arbeit an manchen Stellen – wie eben hier – zwar ein, die Einschränkung des Quellenkorpus war aus Gründen der Machbarkeit und des Rahmens einer Masterarbeit jedoch nötig.

97 In den sechs Ausgaben gibt es zwei Ausnahmen von dieser Bezeichnung: In Ausgabe 09/2012 wird er nur als „Mag. Markus Steiner“ in Zusammenhang mit dem „Summer Blues Festival“ genannt (K9/12: 26), ein

der Bildunterschrift Personen genannt werden, d.h. keine thematische Kurzfassung dort steht, immer genannt wird. In dieser Konstanz der Nennung wird ein Unterschied zwischen dem Bürgermeister und den beiden Vizebürgermeistern oder Magistratsbediensteten gemacht. Denn diese werden – wiederum, wenn Personen in der Bildunterschrift genannt werden – nicht immer genannt. Auch hier wird sichergestellt, dass die Leserin über das Bild und die Bildunterschrift die Anwesenheit des Bürgermeisters erfasst, denn: „[b]eim Durchblättern einer Zeitung bleibt sie [die Bildunterschrift, Anm. kE] sogar oft der einzige Text der ganzen Seite, den der Leser überhaupt bewußt registriert“ (Beck 2011: 71).

5.1.1. Als handelnde Person darstellen bzw. auftreten

Gerne werden von der Redaktion Fotografien ausgewählt, bei denen der Bürgermeister *in action* abgebildet ist und so von den Bürgerinnen gesehen werden kann. Etwa wenn er Kirtage oder Straßenfeste eröffnet (vgl. B2). Dabei ist er für das Halten der Eröffnungsrede zuständig, unternimmt den „traditionellen Bürgermeisterrundgang“ am Volksfest (K6/12: 36) oder nimmt den „traditionellen Bieranstich“⁹⁸ zur Eröffnung des Volksfestes (ebd.), des Kirtages in St. Georgen (K6/12: 6) oder des Sommerfestivals vor. Bei anderen Gelegenheiten ist er derjenige, der Projekte und Neuerungen präsentiert (z.B. einen Zubau zum Gebäude der Fachhochschule in K10/12: 22 oder den neuen Skatepark in K7/12: 9 und K9/12: 25), die „Gaben der Stadt“ (K8/12: 33) überbringt oder selbst Hand anlegt, um Projekte zu starten oder fertig zu stellen (vgl. z.B. Spatenstiche K10/12: 17, K9/12: 10, K8/12: 6, K8/12: 11, K10/12: 7 und K6/12: 11 sowie die Verlegung des Rollrasens in K6/12: 21).

Auch bei öffentlichen Auftritten, hat er zumeist eine aktive Rolle inne. So ist er bei Gemeinderatssitzungen als zentrale Instanz – die „Sitzungspolizei“ (Welan 1999: 19) – derjenige, der die Sitzungen eröffnet, leitet, Mandatarinnen zur Ordnung ruft, Anträge verliest, die Sitzung beschließt und die Mandatarinnen begrüßt und verabschiedet. Er dirigiert damit den Ablauf der Sitzungen und hat auch von Rechts wegen die Kontrolle über die Handlungen der anderen Akteurinnen (vgl. FG: 4, S4).

Im Interview weist der Chefredakteur darauf hin, dass der Bürgermeister mehr macht und mehr leistet, als im Amtsblatt sichtbar bzw. nachzulesen ist, weil – so die Redeweise des Chefredakteurs – der Bürgermeister ja nicht bei jedem Thema abgebildet werden kann (vgl. gIK: 3). Der Bürgermeister selbst bestätigt dies im Interview insofern, als er darauf hinweist, dass er auch viele Schreibarbeiten zu erledigen hat (vgl. IS: 10) oder in anderen Funktionen – etwa im Städtebund – aktiv ist (vgl. IS: 3f.). Ich konnte dies beim Schreinergergassenfest beobachten, das der Bürgermeister eröffnet hat (vgl. B2). In dem vom Medienservice zu diesem Event verfassten Artikel wird der Bürgermeister nämlich weder gezeigt noch genannt (vgl. K 10/12: 34).

anderes Mal wird er als „Traisen Abwasser Verband-Obmann Mag. Markus Steiner“ (K8/12: 7) bezeichnet.

98 Eine Handlung, die den Bürgermeister von St. Pölten etwa mit dem Bürgermeister von München verbindet, der auch jährlich das dort stattfindende Oktoberfest mit dem Bieranstich und den traditionellen Worten „Ozapft is!“ vollführt. (vgl. URL: <http://www.news.at/articles/0438/15/92518/ozapft-in-muenchen-171-oktoberfest-bieranstich>, 07.02.2013).

Dass der Bürgermeister manchmal lieber in Ruhe über die Dinge nachsinnen würde, als ständig Auskunft und Erklärungen abgeben zu müssen, ist in der Haltung eines Einzelbildnisses⁹⁹ erkennbar (vgl. K10/12: 10).

Unter dem Titel „Es geht um Gerechtigkeit für tausende Steuerzahler“ (K10/12: 10) ist eine Großaufnahme des Bürgermeisters abgedruckt. Zu sehen ist der Kopf des Bürgermeisters, der etwa dreiviertel des Bildes ausfüllt, sowie eine halb zur Faust geballte rechte Hand, die den Kopf stützt und den Mund teilweise verdeckt. Der Kopf ist schräg ins Bild gesetzt und weist von links oben nach rechts unten, wobei den rechten unteren Rand ein hellblaues Hemd bildet, das in Falten liegt und das an den Schultern von einer beigen Jacke begrenzt ist, die anscheinend locker über die Schultern des Bürgermeisters liegt. Die Augenbrauen des Bürgermeisters sind an der Nasenwurzel ein wenig angehoben, der Blick geht aus dem Bild hinaus, nach rechts oben. Die Mundwinkel sind nach hinten gezogen, weisen jedoch nicht eindeutig nach oben, d.h. es handelt sich hier nicht um ein Lächeln, sondern in der Lesart von Beck um den Ausdruck eines „Hilferufs“ (vgl. Beck 2011: 52) oder einer ängstlichen Haltung (ebd.: 43). Der gerade Blick wiederum kann als Bereitschaft zur Konfrontation gedeutet werden (vgl. ebd.: 39), er geht jedoch an der Betrachterin vorbei, auf ein nicht sichtbares Gegenüber, das in Zusammenhang mit dem Artikeltext als „Raiffeisen Landesbank“ (K10/12: 10) – die geklagt wird, weil „wir von der Bank schlicht und einfach getäuscht worden sind“ (ebd.) –, zu imaginieren ist. Im Zusammenspiel mit den gehobenen Augenbrauen kann die Mimik auch auf eine „kritische Distanz“ (vgl. Beck 2011: 39) hinweisen, die dann der „Raiffeisen Landesbank“ und den „Finanzgeschäfte[n] mit Risikopotential“ (K10/12: 10) entgegengebracht würde.

Im Widerspruch dazu stehen die Form der Lippen und die teilweise den Mund verdeckende Hand. Diese Geste, die auch als „Denkerpose“ gelesen werden könnte, deutet nach Beck (2011) auf Abwesenheit, Langeweile oder Resignation hin (vgl. Beck 2011: 51). In Zusammenhang mit einem durch die Faust verschlossenem Mund wird sie zu einer nicht sprechenden, sondern nachdenkenden Geste (vgl. ebd.). Die (annähernd) zur Faust geformte Hand, die den Mund verschließt, weist nicht auf Entschlossenheit hin, wie sie eine geballte Faust ausdrücken könnte, sondern (halb) vor den Mund gehalten wird diese zum Zeichen für „Informationssperre“ (Beck 2011: 47).

Das Bild zeigt eine Person, die einen Gegner vor sich hat, dem sie gegenüberzutreten will und muss. Gleichzeitig ist eine Ängstlichkeit zu erkennen, die aus der Verantwortung erwachsen ist. Diese ist gepaart mit dem Wunsch, nicht sprechen zu müssen, sondern denken zu wollen. Die Fotografie, die auf den ersten Blick freundlich scheint und in der Bildunterschrift den Bürgermeister als jemanden bezeichnet, der sich „für die Gerechtigkeit tausender Steuerzahler“ (K10/12: 10) einsetzt, wird bei näherer Betrachtung zur Abbildung eines Menschen, der nicht vor Tatkraft strotzt, sondern lieber nachdenkend im Grünen sitzt.

99 Ich verwende hier den Begriff des Einzelbildnisses, da es sich dabei um eine anlassbezogene Fotografie handelt die bei einem Gespräch mit dem Chefredakteur des Amtsblattes entstanden ist (K10/12: 10), das nicht wie die als „Portrait“ bezeichneten Aufnahmen, die auf Seite 3 im Amtsblatt abgedruckt sind, standardisiert und mehrmals verwendet sind.

5.1.2. Die Rolle nutzen, um Themen zu positionieren

Die Position des Bürgermeisters wird vom Chefredakteur des Amtsblattes so beschrieben, dass er – als Chef der Behörde – derjenige ist, der wichtige Themen vorgibt und worüber ausführlich im Amtsblatt berichtet werden muss (vgl. IK: 2f.). Umgekehrt, so der Chefredakteur nach dem Ende des von mir geführten Interviews, wird der Bürgermeister im Amtsblatt eingesetzt, um „wirklich wichtige Themen“ (gIK: 3) zu markieren bzw. darzustellen, wo er persönlich dahinter stehe (ebd.) (zum Beispiel beim Rechnungsabschluss). Bei unwichtigeren Dingen, wie einem Behindertenparkplatz – obwohl den auch der Bürgermeister *absegne* (ebd.) –, würde im Medienservice St. Pölten versucht, die bildlichen Darstellungen des Bürgermeisters zurückzunehmen, weil es sonst sein könnte, dass die Leute ihn irgendwann nicht mehr sehen können (ebd.).

Der Bürgermeister wird damit vom Chefredakteur des Medienservice als jemand dargestellt, der Themen vorgibt, Prioritäten setzt und bestimmt, was wichtig genug ist, um mit seiner Person – auch bildlich – verknüpft zu werden. Im Amtsblatt wird diese Möglichkeit des Agenda-Setting für die Leserinnen so transportiert, dass der Bürgermeister als jemand beschrieben wird, der bestimmte Dinge „hervor kehrt“ oder „hervor hebt“. Beispielsweise wie wichtig etwa eine neue Kläranlage ist (vgl. K8/12: 7), dass es ein Ergebnis der sozialen Beschäftigungspolitik der Stadt ist, wenn eine Behindertenwerkstätte wirtschaftlich erfolgreich arbeitet (vgl. K6/12: 40) oder dass eine große Versicherung „für die Stadt ein wichtiger Geschäftspartner“ (K8/12: 13) ist. In anderen Fällen „betont“ er die Forcierung erneuerbarer Energie in St. Pölten (vgl. K8/12: 6) und die Leistungen des Magistrats in Sachen „Archäologische Grabungen am Domplatz“ (K8/12: 16).

Der Zusammenhang zwischen dem Körper des Bürgermeisters und der Markierung der Wichtigkeit von Themen wird in zwei Fällen von Firmen benutzt, um ihre eigene Agenda voranzubringen. Einmal handelt es sich dabei um eine Kurzmeldung in der Rubrik „Stadt für Zukunft“ in Ausgabe 08/2012. Im Bild (K8/12: 11) sind zwei Personen abgebildet, die Firmenvertreterinnen einer Supermarktkette sind. Eine Frau (in der Mitte des Bildes) und ein Mann (am rechten Bildrand) halten gemeinsam mit dem Bürgermeister einen Gutschein, der so groß ist, dass man Wert und Zweck der Spende auch auf dem Foto gut erkennen kann. Aufgenommen wurde es in einer neuen Filiale der Supermarktkette, in der Obst- und Gemüseabteilung. Der Hintergrund erscheint sehr bunt. Die Kurzmeldung selbst hat mit dem Inhalt des Fotos und der Bildunterschrift wenig zu tun und erinnert an eine Werbeschaltung der Supermarktkette. Die Spende wird hier mit keinem Wort erwähnt. Die Firma scheint hier die Übergabe des Spendengutscheines an den Bürgermeister so inszeniert zu haben, dass die neue Filiale mit dem Bürgermeister gemeinsam ins Bild und damit in die redaktionellen Beiträge des Amtsblattes kommt.

Eindeutig als Werbung zu identifizieren – wenn auch nur für genaue Leserinnen, denn das Wort „Werbung“ ist rechts unten klein gedruckt – ist ein Bild auf der nächsten Seite derselben Ausgabe (K8/12: 12). Neben dem Bürgermeister – dieser mit lässig über die Schultern gehängten Anzugjacke und dunkelroter Krawatte – und den Kindern, die im Vordergrund

stehen oder hockerln, sind auf dem Foto noch drei weitere Männer abgebildet. Sie sind in der Bildunterschrift als „Leiter der Jugendbank“ (ebd.) – dieser mit einem T-Shirt in den Farben und mit dem Logo der Bank – „Präsident der Sportunion St. Pölten“ (ebd.) und „DionR“ (ebd.) bezeichnet. Vor allem die Bildsprache, d.h. der Ausschnitt und die Positionierung sowie die Kleidung der Akteure im Bild, lässt die Werbeeinschaltung wie eine normale Kurzmeldung im Amtsblatt erscheinen. Womit die Erkennbarkeit als Werbeschaltung zumindest nicht klarer wird.

Dieser Befund widerspricht einer These von Albert Scherr, der 2004 festgestellt hatte:

„Je höher man in sozialen Hierarchien aufsteigt, desto eher wird der Ausschluß des Körpers aus der Interaktion erwartet, sind die Verwendung des Körperlichen sowie Zugriffe auf die Körperlichkeit anderer tabuisiert.“ (Scherr 2004: 202)¹⁰⁰

Dies lässt sich auf zwei Arten interpretieren. Einmal hieße es, dass die Stellung des Bürgermeisters in der sozialen Hierarchie nicht hoch ist. Was jedoch nicht anzunehmen ist, wie etwa die Berichte zur Bestattung des „Bürgermeister a.D. Willy Berger“ in einem „Ehrenggrab“ (K11/12: 8, 9) zeigen. Im anderen Fall, dass mediale Zwänge zur Darstellung der Politik und der Politikerinnen die Konventionen der sozialen Hierarchie überwiegen (vgl. Filzmaier 1999), was mir die wahrscheinlichere Erklärung zu sein scheint.

5.2. Neugestaltung von Räumen und Medien der Stadt

Im Jahr 2010, dem Jahr vor der letzten Gemeinderatswahl in St. Pölten, wo der amtierende Bürgermeister zum zweiten Mal zur Wiederwahl antrat, gab es sichtbare Veränderungen im Layout des Amtsblattes. Darauf hat der Chefredakteur des Magazins im Interview hingewiesen (vgl. IK: 6). Das Amtsblatt wurde, so der Chefredakteur „noch moderner gestaltet“ (IK: 6), indem es eine neue Struktur und eine neue Farbgebung erhielt (vgl. FK: 3). Es wurde die Farbe dunkelrot stärker in Stellung gebracht und das Layout wurde weicher gestaltet, d.h. eckige Markierungen von bestimmten Spalten sind im neuen Layout mit abgerundeten Ecken oder überhaupt Kreisen markiert. Besonders deutlich wird diese Markierung auf der Titelseite, die seit 2010 eine dunkelrote Kreisfläche ziert (vgl. K1/11: 1, K5/07: 1).

Der Sitzungssaal im Rathaus wurde ebenfalls erneuert (vgl. Abb. „Sitzungssaal vor 1961 (Karl 2003: 29)“ und Abb. „Sitzungssaal nach 1961 (Karl 2003: 32)“). Dabei wurden einfache Renovierungsarbeiten durchgeführt, d.h. die Wände neu gestrichen und die Beleuchtung erneuert. Gleichzeitig hat der Bürgermeister jedoch auch eine Änderung der Sitzanordnung im Gemeinderat veranlasst. Diese Neuerung/Markierung wird auch über das Amtsblatt in zentraler Weise über Pressefotos, die im Sitzungssaal aufgenommen wurden, transportiert.

¹⁰⁰ Auch dieser mit der höheren sozialen Stellung verbundene Nicht-Zugriff auf die Körperlichkeit anderer war hier nicht zu beobachten. Im Gegenteil: sowohl bei Gemeinderatssitzungen, bei Auftritten im öffentlichen Raum und beim Interview griff der Bürgermeister auf die Körper anderer Akteure zu, indem er ihnen Plätze zuwies, sie zur Bewegung oder zur Untätigkeit (zum Warten) zwang (vgl. Kapitel 5.2.1./Sitzplätze und 5.2.3./Immobilität).

Die fixe Anordnung der Sitzreihen wurde flexibilisiert, indem mobile Tische und Stühle angeschafft wurden, wodurch der Raum für verschiedene Veranstaltungen unterschiedlich bestuhlt werden kann (etwa für Pressekonferenzen – vgl. B1). Gleichzeitig wurde die Stellung der Gemeinderatsmitglieder zueinander und zum Bürgermeister verändert. Die Gemeinderätinnen sitzen sich nun nicht mehr in zwei Reihen gegenüber (vgl. Abb. „Sitzungssaal nach 1961 (Karl 2003: 32)“), sondern sind halbkreisförmig um ein Podest herum angeordnet, auf dem der Bürgermeister, der Magistratsdirektor und zwei Frauen die für die Protokollführung zuständig sind, sitzen (vgl. FG: 4). Philip Manow, der verschiedene Sitzanordnungen in Parlamenten verglichen hat und dabei Bezüge zur Sitzordnung des britischen bzw. französischen Parlaments im Absolutismus (16. bis 18. Jahrhundert) und dessen Machtstrukturen herstellt, beschreibt diese halbkreisförmige Sitzordnung so, dass es dadurch zu einer Zentralisierung der Blickrichtung auf das Rednerpult (hier das Podest) kommt. Diese Position, die im St. Pöltner Gemeinderat vom Bürgermeister (neben dem Magistratsdirektor und zwei Frauen) eingenommen wird bedeutet, dass er den *head* der Stadt verkörpert, weil er eben dort platziert ist, wo in den Ständeparlamenten der König seinen Platz hatte (vgl. Manow 2008: 41f.).

Der Halbkreis diene, so Manow, „einer neuen Verkörperung der nationalen Idee“ (Manow 2008: 47) nach dem Ende der Monarchien. „[D]as Parlament als neues ´geheiligt und `exemplarisches` Zentrum“ (ebd.) trat an die Stelle des Königs als alleinigem Repräsentanten des Staates. Dieses neue Zentrum durfte „keine offensichtliche Gliederung mehr aufweisen“ (ebd.), „sondern mußte Einheit symbolisieren“ (ebd.). „Der Rückgriff auf den Halbkreis erfüllte – so meine These – genau diesen Zweck“ (ebd.). „Der Halbkreis scheint besser als der Kreis die *Verkörperung* des Volkes durch den Redner am Rednerpult zu ermöglichen“ (Mopin 1998: 43-44¹⁰¹, zit. in Manow 2008: 47, Herv. Philip Manow). Der Bürgermeister als einziger Redner am Podest wird damit zum alleinigen Körper des „homogenen Volk[e]s“ (Manow 2008), was in jeder Sitzung und jeder Wortmeldung reaktualisiert wird.

In Zusammenhang mit der Markierung und Zuweisung von Positionen in Räumen sind vier weitere, flüchtigere Phänomene verbunden, die in den folgenden Abschnitten ausgeführt werden:

- Anderen Positionen zuweisen und damit Hierarchien herstellen,
- Gesten, durch die Platz eingenommen, besetzt oder beansprucht wird,
- das Innehaben einer statischen Position, die andere Akteure zwingt, sich zu bewegen,
- andere warten lassen, wodurch ihre Bewegungsmöglichkeit eingeschränkt wird.

101 zitiert nach Michel Mopin (1998): *L'Assemblée nationale et le Palais-Bourbon d'hier à aujourd'hui*. Paris.

5.2.1. Durch die Zuweisung von Sitzplätzen Hierarchien herstellen

Das Vorgeben der Sitzordnung ist ein Motiv, das auch in dem von mir mit dem Bürgermeister geführten Interview auftaucht. Im Gegensatz zum Chefredakteur, der mir die Wahl des Sitzplatzes selbst überlässt, weist mir der Bürgermeister einen Platz an einer ritterlich wirkenden Tafel im Bürgermeisterzimmer zu. Dieser Platz – ich sitze dort mit dem Rücken zum gesamten Raum und zu den offenen Fenstern am Rathausplatz, während der Bürgermeister und sein Assistent so platziert sind, dass sie den gesamten Raum überblicken (vgl. gIS: 2) – ist einer, den man sich in einem leeren Raum nicht freiwillig aussuchen würde. Aufgrund des großen, unbekannten Raumes in meinem Rücken entsteht ein Gefühl von Unsicherheit. Die Zuweisung meines Sitzplatzes und die Einnahme der Position am Tischende durch den Bürgermeister brachte mich in eine untergeordnete Position, in der ich stark den Kopf drehen musste, um ihn anzublicken und nicht sehen konnte, woher die Geräusche in meinem Rücken kamen.

5.2.2. Gesten zur Besetzung von Raum

Ein Portrait zeigt den Bürgermeister nachts am Herrenplatz in Amerikanischer Einstellung (K6/12: 3). Die Lokale im Hintergrund sind in warmes, gelbes Licht getaucht. Er trägt einen graubraunen Anzug, keine Krawatte und ein Hemd, die Krawatte fehlt ebenso wie die Anstecknadel am Revers¹⁰². Er hat die rechte Hand in die Tasche der Anzughose gesteckt, mit der linken umfasst er ein Baumschutzgitter. Dies könnte als Notwendigkeit gedeutet werden, sich an etwas festzuhalten zu müssen (wenn man etwa in dem im Hintergrund liegenden Lokal zu viel getrunken hätte):

„Ferner dient die Greifhand dazu, etwas zu umklammern und *sich* daran festzuhalten. Einem solchen Tun liegt allemal ein Bedrohtheitsgefühl zugrunde. Da man aber auf eine Bedrohung sehr verschieden reagieren kann, kann auch das symbolische Festhalten sehr verschieden gedeutet werden: In einem Fall wäre es als *Wille zur Selbstbehauptung* aufzufassen. In einem anderen Fall drückt es *Eigensinn* aus. Und wieder in einem anderen haben wird es mit *Ängstlichkeit* zu tun, die irgendwo Halt sucht, und wäre es an einem Strohalm.“ (Strehle 1954: 132)

Die rechte Hand hat der Bürgermeister in den Hosensack gesteckt, was den Eindruck des legeren, des *Freizeitbildes*, der bereits durch die Art der Kleidung entsteht, noch verstärkt. Diese Haltung kann mit Hermann Strehle auch als Zeichen von Desinteresse oder Gleichgültigkeit gelesen werden (vgl. Strehle 1954: 130).

Raum einnehmen und verteidigen

In Ausgabe 05/2012 ist der Bürgermeister auf Seite 3 in einem standardisierten Portrait abgebildet. Er steht dabei inmitten einer flachen Landschaft. Die Aufnahme zeigt seinen Körper in halbnaher Einstellung. Er befindet sich im rechten Teil der Fotografie und trägt eine blaue Windjacke, ein helles Hemd und eine helle Hose. Er ist der Betrachterin seitlich zugewandt, hat die Hände in die Hüften gestützt. Durch die Drehung ist die rechte Hand nicht sichtbar,

102 vgl. zum Thema Kleidung insbesondere Kapitel 5.7.1.

der hervorschauende Ellenbogen lässt jedoch darauf schließen, dass auch diese Hand in die Hüfte gestützt ist. Mit Hermann Strehle (1954: 136) interpretiere ich den „Hüftstütz“ als Geste¹⁰³, die Platz beansprucht und Bereitschaft zur Konfrontation anzeigt, weil „man sich ausgedehnt hat“ (ebd.).

„Die genannten Momente lassen den Hüftstütz als Ausdruck innerer Haltung erscheinen, die in spielerischen Bemühungen um äußere Haltung führen, mit dem Wunschziel einen überlegenen Eindruck zu erwecken.“ (ebd.)

Die flache Landschaft wiederum verweist auf die mittelgroße Stadt als Gegensatz zur Großstadt und drückt Weite aus (vgl. Krüger 2011).

Die Bereitschaft zur Konfrontation bzw. zum Entstehen für eigene Überzeugungen wird auch über zwei weitere Portraits (K8/12: 3, K10/12: 10¹⁰⁴) dargestellt. In einem Portrait sieht die Betrachterin den Bürgermeister auf einen Tisch gestützt, der beim Interview die Assoziation einer ritterlichen Tafel bei mir hervorgerufen hat (vgl. gIS: 2). Vor ihm liegt eine Mappe, daneben stehen ein Wasserkrug und Gläser. Der Bürgermeister stützt sich mit einer Hand auf einem Sessel, mit der anderen auf der Tischplatte ab. Die Arme sind geöffnet, die Haltung wirkt deshalb in gewisser Weise auch einladend oder zumindest offen; Der Bürgermeister beansprucht mehr Platz als nötig, hat sich auch in diesem Bild ausgedehnt. Die Armhaltung wird in der politischen Ikonografie als „Segens- oder Versöhnungsgeste“ (Hammers 2011: 418) interpretiert. Bei Strehle gilt diese Art des Sichauflützens als Zeichen einer „widerstandsfähige[n] Verfassung“ (Strehle 1954: 135). In dieser Lesart wäre die aufgeschlagene Mappe – deren Inhalt die Betrachterin nicht erkennen kann, weshalb es sich damit wiederum um eine *leere Geste* handeln würde – auf dem Tisch etwas, das mit dieser Haltung verteidigt werden muss. In Kombination mit der einladenden Konnotation könnte es auch bedeuten, dass die Betrachterin eingeladen ist, sich an dieser Handlung des Vollzugs oder der Verteidigung der (unbekannten) Inhalte der Mappe zu beteiligen.

5.2.3. Abläufe, Wartezeiten und Positionen bestimmen

Immobilität als Geste der Macht

In den Gemeinderatssitzungen bewegte sich der Bürgermeister, nachdem er einmal am Podest Platz genommen hatte, nicht mehr. Im Gegensatz dazu standen die Mandatarinnen bei Wortmeldungen auf ihrem Sitzplatz auf und sprachen in stehender Position. Danach nahmen sie wieder Platz, wodurch signalisiert wurde, dass die Wortmeldung zu Ende ist. Einige der Berichterstatterinnen aus den Ausschüssen gingen, nachdem sie ihren Bericht verlesen hatten, zum Podium vor und übergaben der, rechter Hand des Bürgermeisters und des Magistratsdirektors sitzenden Frau, eine blaue Mappe (vgl. G1).

Aber auch andere Akteure werden durch die Positionierung des Bürgermeisters zur Bewe-

103 Gesten sind ein zentrales Phänomen in der Interpretation der Darstellung des Bürgermeisters, weil „Menschen, die aufgrund ihres Ranges, ihres sozialen Status oder ihrer intellektuellen Überlegenheit das Gefühl haben, über den anderen zu stehen, werden dies vor allem durch ihre Körpersprache zum Ausdruck bringen“ (Schwarz/Schweppe 1998: 83).

104 Zur detaillierten Analyse dieses Portraits (K10/12: 10) siehe Kapitel 5.1.1.

gung gezwungen. So deutet die Dynamik in einem Foto aus dem Amtsblatt Ausgabe 07/2012 darauf hin, dass der Bürgermeister bereits in seiner Position stand und der Empfänger eines Handschlages ist (K7/12: 9). Der Präsident der Arbeiterkammer Niederösterreich musste sich, um die im Text beschriebene Überlassung der Liegenschaft zu erreichen bzw. eben diese per Handschlag zu besiegeln, auf den Bürgermeister zubewegen. Er wurde gezwungen, die ihm vom Bürgermeister zugedachte Position einnehmen, die unbequem aussieht und auch deshalb auf eine untergeordnete Position und weniger Macht hindeutet, weil von seinem Arm weniger zu sehen ist (Collett 2004: 174f.), als von dem des Bürgermeisters.

Warten lassen und Unterordnung provozieren

Bei den öffentlichen Auftritten, den Gemeinderatssitzungen und beim Interview, das ich mit dem Bürgermeister geführt habe, hat er seine Machtposition dadurch erkennen lassen, dass er die anderen Akteurinnen warten ließ. Da der Bürgermeister derjenige ist, der die Gemeinderatssitzungen eröffnet, der geladen wurde, das Straßenfest zu eröffnen und der die Person ist, die von mir interviewt werden soll, zwingt dieses zu spät kommen mich und die anderen Akteure in eine wartende Position, aus der man sich nur durch Abbruch des Termins entziehen könnte. Die Wartezeit, die der Bürgermeister den anderen Akteuren dabei zumutet, ist unterschiedlich lang. Zu den Gemeinderatssitzungen kam er in beiden von mir beobachteten Fällen fünf Minuten zu spät, ebenso zur Eröffnung des Straßenfestes. Wobei die Eröffnung selbst dann noch mal mit einiger Verzögerung begann, da ihr eine kurze Besprechung zwischen Veranstalter und Bürgermeister voran ging. Zur Pressekonferenz kam er zehn Minuten zu spät, wobei er hierfür vom Chefredakteur aus seinem Büro geholt wurde, und ich wurde erst nach 15 Minuten Wartezeit zum vereinbarten Interviewtermin in sein Büro gebeten (vgl. gIS: 1, G1: 2, G2: 1, FG: 5, B1: 1, B2: 1).

Während des Interviews demonstrierte der Bürgermeister mittels Fingertrommeln (gIS: 2, 4) Ungeduld und den Wunsch, nicht mehr mit mir sprechen zu müssen. Denn, so Aljoscha Schwarz und Ronald P. Schweppe:

„So wie das Fingertrommeln ist auch das Fußklopfen eine klare Botschaft für den Wunsch, sich vom Ort des Geschehens zurückzuziehen.“ (Schwarz/Schweppe 1998: 155)

Das Fingertrommeln ist kein Zeichen von Desinteresse und Gleichgültigkeit, sondern „eine demonstrativ unhöfliche Geste“ (ebd.: 132) und eine Bezeugung von „Unmut“ (ebd.), die gerne in Verbindung mit verschränkten Armen und Beinen auftritt, womit „eine geschlossene Stellung“ (ebd.) demonstriert wird. Zumal wenn sich der Betreffende „gelassen zurück“ (ebd.) lehnt, wie dies im Interview ebenfalls der Fall war (vgl. gIS: 3). Der Bürgermeister demonstrierte mir also mit mehreren Gesten, seiner Haltung, der 15-minütigen Wartezeit – welche den vereinbarten Interviewtermin effektiv verkürzt hat (vgl. gIS: 1) – und die mehrmaligen Versuche, in seinen (monologartigen) Ausführungen auf das nächste Thema überzuleiten (vgl. gIS: 2) den Wunsch, das Interview möglichst kurz und mich von Zwischenfragen abzuhalten (vgl. gIS: 3).

Berthold Vogel interpretiert dieses Verhalten als „Paternalismuseffekte“, deren „Kennzeichen [...] ist, daß eine demonstrative Gutmütigkeit des Befragten gegenüber dem vorgetragenen Forschungsanliegen (, ... dann legen sie mal ihre Fragen vor ...') Hand in Hand mit dem permanenten Versuch geht, die Gesprächsführung an sich zu reißen und die Gesprächsinhalte zu diktieren.“ (Vogel 1995: 80, zit. in Warneken/Wittel 1997: 7, Anm. 21)¹⁰⁵

Bernd Jürgen Warneken und Andreas Wittel haben diese Art der Gestaltung der Interview-situation mit dem Begriff der „Audienzsituation“ benannt, „in der die Forschenden ihre Gesprächsthemen unter Umständen nur schwer durchsetzen können und mit sei's lustlos-wortkargen, sei's wortreich-unpräzisen Antworten konfrontiert“ (Warneken/Wittel 1997: 7) werden. Ich wurde dabei zudem auf einen unangenehmen Platz am Tisch verwiesen und der Bürgermeister demonstriert mir immer wieder durch Gesten und Gebärden, dass er eigentlich etwas Besseres zu tun hätte (vgl. Pfadenhauer 2002), als mir hier die – vorab fixierten – Fragen (vgl. *Kapitel 4*) zu beantworten.

Der Bürgermeister selbst bzw. seine Fraktion sind im Gemeinderat nicht von der Anwesenheit der Opposition abhängig. Da die SPÖ in St. Pölten mit absoluter Mehrheit regiert, können nahezu alle Beschlüsse (Ausnahmen vgl. S4) alleine mit ihren Stimmen gefasst werden. In zwei von mir beobachteten Fällen wiesen der Bürgermeister (vgl. G2: 3) bzw. der SPÖ-Vizebürgermeister auch darauf hin (vgl. G1: 5). Der Bürgermeister drückt diese Unabhängigkeit von der Opposition durch ein Grinsen aus, das durch Lachen der Besucherinnen begleitet wird. Anlass ist der Auszug der Opposition aus dem Sitzungssaal anlässlich des nahenden Rechnungsabschluss-Beschlusses für das Jahr 2011 (vgl. G2: 3). Die Opposition, die während des Beschlusses geschlossen zwischen den Besucherinnen auf der Tribüne steht, sieht dem einstimmigen Beschluss der SPÖ zu und wird danach vom Bürgermeister darauf hingewiesen, dass sie seiner Ansicht nach den Sitzungssaal nicht verlassen haben, da sie sich nicht abgemeldet hätten, wie dies in der Geschäftsordnung vorgesehen sei (vgl. S4)¹⁰⁶. Der Vizebürgermeister der SPÖ verbalisiert diese Beschlussmächtigkeit der SPÖ im Gemeinderat noch deutlicher, indem er anlässlich einer geplanten Klage gegen das Land Niederösterreich zur Neuberechnung der Standortabgabe für das Landeskrankenhaus generös meint, es sei nicht nötig, dass die Opposition sich diesem Vorschlag anschließt, die SPÖ würde den Weg auch alleine beschreiten (vgl. G1: 5).

5.3. Der Weg ins Amt und das dazu passende Amtsverständnis

Der Bürgermeister von St. Pölten wird nicht direkt von der Bevölkerung mit Handlungsmacht ausgestattet, da es in Niederösterreich keine Direktwahl des Bürgermeisters gibt. Es bedarf dafür einer Wahl durch den Gemeinderat, dessen Mitglied die zur Wahl stehende Person sein

¹⁰⁵ Zitiert nach Berthold Vogel: „Wenn der Eisberg zu schmelzen beginnt ...“ Einige Reflexionen über den Stellenwert und die Probleme des Experteninterviews in der Praxis der empirischen Sozialforschung. In: Christian Brinkmann/Axel Decke/Brigitte Völkel (Hg.): Experteninterviews in der Arbeitsmarktforschung. Diskussionsbeiträge zu methodischen Fragen und praktischen Erfahrungen. Nürnberg 1995, S. 73-84.

¹⁰⁶ Eine Geschäftsordnung, an die sich auch der Bürgermeister nicht immer exakt hält (vgl. *Kapitel 5.3.2.*).

muss¹⁰⁷. Um eine gültige Wahl zu ermöglichen, reicht im St. Pöltner Gemeinderat die Anwesenheit der SPÖ-Mandatarinnen alleine nicht aus, es müssen für den Wahlvorgang zwei Drittel der Abgeordneten anwesend sein¹⁰⁸ (vgl. S4). Dass die Entscheidungsmacht in politischen Fragen nicht beim Bürgermeister alleine liegt, wie er dies im Interview mit seiner Gestaltungsmacht darstellt (vgl. IS: 8), sondern beim Gemeinderat wird in den beiden Interviews (vgl. IS, IK) überhaupt nicht und im Amtsblatt nur selten dargestellt.

5.3.1. Ernennung des Nachfolgers statt freier Wahl aus der Mitte der Bürgerinnen

In der Erzählung des Bürgermeisters, wie er zu seinem Amt kam, kommt der Gemeinderat nicht vor. Die von Rechts wegen vorgesehene Stellung wird nicht berichtet. Vielmehr sei es so gewesen, dass sein

„Vorgänger sich entschieden hat – da war er ja schon 74 zu diesem Zeitpunkt –, dass er seine Funktion beenden möchte und hat mich angesprochen, ob ich ihm nachfolgen würde als Bürgermeister. Und ich habe mir damals gesagt, wenn man die Chance bekommt, mit 38 Jahren Bürgermeister einer Landeshauptstadt zu werden, dann sollte man das zumindest probieren und das war dann der Einstieg als Bürgermeister.“ (IS: 2)

Diese Praxis erinnert mehr an eine Erbfolgeregelung, wie man sie aus Monarchien¹⁰⁹ oder Diktaturen kennt und nicht so sehr an eine demokratische Praxis, in der vorgesehen ist, dass die Bürgerinnen bzw. die mit deren Stimme ausgestatteten Gemeinderätinnen das Stadtoberhaupt wählen. Dieser direkte Weg der Bestellung wurde auch bei seiner Berufung zum Kulturstadtrat („ein Jahr und einen Monat“ (ebd.), bevor er Bürgermeister wurde) gewählt:

„Als mein Chef, mein damaliger, in den Landtag gewechselt ist, ist die Position des Kulturstadtrates frei geworden. Mein Vorgänger als Bürgermeister, der Willy Berger, hat mich dann gefragt, als diese Position frei war. Ich wäre sein Wunschkandidat für die Position des Kulturstadtrates [Steiner klopft mit Fingern auf die Tischkante]. Ja, das war reizvoll für mich, also bin ich sozusagen in die Kommunalpolitik eingestiegen, aber nicht über die traditionelle Schiene, dass ich vorher Gemeinderat über viele Jahre war und dann Stadtrat und mich weiter hantle, sondern bin direkt als Stadtrat eingestiegen.“ (ebd.)

Dass eine Person auf diese Art und Weise zum Bürgermeister gemacht wird, widerspricht zwar dem republikanischen Prinzip, das besagt, dass Amtsträger des Staates aus der Mitte der Bürger gewählt werden und nicht durch (aristokratische) Eliten in Nachfolgeregelungen bestimmt oder beerbt werden, scheint in dem hier angewandten politischen Praktiken jedoch

107 vgl. dazu die Ausführungen auf der Homepage der Stadt St. Pölten unter URL: <http://www.st-poelten.gv.at/Content.Node/buergerservice/politik/gemeinderat1.php> (31.8.2012).

108 Hier würde der Auszug der Opposition aus dem Sitzungssaal, wie er anlässlich des Rechnungsabschlusses 2011 stattgefunden hat also zu einer Verhinderung der Wahl an sich führen. Diese Taktik wurde in jüngster Zeit auch angewandt, nämlich von der FPK im Kärntner Landtag, die damit die wiederholten Neuwahlanträge der Opposition zumindest zwei Monate lang verunmöglicht hat (vgl. URL: <http://www.kleinezeitung.at/nachrichten/politik/politskandal/3171800/elfte-sondersitzung-neuwahlantrag.story> / 8.2.2013).

109 Dieses Motiv wird später noch einmal wiederkehren und zwar bei der Positionierung des Bürgermeisters im Gemeinderatssitzungssaal. Dort interpretiere ich die Anordnung der Sitzreihen mit Philip Manow (2008) als die Inszenierung des Bürgermeisters als *head of state*, der an der Stelle des Monarchen sitzt.

System zu haben, da sie in zwei Fällen geschildert wird, ähnlich geschildert wird und ohne Scham geschildert wird, d.h. im Diskursraum ohne Einschränkung sagbar ist.

5.3.2. Keine sichtbare Beteiligung an der demokratischen Entscheidung

„Die Stimmabgabe erfolgt in der Regel durch Heben der Hand oder Erheben von den Sitzen. Wenn es der Gemeinderat beschließt oder gesetzlich bestimmt wird, erfolgt die Abstimmung namentlich oder mit Stimmzettel oder geheim. Stimmenthaltung gilt als Ablehnung. Bei Stimmengleichheit gilt der Antrag als abgelehnt. Der Vorsitzende stimmt zuletzt ab.“ § 12 GO Gemeinderat (S4: 11)

In den Gemeinderatssitzungen, die ich besucht habe, konnte ich entgegen diesem Paragraphen in der Geschäftsordnung das Abstimmungsverhalten des Bürgermeisters nicht beobachten. Weder erhob er die Hand noch sich selbst vom Sitz. Ich konnte auch keine Geste in Richtung der Protokollführerin beobachten, eine Kundgabe des Willens war daher nicht sichtbar. (vgl. G1, G2). Er beteiligt sich also nicht (sichtbar) an der demokratischen Entscheidungsfindung¹¹⁰, bzw. lehnte alle Anträge ab (s.o.).

In dem, was für die Mandatarinnen, die Medienvertreterinnen und die Besucherinnen der Sitzung sichtbar ist, nutzt der Bürgermeister als Vorsitzender seine „zentrale Stellung“ (Welan 1999: 17) auch über das vom Gesetz festgelegte Ausmaß hinaus aus. Denn er sitzt als *head of state* erhöht und abgehoben vom Rest. An den Abstimmungen nimmt er nicht sichtbar teil und beteiligt sich, entgegen der Geschäftsordnung an den Beratungen (vgl. G2: 7):

„Der Vorsitzende eröffnet und schließt die Sitzungen des Gemeinderates, leitet die Beratungen, ohne sich an ihnen zu beteiligen, wohl aber kann er Richtigstellungen und Aufklärungen geben. Will der Vorsitzende sich an der Debatte selbst beteiligen, hat er den Vorsitz seinem Vertreter zu übergeben. Dies hat auch dann zu geschehen, wenn er selbst Berichterstatter oder Antragsteller ist.“ (S4: 7)

Lieber eine individuelle Lösung als eine politische

Die in den Sprechstunden an den Bürgermeister herangetragenen Anliegen und Probleme werden bevorzugt individuell gelöst und nicht gesamtgesellschaftlich über politische Weichenstellungen. Eine Gelegenheit, bei dem diese Praxis zu Tage tritt ist eine Diskussion im Gemeinderat (vgl. G2). Die Stadt hatte beschlossen, die Abgabestellen der *Gelben Säcke*¹¹¹ zu reduzieren, um so die Menge der verbrauchten Säcke zu begrenzen. In der Diskussion verlas der Vizebürgermeister der ÖVP, Markus Eder, das Email eines besorgten Bürgers, der befürchtete,

110 Diese Auffassung von der Wichtigkeit demokratischer Prozesse kann hier auch damit gezeigt werden, dass Markus Steiner im März 2013 sich zwar zum Landesparteivorsitzenden der SPÖ Niederösterreich machen ließ, auf den Einzug in den niederösterreichischen Landtag jedoch verzichtete. Aus rechtlichen Gründen, so ist zu lesen, könne er entweder Bürgermeister bleiben (was sein Vorhaben ist) oder in den Niederösterreichischen Landtag einziehen und dort ein 'normaler' Abgeordneter sein. Dass er sich jedoch nicht in einer solchen (machtlosen) Rolle sieht, hat er bereits in dem von mir geführten Interview deutlich gemacht. (vgl. <http://derstandard.at/1362107301437/St-Poeltner-Buergermeister-wird-als-Leitner-Nachfolger-gehandelt> (04.03.2013) und IS).

111 Diese *Gelben Säcke* dienen in Niederösterreich dazu, Plastikabfall für das Recycling zu sammeln und können von den Haushalten an Abfallsammelstellen oder im Gemeindeamt bezogen werden.

aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes die Säcke nicht von der – nun weit entfernt liegenden – Abgabestelle abholen zu können (vgl. G2: 2). Der Bürgermeister reagierte auf diese Beschwerde damit, dass er um die Aushändigung des Schriftstücks bat und versprach, der Person *Gelbe Säcke* per Post zukommen zu lassen. Wir werden eine „menschliche Lösung“ – d.h. eine Einzellösung – finden, so der Bürgermeister (ebd.). Vor der Abstimmung darüber, ob dieser Antrag *dringlich* ist und deshalb in die Tagesordnung aufgenommen werden soll, bietet der Bürgermeister dann noch in versöhnlichem Ton dezidiert all den Leuten, die nicht mobil sind, an, sich am Magistrat zu melden. Dieser würde ihnen dann *Gelbe Säcke* per Post zuzustellen. Damit wäre das Problem – nämlich die Kontrolle der abgegebenen Mengen – auch gelöst (ebd.).

„Gewaltenverbindung“¹¹²: Verflechtung Verwaltung und Politik

Die Bezeichnung der politischen Funktion des Kulturstadtrates als „Position“ (IS: 2) steht in Zusammenhang mit der Bezeichnung „Chef“ (ebd.) für den vorangegangenen Stadtrat und Steiners persönlichem Werdegang in der Stadt St. Pölten. Dieser führte vom Abteilungsleiter im Magistrat über die Position des Geschäftsführers der Fachhochschule, „eine 100%-ige Tochter“ der Stadt (IS: 3), zum Kulturstadtrat und in weiterer Folge zum Bürgermeister.

Steiner trifft keine sprachliche Unterscheidung zwischen politischem Amt und Verwaltungsposten. Das Amt des Bürgermeisters hat Steiner in seiner Beschreibung als Mitarbeiter im Magistrat kennengelernt und hält – so meine Interpretation – auch die Amtsführung in weiten Teilen auf diese Perspektivierung beschränkt. Erkennbar ist das etwa in der Erzählung seiner alltäglichen Tätigkeiten als Bürgermeister, wo die verwaltungstechnischen Anforderungen deutlich gegenüber politischen Entscheidungen und Möglichkeiten überwiegen. Er beschreibt sich selbst als „Dienstgeber [...] für 1.200 Beschäftigte“ (IS: 3), als Verwalter von Fördergeldern – etwa im Städtebund – (vgl. IS: 4) und als Ansprechperson für soziale und wirtschaftliche Notlagen (vgl. IS: 5), weniger als Politiker oder Repräsentant.

5.3.3. Der Gemeinderat beschließt, der Bürgermeister präsentiert

Anlässlich der Präsentation des neuen Skateparks (K7/12: 9) wird – in einem Nebensatz – berichtet, dass der Gemeinderat die Gelder für die Errichtung bewilligt hat. Die Präsentation des Projekts obliegt dem Bürgermeister und zwei Magistratsbediensteten. Außer dem Bürgermeister, der, wie ich beschrieben habe, bei Gemeinderatsbeschlüssen nicht (sichtbar) mitstimmt, sind damit zwei Magistratsbedienstete, die für die Verwaltung der bewilligten Gelder zuständig sind, einige Jugendliche und ein Schild mit dem Logo der *Sparkasse* im Bild, die – so ist zu vermuten – an der Finanzierung in irgendeiner Weise beteiligt gewesen sein dürfte, jedoch im Gegensatz zu den Politikerinnen des Gemeinderats hier deutlich ins Bild kommt.

112 vgl. zu diesem Begriff Welan 1999, S. 19.

... außer es ist zum Nachteil der Bevölkerung

Gerne schreiben die Redakteurinnen über Gemeinderatsbeschlüsse, wenn diese (vielleicht) als nicht so populär eingestuft werden. Ein Beispiel, in dem der Gemeinderat etwas beschlossen hat, das der Bürgermeister dann präsentieren bzw. kommunizieren darf ist die Eröffnung einer Tiefgarage in der St. Pöltner Innenstadt (vgl. K6/12: 4). Dem Gemeinderat kommt dabei die Rolle zu, eine Preiserhöhung für die Garage beschlossen zu haben, der Bürgermeister hingegen „erläutert“ (ebd.) die Vorteile, welche die neue Garage für die Besucherinnen der St. Pöltner Innenstadt bietet.

... außer die Entscheidung wurde woanders getroffen

Dass Entscheidungen nicht vom Bürgermeister alleine oder auch nicht von der Stadt alleine entschieden werden, die Verantwortung also woanders liegt, kommt in einer Gemeinderatsitzung zur Sprache, als es um einen Dringlichkeitsantrag der ÖVP geht. Diese fordert, dass die beschlossene Neuregelung der Ausgabe der *Gelben Säcke* rückgängig gemacht werden soll. Die SPÖ argumentiert damit, dass die Säcke missbräuchlich verwendet würden – etwa um Restmüll darin zu sammeln – und daher eine bessere Kontrolle der abgegebenen Mengen nötig sei. Der Bürgermeister, der mit dieser Wortmeldung den SPÖ-Vizebürgermeister in seinen Ausführungen zum Thema unterbricht, stellt klar, „dass es sich hier um keine eigentümliche Entscheidung der Stadt St. Pölten handelt, sondern dass die Beschränkung der Sack-Abgabemengen österreichweit beschlossen wurde“ (vgl. G2: 2). Und zwar im Städtebund, wo ein österreichweites Übereinkommen bestehe, welcher Stadt in Abhängigkeit von ihrer Einwohnerzahl wie viele Säcke zuständen (vgl. ebd.).

... außer der Gemeinderat dient der Legitimierung

Bei einer von mir beobachteten Pressekonferenz weist der Bürgermeister in seinen Ausführungen auf einen Gemeinderatsbeschluss hin, um zu legitimieren, dass die Stadt eine Beschwerde beim Verfassungsgerichtshof einbringen wird, weil die Grundverkehrskommission des Landes (trotz vorheriger Aussicht „der Finanzprokurator des Bundes, welche dem Finanzministerium direkt unterstellt ist“ (S1: 3), dies zu genehmigen) der Eintragung der Stadt als Eigentümerin des TÜPL im Grundbuch nicht zugestimmt hat (vgl. ebd.). Der Ankauf, so der Bürgermeister in seinen Ausführungen, sei im Gemeinderat beschlossen worden (vgl. B1: 2). In der Pressemappe ist nachzulesen, dass „[i]n der Sitzung des Stadtsenates am 25. Juni 2012 [...] die Einbringung einer Beschwerde beim Verfassungsgerichtshof durch die Finanzprokurator des Finanzministeriums beschlossen [wurde]“ (S1: 3). Dass diese Entscheidung im Sinne der gesamten Politik und Verwaltung gefallen ist, beschreibt auch der Chefredakteur im Interview, der mich auf diese Pressekonferenz aufmerksam gemacht hat. Er spricht von einem „wir“ (IK: 17), welches den Kauf getätigt hat und nun die Klage einbringt; Ein „wir“, das auch der Bürgermeister in seinen Ausführungen bemüht:

„Im Interesse der Natur und der Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt werden wir weiterhin versuchen, Eigentümer des TÜPL-Völtendorf zu werden“, so Steiner abschließend.“ (S1: 3)

Die Opposition kritisiert seine Handlungen bzw. mangelnde Handlungsbereitschaft

Auch durch das Verhalten der Opposition (v.a. der ÖVP-Mandatarinnen) werden Handlungsfähigkeit und Tatkraft als zentrale Motive in der Präsentation des Bürgermeisters reproduziert. Einmal klagt eine Mandatarin über den schlechten baulichen Zustand der St. Pöltner Schulen. Sie behauptet, die Stadt investiere nicht genug in Bildung. Sie fordert den Bürgermeister dazu auf, Parteiengespräche zu führen um eine Schuloffensive zu starten, die eine adäquate Sanierung der Schulen erlaube (vgl. G2: 4). Dieses Ansinnen beantwortet der Bürgermeister mit der Aussage, er sei jederzeit für Parteiengespräche offen, er habe jedoch nur wenig Zeit, da er vor allem auch Repräsentationsaufgaben habe und 3.000 Termine im Jahr wahrnehmen müsse. Auch seine Parteikollegen müssten Wochen oder Monate auf einen Termin warten. Zudem, er komme aus einer Lehrerfamilie, seine Verwandten seien Lehrer, er wisse also sehr gut, wie es in den Schulen zugeht (vgl. G2: 5). Die Ergreifung einer Initiative, wie sie die Opposition fordere sei – auch weil die Stadt demzufolge 18 Mio. Euro in die Schulen investiert hätte (vgl. ebd.) – nicht nötig.

In einem anderen Fall kritisiert ein Stadtrat der ÖVP die Handlungen des Bürgermeisters und bezeichnet das Ansinnen der SPÖ, eine Klage gegen das Land zum jetzigen Zeitpunkt einzubringen, als sinnlos, da für 2016 ohnehin eine Neuverhandlung der in Frage stehenden Höhe der Standortabgabe vertraglich vereinbart sei (vgl. G1: 4).

5.4. Räume und Orte der Repräsentation

5.4.1. Das Rathaus von außen und der Rathausplatz

Das Rathaus, insbesondere sein Turm und seine rosafarbene Fassade, sind Wahrzeichen der Stadt. Sie werden immer wieder abgebildet und werden so zum Zeichen für die Stadt. Es gibt sie auch als Souvenirs für Touristen¹¹³.

Bei meinem ersten Besuch in St. Pölten war das Rathaus entsprechend leicht zu identifizieren (vgl. G1: 1). Bei Pressekonferenzen (K 9/12: 6, 11) dient der Rathhausturm als Fotohintergrund (womit eine Verbreitung über das Amtsblatt hinaus bewirkt wird – vgl. B1). Die Schlagworte „leistung & kompetenz“ und die Nennung des „Magistrat St. Pölten“ (B1: 1) begleiten ihn dabei.

Anlässlich des 25-Jahr-Jubliäums der Ernennung von St. Pölten zur niederösterreichischen Landeshauptstadt ist das Rathaus am Titelblatt des Amtsblattes in einer Zeichnung abgebildet – an der Spitze eines Hügels stehend (vgl. K1/11: 1). Die rechte Seite der Fassade fehlt, dort wächst gleichsam aus dem Rathaus heraus der Klangturm, Wahrzeichen des Landhausviertels und überragt das Rathaus. In Anbetracht dessen, dass das Rathaus St. Pölten, das im Jahre 2003 500 Jahre alt geworden ist (vgl. Karl 2003), von einem Gebäude, das die Landesregierung symbolisiert, die erst 1997 nach St. Pölten übersiedelt ist (vgl. Forstner 2006), seines

113 Einen Einblick in die Souvenirs der Stadt St. Pölten liefert die Homepage der Stadt unter URL: <http://www.st-poelten.gv.at/Content.Node/tourismus/tourist-info/souvenirs/souvenir.php> (11.02.2013); Eine Schneekugel mit dem St. Pöltner Rathaus darin kann man hier sehen, URL: <http://www.st-poelten.gv.at/Content.Node/images/Schneekugel1.jpg> (11.02.2013)

rechten Flügels *beraubt* wird, drückt das Titelbild meiner Ansicht nach weniger Freude über dieses Jubiläum aus, als das Gefühl, die Landeshauptstadt würde der Stadtregierung Kompetenzen und Raum wegnehmen¹¹⁴.

Nur für Kennerinnen des Rathauses ist seine Fassade auf drei Fotografien erkennbar (K5/12: 20, K10/12: 2, K7/12: 7). In einer präsentiert der Bürgermeister ein E-Bike, das die *Sparkasse* ihren Kundinnen günstig verkauft (K10/12: 2). Ein anderes Mal hält er einen Pokal neben einem Oldtimer stehend, als die „Wachau Historic“ (K5/12: 20) am Rathausplatz „startete“ (ebd.). Im dritten Bild (K7/12: 7) schreitet der Bürgermeister als Teil einer Gruppe aus drei Männern (einer davon in Uniform) über den Rathausplatz. Im Hintergrund sind neben einem Fassadenteil des Rathauses Flaggen zu erkennen, die als Schmuck zum 250-jährigen Jubiläum von St. Pölten als Garnisonsstadt erscheinen, meiner Beobachtung nach jedoch immer dort hängen (vgl. Abb. „Foto Rathausplatz“). Auffallend ist an dieser Fotografie, dass der Bürgermeister unter der Anzugjacke eine Weste über dem weißen Hemd trägt, ich möchte also sagen, festlich gekleidet ist. Im Hintergrund der „Ehrenformation“ (K7/12: 7) sind einfache Soldaten zu erkennen.

5.4.2. Sitzungssaal¹¹⁵

Die Raumgestaltung im Sitzungssaal kann als repräsentativ bezeichnet werden, auch wenn der Sitzungssaal – im Vergleich zum Bürgermeisterzimmer (vgl. Kapitel 5.4.3.) – modern gestaltet ist (seit 2010). Er wirkt weniger herrschaftlich, eher elegant. Die farbige Gestaltung beschränkt sich auf die Farben weiß (für Wände, Leuchten, Tischflächen und das Podest), silber bzw. hellgrau (für Wappen, Gewölbebögen, Tischbeine, Stuhlbeine und Leuchten) und schwarz (für Sitzflächen der Stühle der Mandatarinnen). Davon abweichend sind die Sitzflächen der Besucherinnenränge mit bunten Kissen belegt, d.h. können als weniger repräsentativ verstanden werden.

Die besondere Stellung des Bürgermeisters in diesem Raum wird durch seine Positionierung auf einem Podest markiert. Dort nimmt er bei Gemeinderatssitzungen (vgl. G1, G2) und bei Pressekonferenzen (vgl. B1) Platz. Sein Sitzplatz liegt hinter dem Stadtwappen der Stadt St. Pölten. Der Magistratsdirektor und die beiden Frauen sitzen hinter einer stilisierten EU-Flagge (12 Sterne im Kreis), dem Österreichische Wappen und dem Wappen des Landes Niederösterreich. Das Stadtwappen dient, wenn der Bürgermeister nicht dahinter sitzt – in Analogie zum „leeren Thron des Fürsten“ (vgl. Sander 2011: 46) – als Platzhalter für den „Herrscher“ (ebd.), also den Bürgermeister¹¹⁶. Wie bereits ausgeführt, produziert diese erhobene Sitzposition den Bürgermeister im Gemeinderat zum *head* der Räte und der Bürgerinnen. Im Fall der Pressekonferenzen dienen der Sitzungssaal und das Poster mit dem Rathauturm im Hin-

114 Diese Lesart der Zeichnung widerspricht dem Ansinnen des Chefredakteurs, der im Interview davon gesprochen hat, dass das Amtsblatt einen Beitrag zum „hauptstädtische[n] Selbstbewusstsein“ (IK: 9) leistet.

115 Der Sitzungssaal im Rathaus wurde im Zuge der Neugestaltung von Räumen und der Positionierung der Akteure im Gemeinderat bereits behandelt (vgl. Kapitel 5.2.). In Bezug auf seine repräsentative Funktion wird nun nochmals darauf eingegangen.

116 Der Bürgermeister ist damit durch diesen Platzhalter „Stadtwappen“ etwa bei der Generalversammlung des Tierschutzvereines im Sitzungssaal des Rathauses anwesend, was im Amtsblatt über eine nach der Versammlung aufgenommene Fotografie bezeugt wird (vgl. K5/12: 21).

tergrund als Zeichen, dass der Bürgermeister als Stellvertreter der Stadt – gezeigt durch das Wappen, hinter dem er sitzt, sprachlich ausgedrückt durch die Formel „wir als Stadt“ (B1: 2) – und als Vertreter des Magistrats – gezeigt über das Poster – spricht.

Im Sitzungssaal ist der Bürgermeister mit einem Amtszeichen (vgl. Ankert 1901: 111f.) ausgestattet, nämlich mit einer goldenen Glocke. Er läutet damit den Beginn der Gemeinderatsitzungen ein und ruft die Mandatarinnen im Bedarfsfall zur Ordnung (vgl. G1, G2). In der Geschäftsordnung des Gemeinderates ist diese Glocke nicht erwähnt (vgl. S4). In Zusammenhang mit Bürgerinnenversammlungen konnte Heinrich Ankert Nachweise für die Benutzung der Glocke als Ladungszeichen für das 13. und 14. Jahrhundert in Böhmen erbringen (vgl. Ankert 1901: 111), jedoch als „mittheilendes und berufendes Mittel“ (ebd.) und nicht direkt als Amtszeichen. Als solche benannte er die Gerichtshand, den Richterstab oder Kerbhölzer. Die Glocke wird im Märchen und in der Erzählforschung als „Warnzeichen und Wächter“ (Fischer 1987: 1290) interpretiert.

„Durch die Beimengung von Gold und Silber [...] erhält sei einen hellen, schönen Klang, der eine wunderbare Wirkung hat [...]. [I]m Volksglauben [... / gilt sie als] beseeltes und vernunftbegabtes Wesen [... /, sie kann] selbst Handlungen ausführen. Sie besitzt magische Kraft.“ (ebd.: 1290f.)

Die Glocke als Amtszeichen ist also mehr als einfach nur ein Hilfsmittel, mit dem der Bürgermeister sich über die Lautstärke des Klangs Gehör verschaffen kann (vgl. G1, G2). Durch ihre historische Verwendung als Symbol wird sie selbst zum Akteur, der selbst *vernünftig* ist und gleichsam die Hand des Bürgermeisters benutzt, um Ordnung wieder herzustellen. Das Gold der Glocke dient dazu, diesen Symbolwert noch zu steigern, denn

„Gold besitzt neben seinem Symbolwert auch handlungsbewegende und ästhetische Funktionen. Es initiiert die Handlung, indem es zwischen Held und jenseitiger Welt vermittelt.“ (Horn 1987: 1359)

D.h. nicht (nur) die Ratio des Bürgermeisters initiiert den Griff zur *Goldenen Glocke* als Mittel zur Ordnung zu rufen, sondern eine jenseitige Macht gibt dem *Herrscher* ein, wann er wie zu handeln hat.

5.4.3. Bürgermeisterzimmer im Rathaus

Vom Rathausplatz aus kann die Passantin, sofern die Fenster geöffnet sind, ins Bürgermeisterzimmer blicken und sieht dabei einen Kristallluster, der bereits eine Idee von der herrschaftlichen Ausstattung gibt, die das Bürgermeisterzimmer insgesamt auszeichnet (vgl. gIS: 1f.). Dieser Eindruck bestätigte sich auch bei meinem Aufenthalt in diesem Raum beim Interviewtermin mit dem Bürgermeister. Die Einrichtung dieses Raumes (vgl. Abb. „Bürgermeisterzimmer (Karl 2003)“) erinnerte mich dabei stark an die Ausstattung der Prunkräume in der Wiener Hofburg¹¹⁷, wobei diesen Eindruck vor allem die rosafarbenen Stofftapeten mit ihren Blumenornamenten, die dicken Teppiche, die schweren Holztische und Holzschränke,

117 Etwa an jene im „Kleinen Salon Elisabeths“, vgl. URL: http://www.hofburg-wien.at/typo3temp/static_images/kleiner-salon-02-web-26.jpg (12.02.2013).

der Kristallluster und die goldene Empire-Garnitur bewirkten. In dem Raum hängen über die Länge von zwei Seiten Gold gerahmte Portraits der ehemaligen St. Pöltner Bürgermeister, bekannt unter dem Namen „Bürgermeistergalerie“ (Karl/Pulle 2009: 137, vgl. Karl 2003: 68ff.). Die Stühle, die rund um den mächtigen Tisch stehen, wirken – aufgrund der ledernen Sitz- und Lehnflächen – eher ritterlich als herrschaftlich. Anlässlich meines Aufenthalts in diesem Zimmer, das abgesehen von den Portraits im Amtsblatt nur in Repräsentationszusammenhängen sichtbar wird, schien mir das Büro keine Arbeitsatmosphäre auszustrahlen. Es gab keine sichtbaren Unterlagen in Regalen, und nach meinem Besuch war ich mir nicht mehr sicher, ob auf dem großen Schreibtisch ein Computer gestanden hatte (gIS: 2) oder nicht. Seine Ausstattung zeugt also – im Gegensatz zu den meisten Abbildungen im Amtsblatt – nicht von hoher Tatkraft und intensivem Handeln (vgl. Kapitel 5.1.1.).

Wann dieses Zimmer derartig eingerichtet wurde, habe ich nicht recherchiert. Dass es von Beginn an (also seit dem Jahr 1503) derartig gestaltet war, ist jedoch eher unwahrscheinlich. Die goldene Garnitur trägt die Formensprache des frühen 19. Jahrhunderts. Ursprünglich ist das Gebäude von den Bürgerinnen der Stadt gekauft worden, um einen Platz für Versammlungen zu haben. Es drückt „in hohem Maße Bürgerstolz“ (Karl/Pulle 2009: 50) aus, was mit dem (heutigen) monarchistischen Ambiente nicht gut zusammen passt.

Das Bürgermeisterzimmer bildet mehrmals den Hintergrund für Portraitaufnahmen des Bürgermeisters und wird dort als Arbeitsraum inszeniert (vgl. K10/12: 3, K8/12: 3). Die Wiedererkennbarkeit des Raumes wird durch die Sichtbarkeit der rosafarbenen Tapete, von der zumindest immer ein Stück zu sehen ist, und dem Kristallluster (vgl. BK) gewährleistet.

Im Amtsblatt wird der Raum als Ort der Repräsentation (*representational space* / Lefebvre 1991) eingesetzt, d.h. als Raum, der symbolisch aufgeladen ist und an dem bestimmte Akteure empfangen werden: der türkische Generalkonsul auf seiner Tour durch die Bundesländer (K8/12: 2, SK: 8, vgl. IS: 5), Tages- und Pflegemütter und die von ihnen betreuten Kinder (K8/12: 2) sowie Kinder, die Preisträgerinnen in einem Musikwettbewerb waren (K7/12: 2). Der Bürgermeister steht in diesen Gruppenfotos hinten und ist durch seine Kleidung (Anzug und rote Krawatte) zu erkennen. Neben Empfängen finden im Bürgermeisterzimmer auch Ehrungen statt. In einem Fall wird dabei der Bürgermeister durch einen Vertreter der Wasserrettung als „verdiente Persönlichkeit[] und Gönner der Österreichischen Wasserrettung“ (K5/12:2) geehrt. In einem anderen Fall (K7/12: 4) halten drei Männer gemeinsam eine große, runde Plakette, die der Stadt vom Land verliehen wurde. Auch Unternehmerinnen wird die Ehre zuteil, den Bürgermeister im Bürgermeisterzimmer zu besuchen und dort fotografiert zu werden. Einmal empfängt der Bürgermeister die ehemaligen Betreiber eines Geschäfts am Rathausplatz und deren Nachfolger (K9/12: 15), wobei die Betreiber des Geschäftes für Wohnkultur, das in die Schreiner gasse (vgl. B2), und damit an eine weniger repräsentative Geschäftsadresse übersiedelt ist weniger elegant gekleidet sind und weiter vom Bürgermeister entfernt stehen als diejenigen, die ein neues Modegeschäft eben dort nun eröffnen.

5.4.4. Andere Orte

Nicht immer ist der Bürgermeister nur im Rathaus oder am Rathausplatz abgebildet. Auch das Stadtmuseum bzw. dessen Hof werden als Ort der Repräsentation genutzt, und zwar dann, wenn „[d]ie BürgermeisterInnen der NÖ Städte“ (K7/12: 4)¹¹⁸ sich in St. Pölten zu „einem Jour-fixe“ (ebd.) treffen. Neben der hier gegenderten Form der BürgermeisterInnen, die in der Fotografie alle männlich und zudem auch Verwaltungsbeamte sind (in der zweiten Reihe links steht der Magistratsdirektor von St. Pölten), fällt der Ort der Besprechung auf. Es sind weder das Rathaus noch das Bürgermeisterzimmer. Das Abrücken von dem Ort, der ansonsten für repräsentative Treffen verschiedener Art und mit verschiedenen Akteuren benutzt wird (s.o.), hängt möglicherweise mit einer anderen Merkwürdigkeit dieser Fotografie zusammen: Entgegen der Mehrzahl der Abbildungen trägt der Bürgermeister von St. Pölten in diesem Bild nicht, wie alle anderen Männer einen dezenten dunkelgrauen, -blauen oder schwarzen Anzug, sondern einen um einige Nuancen helleren und damit deutlich unterscheidbaren Blauen. Er inszeniert sich damit nicht als *primus inter primi*, sondern tritt bewusst aus der Reihe heraus. Die Vermutung, die ich an diesen Ortswechsel und die Änderung der Kleidungsgehnheiten anschließe ist die, dass das Bürgermeisterzimmer nur mit dem St. Pöltner Bürgermeister – und seiner Vorfahren (in Form der an den Wänden hängenden Bürgermeistergalerie) – verbunden werden soll und deshalb eine Abbildung anderer Bürgermeister in diesem Raum nicht möglich scheint. Diese Vermutung kann auch dadurch erhärtet werden, dass Fotografien im Amtsblatt, auf denen Bürgermeister anderer Gemeinden zu sehen sind, generell im Außenraum aufgenommen werden. Einmal stehen die Akteure in der Kläranlage (K8/12: 7), ein anderes Mal vor einem neuen Müllwagen (K6/12: 14).

Auch Landes- und Bundespolitikerinnen werden nicht im Rathaus mit dem Bürgermeister fotografiert, sondern an Orten, die zum Thema des Beitrags passen. So sieht die Leserin den Bürgermeister einmal auf einer Bank sitzen, die anlässlich des 30-Jahr-Jubiläums einer geschützten Werkstätte an eben diese übergeben wurde (K6/12: 40). Von wem die Bank stammt und welchem Zweck sie dient, wird aus dem Text nicht erkennbar, da es im Lauftext vor allem um die wirtschaftliche Leistung der geschützten Werkstätte geht. Im Bild sind sieben Personen zu sehen, von denen vier auf dieser Bank sitzen und drei im Hintergrund stehen. In der Bildunterschrift sind elf Personen genannt, ich kann die anderen abgebildeten Personen also nur teilweise (wenn ich sie von anderen Bildern kenne) identifizieren. Freude über die Bank-Übergabe ist im Gesicht des Bürgermeisters und zwei weiteren Personen zu erkennen, die anderen vier blicken eher zweifelnd als fröhlich. Drei der vier Sitzenden, darunter der Bürgermeister, haben ihre Hände auf den vor der Bank stehenden Tisch gelegt bzw. ergreifen die Tischplatte. Diese Geste deute ich als „Pantomime des Gestaltens“ (Strehle 1954: 132), d.h. als Zeichen für die Beständigkeit der Gabe (vgl. ebd.).

¹¹⁸ In einem Bericht über ein in Baden stattfindendes Treffen der niederösterreichischen Bürgermeister (K12/12: 12) hingegen, trägt der St. Pöltner Bürgermeister den von vielen anderen Fotografien bekannten dunkelgrauen Anzug und eine rote Krawatte. Der Badener Bürgermeister lässt die Bürgermeisterinnen der anderen Städte aber auch im Rathaus tagen.

Mit zwei Landespolitikerinnen besucht der Bürgermeister auch eine andere „Tagesstätte“ (K7/12: 19), mit der Bildungsministerin das Werk eines Sanitärartikel-Herstellers (K6/12: 11). Den Wissenschaftsminister führte er durch die Ausgrabungen am Domplatz (unweit des Rathauses), wobei das im Amtsblatt abgedruckte Foto entstanden ist (K10/12: 2). Die am 7. Juli eröffnete NV-Arena wird ebenfalls, mehrmals über die Sommermonate verteilt, im Amtsblatt als Fotohintergrund gezeigt. Zweimal kommt sie ins Bild, weil die Stadt anscheinend unmittelbar davor einen Skatepark anlegen lässt, was zu der im Masterplan vorgesehenen Konzentration der Sportstätten in diesem Stadtteil beiträgt (vgl. IK: 10, K7/12: 9, K9/12: 25). In der NV-Arena ist der Bürgermeister dabei zu sehen, wie er gemeinsam mit einer Landesrätin aus Niederösterreich selbst Hand anlegt, um die Bauarbeiten rechtzeitig abzuschließen. Nicht ins Bild kommt der Bürgermeister dann bei der Eröffnung des Stadions. Dort wird er nur zitiert, und zwar in einer stellvertretenden Funktion, denn:

Er „sprach aus, was sich wohl viele Zuschauer dachten: ‘Das Ziel muss wieder sein, dass St. Pölten in der ersten Liga eine Mannschaft hat’.“ (K9/12: 23)

5.5. Körpereinsatz

„Der Körper ist nie nur ‘Text’ (Hahn 1988)¹¹⁹; er kann aber als ‘Textur’ angesehen werden, in der Materialien und kulturelle Bedeutungen in spezifischer Weise zu einem Bedeutungsgewebe verknüpft sind, das eine Oberfläche besitzt, die z.B. gefühlt oder mit dem Auge abgelesen werden kann. Der Körper ist also untrennbar Medium und Code.“ (Hahn 2002: 297)

5.5.1. Diskursive Authentizität

Der Bürgermeister *spricht* in seinem Vorwort, das in jeder Ausgabe des *St. Pölten Konkret* auf Seite 3 abgedruckt ist, scheinbar direkt zu den Bürgerinnen. Er äußert seine Gedanken, Sorgen, Bedenken, Erwartungen, Verständnis oder gibt Ratschläge zum Leitthema der jeweiligen Ausgabe. Scheinbar deshalb, weil das Vorwort nicht vom Bürgermeister selbst, sondern vom Medienservice geschrieben wird (vgl. FK: 5), wiewohl der Bürgermeister den Text autorisiert (vgl. IK: 1). Die Leserinnen werden von ihm mit der Anrede „Liebe St. Pölnnerin, Lieber St. Pölnner“ bzw. in den Bezirksausgaben auch als „geschätzte Bürgerinnen und Bürger im Bezirk St. Pölten“ (vgl. K7/12: 3) adressiert.

Der Bürgermeister begreift sich dabei als Teil eines „Wir/Uns“, das einmal die Gesamtheit der St. Pölnnerinnen (oder auch niederösterreichischen) Bürgerinnen meint: „Wir erleben eine Zeit der rasanten Entwicklung unserer Stadt“ (K9/12: 3). Oder „In unserer Stadt schießen nach wie vor die Baukräne wie Schwammerl aus dem Boden. [...] Nach der Ansiedlung aller wichtigen Institutionen, [sic!] werden nun Projekte zur Weiterentwicklung unserer Hauptstadt umgesetzt“ (K6/12: 3). In anderen Fällen meint dieses „Wir/Uns“ die Stadtpolitik bzw. Politikerinnen insgesamt: „Es heißt oft, PolitikerInnen denken heutzutage kurzfristig und nur

119 zitiert nach: Alois Hahn (1988): Kann der Körper ehrlich sein? In: Hans Ulrich Gumprecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt/M., S. 666-679.

bis zur nächsten Wahl. Unsere Anstrengungen um den TÜPL belegen das Gegenteil“ (ebd.).

Am Ende des Vorwortes, im letzten Absatz wird (fast) immer strategisch das Wort „Ich“ eingesetzt, direkt über der Unterschrift des Bürgermeisters. Dies drückt nochmals den persönlichen Einsatz für die Bürgerinnen bzw. das Thema aus:

„Dafür setze ich mich ein.“ (ebd.)

„Mir geht es nicht um eine Neiddebatte, sondern um eine gerechtere Verteilung der Budgetmittel.“ (K10/12: 3)

„Ich bin zuversichtlich, dass wir gemeinsam auch jene Projekte umsetzen werden, die noch auf unserer Agenda bis 2020 stehen.“ (K6/12: 3)

In zwei Vorworten kommt das „Ich“ mehrmals vor: Einmal reagiert der Bürgermeister auf den Bericht einer „großformatigen Tageszeitung“ (K8/12: 3):

„Ich sehe mich daher veranlasst, die Sachlage richtigzustellen. [...] Ich sehe darin eine Ungleichbehandlung der St. PöltnerInnen. [...] Ich wurde im vergangenen Jahr mit 56,76% wiedergewählt, um die Interessen der St. Pöltnerinnen zu vertreten. Und genau das tue ich auch in diesem Fall.“ (K8/12: 3)

In einer anderen Ausgabe (K7/12) ist das Vorwort *sommerlich frisch* gehalten:

„Und der Sommer 2012 wird besonders heiß! Ich kann natürlich nicht vorhersagen, ob das aus meteorologischer Sicht zutreffen wird. [...] Ich kenne keine andere Stadt mit rund 57.000 Einwohnern, die über drei Bühnen verfügt.“ (K7/12: 3)

Im letzten Fall wird mit dem „ich“ versucht, Bürgernähe herzustellen, indem der Bürgermeister auch nicht weiß, wie das Wetter in diesem Sommer wird. Im ersten Fall geht es darum, persönlich für den Ankauf des TÜPL ein- und aufzutreten (vgl. B1).

Um diese persönlichen Worte neben dem darüber abgedruckten Portraitfoto noch stärker zu authentifizieren, ist am Ende jeder Seite 3 noch die Unterschrift des Bürgermeisters abgedruckt, darunter sein Name und seine Amtsbezeichnung: „Mag. Markus Steiner, Bürgermeister der Landeshauptstadt St. Pölten“ (vgl. 5/12: 3). Die Autorisierung und Authentifizierung des Vorwortes durch Körper, Unterschrift, Name und Titel des Bürgermeisters ist in mehrfacher Weise nicht echt und themenbezogen: Das Portraitfoto ist bis zu zwei Jahre alt und zumeist in einem Pressefotoshooting, d.h. in einem anderen Zusammenhang entstanden (vgl. Pressefotos auf der Homepage). Es wird mehrfach reproduziert bzw. kann überhaupt nur deshalb mehrfach und multifunktional eingesetzt werden. Auch die Unterschrift ist – verständlicherweise – nicht original, sondern gedruckt. Im Vorwort werden die tatsächlich hinter dem Text stehenden Akteure verschleiert, sichtbar ist der Bürgermeister als scheinbarer Autor¹²⁰. Da das Vorwort um das Schwerpunkt- bzw. Titelthema der jeweiligen Ausgabe kreist, vermute ich, dass durch diese Inszenierung den „Leitthemen der Stadt“ (IK: 2), die von Bürgermeister und Verwaltung vorgegeben werden (vgl. ebd.) zusätzliches Gewicht verliehen werden soll.

120 Diese Verschleierung der Akteure lässt sich auch daran beobachten, dass die redaktionellen Artikel – mit Ausnahme der Kolumnen – nicht namentlich gekennzeichnet sind.

Weil es – für alle sichtbar – wichtig genug ist, um von *höchster Stelle* (scheinbar) persönlich behandelt zu werden.

5.5.2. Die Person als Vertreterin des Amtes

Dem bisher Beschriebenen nach zu schließen, braucht der Bürgermeister, um handlungsfähig und tatkräftig zu sein bzw. zu erscheinen, die partnerschaftliche Unterstützung und die Zusammenarbeit mit verschiedenen Akteuren aus der Bundes- und Landespolitik, der Stadtverwaltung, der Wirtschaft und der in Vereinen engagierten Bürgerinnen (K8/12: 32, K10/12: 2). Die Stadtverwaltung, so Steiner im Interview, sei in einer „größeren Stadt“ (IS: 8) wie St. Pölten leistungsfähiger und kompetenter, was es dem Bürgermeister einer Stadt wie St. Pölten ermögliche, „Konzepte zu entwickeln, die ein Bürgermeister mit dem Gemeindesekretär oder Stadtamtsdirektor in der Form gar nicht machen kann, weil er ja die Leute gar nicht zur Verfügung hat“ (ebd.). Andererseits könne der Bürgermeister einer „kleineren bis mittleren Stadt“ (IS: 8) – wie St. Pölten – „wirklich sehr viel noch entscheiden, mitbestimmen [...]. Was Sie in anderen politischen Funktionen in der Form ganz sicher nicht können. [...] Und überhaupt, wenn Sie über Mehrheiten verfügen“ (IS: 8). Der Bürgermeister, so Steiner weiter hätte dabei weitaus größere Gestaltungsmöglichkeiten als ein Abgeordneter „egal auf welcher Ebene“ (ebd.).

Auch die Nähe zur Bevölkerung wird vom Bürgermeister in Verbindung zur Stadtgröße gesetzt, wenn er im Interview davon erzählt, dass St. Pölten eine Größe habe, wo die Bevölkerung den Bürgermeister noch kenne und ihn im öffentlichen Raum auch entsprechend grüße (vgl. IS: 7)..

Kontakt zur Bevölkerung als Voraussetzung für Handlungsfähigkeit

Den Kontakt zur Bevölkerung beschreibt der Bürgermeister im Interview mehrmals als Voraussetzung für seine Handlungsfähigkeit (IS: 5, 8f.). Er verbindet diese Beziehung mit dem Begriff der „Bodenhaftung“ (IS: 5), die „man nie verlieren soll“ (ebd.). Diese Beziehung wird von Seiten des Bürgermeisters etwa durch Besuche bei Vereins- oder Firmenjubiläen und Gratulationen aufrechterhalten:

„Ich muss ganz ehrlich sagen, ich möchte diese Kontakte – ob das jetzt Vereine oder Institutionen sind, oder auch Gratulationen – nicht missen. Weil man ist bei der Bevölkerung, man kriegt dort Dinge mit, die Sie, wenn Sie hier herinnen sitzen im Amtszimmer und am Schreibtisch und zugedeckt sind mit Arbeit, nicht mitkriegen. Wenn Sie bei diesen Terminen sind, dann spricht einen die Bevölkerung an: Die Entscheidung passt. Die hat eher nicht so gepasst. Da gibt es Probleme. Da muss man nachjustieren. Ich notiere mir diese Dinge dann. Man hat das Ohr dann bei der Bevölkerung.“ (IS: 5)

Auch die Sprechstunde des Bürgermeisters, für die sich die Bürgerinnen im Sekretariat anmelden müssen¹²¹, hilft ihm, „direkt nachvollziehen, was so die Hauptprobleme gesellschaft-

121 Die Termine und die Kontaktdaten dafür sind auf der Homepage der Stadt zu erfahren, URL: <http://www>.

lich gerade sind“ (IS: 9). Er merkt dadurch

„wirtschaftliche Veränderungen, wenn der Arbeitsmarkt kritisch wird oder solche Dinge, [...]weil dann hat man automatisch viel mehr Leute [...]. Wenn die Wohnungen teuer sind, wenn der Wohnungs- und der Mietpreis anziehen, dann haben sie sofort Leute in der Sprechstunde, die sagen, ich kann mir meine 80 Quadratmeter-Wohnung nicht mehr leisten. Ich muss zurück auf 50. Also Sie haben da die direkte Rückkopplung von dem, was auch an sozialen Problemen in der eigenen Stadt [...] gegeben ist.“ (IS: 9)

Diese Macht der Bevölkerung¹²², Einfluss auf die Politik und die Themen und Entscheidungen zu nehmen schreibt auch der Chefredakteur seinen Leserinnen zu, wenn er sagt, dass Anregungen, die Leserinnen an das Medienservice herantragen in der Redaktionssitzung einfließen und dann auch meistens umgesetzt werden (vgl. IK: 11).

Keine persönlichen Eigenschaften

In den Erzählungen seines Lebens und seiner politischen Karriere fällt mir auf, dass der Bürgermeister die Geschichte in weiten Teilen als eine erzählt, in der er gebeten wurde, Aufgaben und Ämter zu übernehmen. So erzählt Steiner von Anfragen, die folgendermaßen klingen:

„Herr Bürgermeister, es wäre für uns eine Ehre, wenn Sie das machen würden.“ (IS: 4)

„Wir wollen Sie unbedingt in dieser Funktion haben.“ (ebd.)

Ich interpretiere dies einerseits als Zeichen von Eitelkeit, weil sich die Person nicht als aktiv bewerbend, sondern umworben darstellt. Der Umgebung/den Erwählenden fällt die Person aufgrund ihrer Fähigkeiten, Klugheit etc. auf und wird von ihnen gebeten, eine bestimmte Position zu bekleiden. Dieser Topos ähnelt einer Brautwahl, wo die Braut passiv bleibt.

Es erfolgt damit eine Verschleierung der – vermutlich auch vorhandenen¹²³ – egoistischen Motive, die der Annahme eines solchen Amtsübernahmeangebotes auch zugrunde liegen. Die Erzählung lautet nicht: Ich habe eine Vision, ich habe eine Idee, ich habe einen Plan, sondern:

„Ich wäre sein Wunschkandidat.“ (IS: 2)

Die Annahme einer Funktion, eines Amtes wird von Steiner auch als eine Art *Sachzwang* erzählt, etwa wenn er seine Positionen im Städtebund beschreibt und sagt: „man kann dann auch nicht sagen – wenn man sich ein gewisses Know-how zugelegt hat – nein, jetzt mache ich das nicht“ (IS: 5). Das Vertrauen, das die Person für das Amt legitimiert (vgl. Sievers 2010 bzw. Kapitel 2.1), kommt hier von anderen Personen, die dem Bürgermeister (schon früher) Vertrauen entgegengebracht haben. So erzählt er, dass er über den (bekannten) niederösterreichischen Historiker

„Dr. Meier, der damals Kulturamtsleiter war [...] als lebende Subvention zur Stadt Melk gekommen [ist]. Und von dort haben mich die St. Pöltner abgeworben, weil ich offen-

st-poelten.gv.at/Content.Node/buergerservice/politik/sprechstunden.php (8.1.2013)

¹²² vgl. hierzu die Verbindungen zur Lösung von Einzelfällen und dem Amtsverständnis in Kapitel 5.3.2.

¹²³ Diese egoistischen Motive bringt der Bürgermeister zur Sprache, wenn er auf sein eher niedriges Alter (vgl. IS: 2) und seine Unerfahrenheit in der Kommunalpolitik (ebd.) hinweist.

sichtlich aufgefallen bin - und natürlich: geborener St. Pöltner. So bin ich stellvertretender Abteilungsleiter für die Bereiche Öffentlichkeitsarbeit, internationale Kontakte und Tourismus in St. Pölten geworden.“ (ebd.)

Seine „politische Einstellung“ (ebd.) habe er durch seine Diplomarbeit an der Universität im Fach Geschichte gefunden, als er über „die politische Auseinandersetzung in den Medien zwischen Christlich-Sozialen und Sozialdemokraten in der Zwischenkriegszeit geschrieben“ (ebd.) hat. Geprägt wurde sein politisches Verständnis auch durch sein „Elternhaus“ (ebd.) und die „Kreisky-Ära“ (ebd.), womit er die „Schulbuchaktion und all diese Dinge“ (ebd.) meint.

Dass das *Vertrauen* ein zentraler Topos der Präsentation eines Politikers ist, kann auch durch das Verhalten der Opposition bei einer Gemeinderatssitzung gezeigt werden. In einer Diskussion über die – nach dem Willen der SPÖ neu mit dem Land auszuverhandelnden – Standortabgabe für das Landeskrankenhaus spricht ein ÖVP-Stadtrat dem Bürgermeister das Vertrauen ab und sieht einen drohenden politischen Schaden für die Stadt, wenn tatsächlich die beabsichtigte Klage eingebracht wird. Der Stadtrat bezweifelt mehrmals die Glaubwürdigkeit des Bürgermeisters, weil dieser einen Vertrag ausgehandelt und unterzeichnet hat, gegen den er jetzt klagen will (vgl. G1: 4). Besonders schwer scheint in der Argumentation des Stadtrats zu wiegen, dass dieser Vertrag eine der ersten Amtshandlungen war, die der derzeit regierende Bürgermeister nach seiner Amtsübernahme getätigt hat (vgl. ebd.). Der Bürgermeister wird damit von der Opposition als von Anfang an nicht vertrauenswürdig dargestellt. Zum selben Thema, nämlich dem Landeskrankenhaus, wird auch in der folgenden Sitzung durch den Kontrollausschuss des Gemeinderates das Vertrauen in den Bürgermeister in Zweifel gezogen. Er hätte, so der Vorwurf, die Übergabe des Krankenhauses an das Land verzögert und damit der Stadt einen finanziellen Schaden zugefügt. Der berichtende Vertreter des Kontrollausschusses benutzt für diese vermeintlichen Verfehlungen die Begriffe „Sündenfall“ und bezeichnet die Kosten als „Kopfgeld“ (vgl. G2: 3).

5.5.3. Der Körper als begrenzendes Medium - keine Zeit, Unruhe, Flüchtigkeit

Dass die Zurschaustellung von „Unruhe“ (Pfadenhauer 2002) als ein Zeichen von Macht interpretiert werden kann, habe ich bereits anhand der Interviewsituation in *Kapitel 5.2.3.* gezeigt. Ähnliche Zeichen von Unruhe, vom Wunsch oder der Notwendigkeit eigentlich schon wieder weg, beim nächsten Termin oder sonst wo zu sein, trafen jedoch nicht nur mich in der direkten Begegnung, sondern sind auch in mehreren Fotografien festgehalten.

Anlässlich des Zubaus zu einer „Tagesheimstätte für Behinderte“ (K7/12: 19) besuchte der Bürgermeister gemeinsam mit einer Landtagsabgeordneten und der Landesrätin für Soziales, Arbeit und Familie die Baustelle. Auf dem Foto ist neben diesen drei Personen auch die Leiterin der Institution abgebildet. Sie steht rechts im Bild und trägt ein weißes Shirt, eine Jeansjacke und eine dunkle Jean. Sie steht seitlich zur Betrachterin, hat ihren Kopf nach links gedreht, um in die Kamera blicken zu können. Ihre Hände sind zu Fäusten geschlossen. Sie

wirkt damit angespannt. Anders die Haltung des Bürgermeisters. Er steht rechts von ihr, hat das Gewicht auf sein linkes Bein verlagert, das rechte Bein bleibt unbelastet, die linke Hand steckt in der Hosentasche. Das „Indietaschestecken der Hände“ (Strehle 1954: 130) bedeutet „Desinteressement“ (ebd.). Die Art des Stehens – Strehle nennt sie „Standbein-Spielbeinstellung“ (ebd.: 143), Peter Collett „Strebewerk-Haltung“ (Collett 2004: 127) – gibt

„den Anschein einer bequemen Stehweise, bei der ein Bein ausruht, während das andere die Körperlast trägt. In Wirklichkeit zeigt sie jedoch – wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit dem Akt des Gehens –, dass sich der Betreffende eigentlich gern entfernen würde. [...] Auch wenn das andere Bein nicht wirklich den Schritt tut, zeigt die Tatsache, dass es immerhin jederzeit möglich wäre, dass diese Haltung in Wirklichkeit eine verkappte Vorbereitung des Abgangs ist.“ (ebd.)

Zugleich erschafft der Bürgermeister mit dieser Gewichtsverlagerung eine Zweiteilung der Personen auf dem Bild. Er selbst steht dadurch näher an der Leiterin und in größerem Abstand zu den beiden Landespolitikerinnen, was sich auch in der Mimik spiegelt. Das Bild erzählt damit nicht unmittelbar das, was die Bildunterschrift behauptet, nämlich, dass sich die drei „freuen [...] über die Baufortschritte der neuen Räumlichkeiten“ (K7/12: 19). Jedenfalls nicht gemeinsam und gleichermaßen.

Anlässlich der Dachgleiche der Versicherungs-Landesdirektion (vgl. K8/12: 13) ist der Bürgermeister in einer neunköpfigen, männlich dominierten Gruppe fotografiert worden. Er steht dabei schräg zwischen einer als „Lehrling“ bezeichneten Person und dem „Landesdirektor“ (ebd.). (Ich nehme an: der Versicherung.) Das Gewicht hat er auf das hintere Bein verlagert, was es ihm wie beschrieben, jederzeit erlaubt, einen Schritt nach vorne zu gehen, um sich aus der Gruppe zu lösen. Dies kann bedeuten, dass der Bürgermeister schon beim nächsten Termin sein sollte oder sich gerade noch durch die Verlagerung des Gewichts nach hinten in die Reihe gestellt hat, der er sich nicht zugehörig fühlt.

Damit diese Flüchtigkeit der Anwesenheit nicht als *Unhöflichkeit* ausgelegt wird, wendet der Bürgermeister rhetorische Strategien an, die diese Flüchtigkeit legitimieren. Im Interview sprach er davon, dass er immer, wenn er im öffentlichen Raum unterwegs ist, eine öffentliche Person ist und keine private „selbst, wenn man auf Urlaub ins Ausland fährt“ (IS: 3). Diese permanente Verfügbarkeit für die Anliegen und Probleme der Bevölkerung weist den Bürgermeister als jemanden aus, der keine persönliche Identität, sondern nur eine soziale hat (vgl. Hahn 2022: 283). Sie kann auch als Darstellung von Eitelkeit interpretiert werden. Vor allem, wenn er in der Folge auf das ihm entgegengebrachte Lob der Bürgerinnen¹²⁴ hinweist und von Gratulanten erzählt, die „sagen, wie froh sie sind, dass [man/er] in der Funktion ist“ (ebd.).

Es *adelt* den politischen Funktionär in dieser Art der Erzählung, niemals eine Privatperson zu sein, sondern permanent das Amt zu bekleiden und sich andauernd ausschließlich um das *Volk* und nicht um sich selbst zu kümmern. Diese Strategie wendet er auch in einer Gemeinderatssitzung an, in der er darauf hinweist, dass er jährlich 3.000 Termine habe und deshalb nicht jederzeit Parteiengespräche führen könne (vgl. G2: 5). Dies widerspricht allerdings dem vorhin ausgeführten Bescheidenheits-Topos. Auflösbar ist dieser Widerspruch damit, dass

124 Ein Lob, von dem der Chefredakteur im Interview sagt: „Lob kriegt man heutzutage eh keines“ (IK: 11).

Eitelkeit als etwas beschrieben wird, das aus dem Lob der Bevölkerung kommt. Bescheidenheit hingegen wird als persönliche Eigenschaft dargestellt, indem der (unbedarfte) Historiker gar nicht weiß, wie ihm geschieht, wenn er binnen kürzester Zeit vom einfachen Magistratsbediensteten zum Bürgermeister befördert wird.

An anderer Stelle wird der Körper des Bürgermeisters nicht in seiner Begrenzung, sondern als Platzhalter für zukünftige Entwicklungen eingesetzt. In einem Portraitbild auf Seite 3 des Amtsblattes (K5/12: 3) ist der Körper in der gedachten Verlängerung einer Reihe von Windrädern positioniert (vgl. BK: 4) und wird zum Platzhalter für *Zukunft* (vgl. Kapitel 5.7.3.).

5.6. Stellung in Bezug zu anderen Akteurinnen

5.6.1. Partnerschaftliche Einigungen

Dass Politik und Verwaltung der Stadt Konzepte beschließen und diese dann auch umsetzen, erzählte mir der Chefredakteur bezüglich der Umsetzung des Masterplans für die Stadtentwicklung (IK: 10). In einer Gemeinderatssitzung berichtete der Bürgermeister – nachdem eine Mandatarin der Opposition sich beklagt hatte, dass ausgerechnet die EVN¹²⁵ als Partner für das Energiekonzept gewählt wurde –, dass zum einen die EVN immer ein guter und kompetenter Partner gewesen sei und dass die Stadt bereits massiv in erneuerbare Energie und vor allem in den Bau von Windparks investiert habe (G2: 5f.).

Dieser Topos der partnerschaftlichen Einigung bei der Errichtung von Neubauten kommt auch im Amtsblatt vor. Der Bürgermeister ist dabei als Sprecher (auch in indirekter Rede) oder bildlich als jemand, der einen Plan oder andere Dinge hochhält, dargestellt. So berichtet ein Artikel in Ausgabe 06/2012 von der Einigung zwischen der Stadt St. Pölten und dem Land Niederösterreich, d.h. – wie bildlich festgehalten ist – zwischen Bürgermeister Steiner und Landeshauptmann Priel über den Bau einer neuen Brücke (K6/12: 5). Weitere Beispiele betreffen städtische Einrichtungen oder stadtnahe Betriebe, wo der Bürgermeister Neuerungen präsentieren darf. Dazu zähle ich

- die Präsentation des Rechnungsabschlusses 2011, gemeinsam mit einem Magistratsbediensteten (K9/12: 5),
- des Konzeptes des Büro für Diversität, gemeinsam mit einer Stadträtin und Magistratsbediensteten (K8/12: 6),
- von Umbauplänen der FH St. Pölten, gemeinsam mit der Geschäftsführung der FH (K10/12: 22) oder
- die Vorstellung einer neuen Strategie der FH bezüglich Vernetzung zwischen Bildung und Wirtschaft, gemeinsam mit der FH-Leitung und dem Geschäftsführer eines Unternehmens (K6/12: 17).

¹²⁵ Die EVN ist ein international agierendes börsennotiertes Energieversorgungsunternehmen, das aus der ehemaligen niederösterreichischen Landesenergieversorgung (NEWAG) hervorgegangen ist und vermutlich nach wie vor der größte Energielieferant in diesem Bundesland ist. Für die Grünen ist sie damit prinzipiell nicht vertrauenswürdig und ein Erzfeind.

Kooperationen mit Unternehmerinnen bzw. nicht-staatlichen Einrichtungen werden ebenfalls über Bilder an die Bürgerinnen vermittelt. So etwa die Einigung mit „Siemens-Direktoren“ über eine Kooperation zwischen Stadt und Unternehmen (K9/12: 15) oder die bereits erwähnte Gleichfeier der Versicherungs-Landesdirektion (K8/12: 13). Einmal wird auch eine Rede des Bürgermeisters (zusätzlich zum Bild) wiedergegeben, wenn davon berichtet wird, dass er Baupläne für Einrichtungen für betreutes Wohnen gemeinsam mit dem Baumeister „präsentiert“ (K8/12: 12).

5.6.2. Nähe durch Emotionen darstellen

Weniger sachlich als in den bisher genannten Texten und mit einer emotionalen Tönung versehen „freut sich“ der Bürgermeister über die erste Geschäftseröffnung im NV-Center (K5/12: 14), über die nahende Fertigstellung des Fußballstadions „NV-Arena“ (K6/12: 21), den neuen Standort für die Arbeiterkammer (K5/12: 11) und über den Baufortschritt für eine Tagesheimstätte gemeinsam mit einer Landesrätin und der Leiterin (K7/12: 19). Er „freut“ sich außerdem darüber, Jugendlichen günstigere Tickets für ein Festival anbieten zu können, wenn sie die konsumfördernde „citySUPAcad“ (K8/12: 4) besitzen. Der Bürgermeister ist darauf mit zwei weiteren Personen abgebildet, deren Identität weder im Text noch in der Bildunterschrift geklärt werden, womit der (genannte) Bürgermeister zur zentralen Figur der Geschichte gemacht wird. Durch die Betonung von (zumeist positiven) Emotionen werden Authentizität und Nähe zu den Bürgerinnen dargestellt (vgl. Schneider 2006).

5.6.3. Gleiche Positionierung in Gruppen

Auf einem Bild, welches im Außenraum – vermutlich auf einem Balkon – aufgenommen wurde, steht der Bürgermeister neben einer Mitarbeiterin von *ecopoint*, der Wirtschaftsagentur der Stadt St. Pölten, und einem als „Eigentümer“ (K10/12: 25) bezeichneten Mann. Alle drei sind benannt und von der Kleidung her ähnlich. Die Mitarbeiterin von *ecopoint* und der Bürgermeister stehen nahe zusammen in der linken Bildhälfte. Beide halten Infobroschüren der Stadt St. Pölten¹²⁶ in der Hand. Die Haltung der beiden wirkt dynamisch, was den Bürgermeister tatkräftig erscheinen lässt, obwohl aus dem Bericht nicht ersichtlich wird, welchen Anteil er und *ecopoint* an der Sanierung des Gebäudes hatten.

In einem anderen Bild (K5/12: 4) hält der Bürgermeister ein Windrad-Modell. Der Bürgermeister ist rechts im Bild, eine zweite Person – ein Unternehmer, dessen Position in Bezug auf das Windrad und die Windenergieinitiative in St. Pölten im Text des Artikels und der Bildunterschrift ungeklärt bleibt – links. Er ist in seiner Haltung zu jener des Bürgermeisters gespiegelt. Die beiden Personen erscheinen durch diese Spiegelung gleichberechtigt im Bild, auch wenn der Unternehmer eine halben Kopf kleiner ist als der Bürgermeister.

¹²⁶ Dies ist in der Abbildung nicht sehr deutlich zu erkennen. Aufgrund der darin vorkommenden „Stadtfarben“ (vgl. dazu auch Layout der Homepage oder Transparent bei Pressekonferenzen) liegt die Vermutung jedoch nahe.

Kinder

Auf mehreren Fotografien ist der Bürgermeister mit Kindern abgebildet¹²⁷. Dabei fällt auf, dass er versucht, Nähe zu den Kindern herzustellen; sei es dadurch, dass er sich mit ihnen auf eine Höhe begibt – z.B. anlässlich der Übergabe von EDV-Equipment an einen Kindergarten (K8/12: 16) bzw. eines Turngeräts an eine Schule (K5/12: 9) oder der Präsentation des Sommerferienprogramms (K7/12: 40) – oder überhaupt Körperkontakt mit ihnen herstellt – etwa anlässlich eines neuen Spielgerätes (K9/12: 4). Bei der Übergabe des Spielgeräts steht der Bürgermeister in der Mitte einer Gruppe Erwachsener (Eltern) und Kinder, er hält ein Kind im Arm und lehnt an einer Rutsche. Die im Bild anwesenden Kinder sind in der Bildunterschrift genannt, allerdings nur bei ihren Vornamen. Die Kinder wirken im Umgang mit der Kamera geübt und zu wissen, was von ihnen erwartet wird, nämlich der gerade Blick in die Kamera. Die Kinder stehen dicht am Bürgermeister, zeigen also keinerlei Scheu vor dem Stadtoberhaupt. Bei der Verleihung eines Umweltpreises an Schulkinder steht der Bürgermeister hingegen in der letzten Reihe der größeren Gruppe in erhöhter Position, wobei die Kinder in mehreren Reihen aufsteigend abgebildet sind (K8/12: 14).

In Gruppenfotos steht der Bürgermeister also gleichberechtigt bzw. in ähnlicher Position und Haltung wie Unternehmerinnen (vgl. auch den Topos *Spatenstiche* in *Kapitel 5.7.*), Mitarbeiterinnen des Magistrats oder stadtnaher/-eigener Betriebe, sowie nahe an Kindern.

Jugendliche

Auch mit Jugendlichen versucht sich der Bürgermeister immer wieder auf eine Ebene zu begeben. Zwei Fotografien zeigen den Bürgermeister bei der Präsentation des „neuen Skateparks“ (K7/12: 9 und K9/12: 25) in einer Gruppe Jugendlicher (mit Skateboards) und erwachsener Männer. Das Foto in Ausgabe 09/2012 zeigt im Hintergrund einen Teil des „neuen Stadion[s]“ (K9/12: 25), davor eine asphaltierte Fläche. Der Bürgermeister hockerlt – mit Jeans und blauer Windjacke, also *leger* gekleidet – auf einem Podest, das mit Holzplanken belegt sein könnte. Neben ihm sitzen bzw. knien zwei Jugendliche, ein weiterer steht daneben, ein hochgeklapptes Skateboard unter den Füßen. Diese Haltung lässt mich darauf schließen, dass das Podest bereits Teil des „neuen Skatepark[s]“ (K9/12: 25) sein könnte. Im Hintergrund stehen, teilweise auf dem Podest, teilweise weiter unten (am Boden), drei weitere Männer. Von diesen trägt einer Hemd, einer Sakko und einer eine sportlich wirkende Jacke. Trotzdem die Köpfe auf dem Bild recht klein abgedruckt sind – es handelt sich um eine Panoramaaufnahme, das Bild ist etwa drei Zentimeter hoch –, ist zu erkennen, dass der Bürgermeister breit lächelt. Die Jugendlichen scheinen zwar fröhlich, jedoch kann ich kein eindeutiges Lächeln auf ihren Gesichtern erkennen. Der Stadtgartenamtsleiter und der Sportreferent lächeln ebenfalls, der dritte Mann in Sportjacke nicht.

Der Bürgermeister begibt sich hier auf eine Ebene mit den Jugendlichen und hat durch diese Nähe Abstand zu den Magistratsbediensteten. Auch durch seine Kleidung drückt er eine größere Nähe zu den Jugendlichen aus, zudem beweist er eine gewisse Sportlichkeit, weil er mit

127 vgl. auch die Abbildungen K11/11: 13 und K4/12: 45

einem Knie auf dem Podest kniet, das andere aufgestellt hat und sich mit seinem Ellenbogen darauf stützt. Ebenfalls in Verbindung mit der *Sparkasse* ist der Bürgermeister in einer Gruppe von Kindern auf einem Fußballplatz abgebildet, es handelt sich dabei um eine Werbung (vgl. den Topos der Instrumentalisierung in Kapitel 5.1.2.). Der Bürgermeister trägt seine Anzugjacke lässig über die Schultern gehängt. Interessant ist, dass trotz dieser immer wieder hergestellten Nähe zu Jugendlichen der Bürgermeister nicht in den Jugendseiten des Amtsblattes vertreten ist, sind dies doch jene Seiten, die laut Chefredakteur von den Jugendlichen am ehesten gelesen werden (vgl. IK: 11).

5.6.4. Abstand

zu jugendlichen Lehrlingen

Nicht gelungen ist die Nähe zu Jugendlichen bei einem Besuch im Werk eines Sanitärartikelherstellers gemeinsam mit der Bildungsministerin (K6/12: 11). Grund dieses Besuches, so gibt der Lauftext Auskunft, ist es, „sich über die Lehrlingsausbildung [...] zu informieren“ (K6/12: 11). Neben dem Bürgermeister (links außen) und der Ministerin (Mitte links) sind auch ein Firmenvertreter (Mitte) und drei Lehrlinge (Mitte rechts) auf dem Bild zu sehen. Die Lehrlinge stehen dabei im Gegensatz zu den drei anderen Personen gruppiert, d.h. sie verdecken sich gegenseitig. Am rechten Bildrand steht ein weiterer Mann (in Sakko), dessen Funktion in der Bildunterschrift nicht benannt wird (vgl. ebd.). Ein Firmenvertreter steht zwischen der Ministerin und dem Bürgermeister auf der einen und den Lehrlingen auf der anderen Seite. Zwei männliche Lehrlinge tragen Arbeitshose und T-Shirt, der weibliche Lehrling eine gemusterte Bluse und eine Weste. Sie wirkt nicht, als wäre sie Lehrling in der Produktion, da ihre Kleidung von jener der beiden anderen abweicht.

Es gibt aufgrund der Stellung eine Zweiteilung im Bild, die durch die Mimik der Abgebildeten noch verstärkt wird. So zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen Bürgermeister, Ministerin und Firmenvertreter – sie alle blicken frontal in die Kamera und lächeln – und den Lehrlingen. Die beiden männlichen Lehrlinge sehen etwas verloren aus, sie lächeln nicht, der eine (hinten stehende) scheint sogar aus dem Bild hinaus zu blicken, was nach Beck als Zeichen für „Vermeidung“ (Beck 2011: 39) gedeutet werden kann. Der weibliche Lehrling hat zwar die Mundwinkel nach oben und hinten gezogen, zeigt also ein Lächeln, das jedoch in Zusammenschau mit der Körperhaltung – sie wirkt sehr angespannt und auch eingeklemmt zwischen dem Mann rechts und einem Lehrling – nicht als Ausdruck von Freude gelesen werden kann. In Verbindung mit dem Seitenblick, der durch die schräge Aufstellung und dem Blick in Richtung Kamera evoziert ist, wirkt diese Frau unsicher (vgl. auch Beck 2011: 39) oder lässt nach Strehle eine „zweigeteilte Intentionalität“ (1954: 125) vermuten. Indem „die Blickzuwendung [zwar] Interesse bekundet, verrät die unvollständige Gesichtszuwendung, daß sich dem Interesse Hindernisse in den Weg stellen“ (ebd.). Das Interesse der Frau interpretiere ich hier als das Nachkommen der Aufforderung in die Kamera zu blicken. Das Hindernis scheint in der konkreten Situation gegeben zu sein, wo sie eingeklemmt zwischen Kolleginnen gemeinsam mit ihrem Chef, einer Ministerin und dem Bürgermeister aufs Bild kommt (vgl. auch Abbildung K8/12: 13 und Kapitel 5.4.).

zu Bürgerinnen

Bei einem Naturspaziergang in St. Pölten (K6/12: 7) ist der Bürgermeister mit einigem Abstand auf einer Brücke vor den, am Spaziergang teilnehmenden Bürgerinnen, abgebildet. D.h. es besteht im Bild ein deutlich sichtbarer Abstand zwischen Bürgermeister und Bürgerinnen. In Ausgabe 04/2012 ist der Bürgermeister beim „Stadtwandern mit dem LUP“ (K4/12: 2) ebenfalls mit einigem Abstand vor einer Gruppe Bürgerinnen fotografiert. In Ausgabe 11/2012 findet sich ein Bild, in dem die Gruppe nicht wandert, sondern Rad fährt (vgl. K11/12: 2). In all diesen Bildern trägt der Bürgermeister keinen Anzug, sondern entweder eine rote Regenjacke (wie beim Summer Blues Festival in K9/12: 26) oder ein Kurzarmhemd (K6/12: 7). Wenn er zusätzlich einen Pullover lässig über die Schulter geworfen hat, soll das auch Nähe zu den Bürgerinnen ausdrücken.

Eine ebensolche Nähe zu Bürgerinnen wird auch in einem Portrait (K9/12: 3) dargestellt. Es zeigt den Bürgermeister in Nahaufnahme, in einem Sessel sitzend, über dessen Lehne ein rotes Kleidungsstück hängt, vor sich einen Tisch mit einer Tasse Kaffee, nach der er mit der rechten Hand greift. Der Bürgermeister sitzt halb gedreht zur Betrachterin und blickt lächelnd über seine linke Schulter in die Kamera. Er trägt ein weißes Hemd, keine Krawatte und eine helle Hose. In den Medienfotos der Homepage ist wieder ein ähnliches Bild¹²⁸ zu finden. Hier ist jedoch der Ausschnitt größer und eröffnet den Blick auf Tretboote an einem Steg bzw. einen See im Hintergrund. Auf dem Tisch liegen eine Ausgabe des Standard sowie ein Handy. Der Bürgermeister wirkt, als sei er eben von einem Bekannten gerufen worden und hätte sich nach ihm umgedreht. Das Bild macht eher einen privaten Eindruck, denn einen professionellen. Es wirkt wie ein Urlaubsfoto. Die Kleidung (ein helles Hemd mit aufgekrempeelten Ärmeln, keine Krawatte, eine helle Hose) sowie der Hintergrund geben den Eindruck eines entspannten Bürgermeisters, der die Freizeit an einem der St. Pöltner Seen genießt und damit das tut, was auch all die anderen Besucher des Freizeitareals zu tun scheinen.

Hier findet eine Gleichstellung zumindest mit jenen Bürgerinnen statt, die in der Nähe dieser Seen wohnen oder dort ihre Freizeit verbringen. Die Gebiete „im Süden der Stadt“ (S1), in der die Bevölkerungsdichte besonders hoch sei (vgl. B1) liegen dem Bürgermeister ferner, wie auch durch eine Aussage im Interview erkennbar wird (vgl. IS: 7).

Um mir zu erklären, wie gut die Lebensqualität in St. Pölten ist, erzählt er mir im Interview, dass „Wiener, die zuziehen [...] ganz begeistert kommen und sagen: ‘Normalerweise bin ich fast eine Stunde mit der U-Bahn oder der Straßenbahn gefahren um auf die Donauinsel zu kommen [...], jetzt laufe ich von zu Hause direkt weg und bin in 10 Minuten in dem Erholungsgebiet‘“ (IS: 7). Diese kurzen Wege zu den Badeseen haben die Bewohnerinnen der nördlichen Stadtteile, also von etwa Neu-Viehofen, in dem auch der Bürgermeister lebt. Da die Stadt eine Nord-Süd-Ausdehnung von 24 Kilometern hat (vgl. B1/3), brauchen die Bewohnerinnen der südlichen Stadtteile da schon ein wenig länger¹²⁹.

¹²⁸ Das entsprechende „Pressefoto“ kann unter der URL: <http://st-poelten.gv.at/Content.Node/presse/Bgm-bild4.JPG> heruntergeladen werden (14.12.2012) und ist auch auf der Rückseite eines Stadtplans abgedruckt (vgl. S5).

¹²⁹ Der Routenplaner von Google etwa gibt die Fahrzeit für Radfahrer vom südlichen Stadtteil Ochsenburg bis zum Ratzersdorfer See mit 42 Minuten an, zu Fuß braucht man demnach 2,5 Stunden und mit dem PKW

Der Bürgermeister setzt sich mit den Bewohnerinnen der nördlichen Stadtteile gleich und jenen, die den Rathausplatz frequentieren. Die Bürgernähe, von der er spricht, bezieht sich auch vornehmlich auf diese Personengruppen:

„Wenn ich da rausgehe (zeigt Richtung Rathausplatz) und durch die Straße, ah, dann grüßt mich fast jeder, weil man sich kennt.“ (IS: 7)

Diese Gleichsetzung findet auch statt, indem behauptet wird, „die Bevölkerung“ (IS/8) kenne den Bürgermeister und er sie bzw. „[d]ie Leute kommen auf mich zu, es gibt zum Glück keine Scheu das auch zu tun“ (IS: 8). In diese Beschreibung blendet er meiner Ansicht nach die Differenzen in der Bevölkerung aus. Alle Bürgerinnen sind hier in gleicher Weise in der Lage, ihre Anliegen direkt zu Gehör zu bringen und auch durchzusetzen (vgl. IS: 6). Dies widerspräche dem Kapitalkonzept Pierre Bourdieus, in dem festgestellt wurde, dass verschiedene Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen Kapitalen ausgestattet sind und deshalb diese auch in unterschiedlichem Maße einsetzen können. Konkret: nicht jede Stimme wird gleich laut gehört, nicht jeder Wortmeldung wird das gleiche Gewicht eingeräumt, nicht jede Bürgerin wird den Bürgermeister als *ihren* Vertreter der Stadtregierung sehen – sonst bräuchte es keine anderen Parteien in dieser Stadt.

Dass die Bürgerinnen keine Scheu haben und auf den Bürgermeister zugehen, konnte ich bei der Eröffnung des Schreinergergassenfestes nicht beobachten (vgl. B2). Der Bürgermeister kam in einer Gruppe aus Männern flott die Gasse entlang geschritten und ging zielstrebig auf eine Gruppe zu, in denen sich der ÖVP-Vizebürgermeister und die Organisatorinnen befanden. Die Besucherinnen, die in den umliegenden Kaffeehäusern saßen oder standen, fühlten sich durch diesen Auftritt nicht sonderlich aufgefordert, ihn zu grüßen, wie er das erzählt hat (vgl. IS: 7). Zumindest war es das, was ich beobachtet habe. Die Eröffnungsrede, die mit Mikrofon auf einer kleinen Bühne gehalten wurde, schaffte ebenfalls Distanz, weil die Bürgerinnen keinen Zugang zu diesen Dingen hatten (vgl. B2: 2). Auch der rasche Abgang nach der Rede ließ mich die zitierte Bürgernähe nicht erkennen. Anders verhielt sich in diesem Fall der ÖVP-Vizebürgermeister, der bereits längere Zeit vor der Eröffnung in der Gasse anwesend war und mit Geschäftsleuten sprach. Einmal wurde er auch von Passantinnen begrüßt (vgl. B2: 1) und nach der Eröffnung blieb er noch länger in der Gasse (vgl. B2: 2).

Im Gemeinderatssitzungssaal sitzen die Bürgerinnen als Besucherinnen erhöht über dem Plenum, gegenüber des Podests. Die Besucherränge sind mit Säulen vom Plenum getrennt und mittig über eine Treppe mit diesem verbunden. Ihre Sitzflächen sind entgegen jener der Mandatarinnen mit bunten Sitzkissen belegt, was die elegante Repräsentativität des Raumes auf das Plenum reduziert (vgl. Kapitel 5.4.). In der Felddbeschreibung habe ich diese für Besucherinnen vorgesehenen Plätze mit „Besuchertribüne“ (FG: 3) und die Besucherinnen „Zuschauerinnen“ (ebd.) genannt, weil mich die erhobene Position und die Säulen an Besucherplätze in einem Theater erinnerten. Der Eindruck dieses theaterähnlichen Ambientes zeigt

immerhin noch 18 Minuten. Die Wegzeiten zu den Viehofner Seen sind unwesentlich kürzer.

vgl. URL: <http://maps.google.at> Routenplaner von „St. Pölten Ochsenburg“ nach „Ratzersdorfer See“, St. Pölten (30.08.2012).

sich besonders auch in Fotografien aus der Zeit vor der Umgestaltung des Sitzungssaals. Die Zuschauerinnen sitzen dort in etwas, das wie Theaterlogen aussieht (vgl. Karl 2003: 122). Hier ist auch zu erkennen, dass diese Besucherinnenplätze vom Saal durch das Schließen von Fenstern abgetrennt werden konnten. Die Fenster sind am Foto jedoch geöffnet.

Nähe zu Bürgerinnen wird über Fotografien transportiert, die anlässlich von Gratulationen entstanden und im Amtsblatt abgedruckt sind. Bei einem Gratulationsbesuch in den Privaträumen der Jubilarinnen (K8/12: 38) trägt der Bürgermeister Anzug und Krawatte und ist im Bild am Rand der Dreiergruppe abgebildet. Die anderen Personen tragen keine festliche Kleidung. In einem Fall liegt die Jubilarin in der Mitte der Gruppe (vgl. K5/12: 28). Sie feiert ihren 105. Geburtstag in ihrem Bett im Pflegeheim. Anlässlich eines Jubiläums übergibt der Bürgermeister Urkunden, die in einem Fall der Jubilar (K8/12: 38) hält, im anderen Fall der Bürgermeister (K5/12: 28). Die abgebildeten Personen lächeln. Im Interview, das ich mit dem Bürgermeister geführt habe, sagt er an einer Stelle, dass er schaut, dass er Gratulationen noch selber macht (vgl. IS: 4). Diese Aussage relativiert sich anhand der Fotografien, da die Gratulationsbesuche, die im Amtsblatt sichtbar gemacht werden bei weitem nicht alle in den sechs Monaten von Mai bis Oktober angestandenen Jubiläen betrifft (vgl. jeweils die Meldungen „Standesamt“ in der Rubrik „Stadt für Alle“ im Amtsblatt). In der Ausgabe 05/2012 weist die Rubrik „Standesamt“ 13 Jubiläen aus, die es wert sind, hier angeführt zu werden und nur bei einem davon ist der Bürgermeister sichtbar anwesend gewesen (vgl. K5/12: 28), und zwar bei jenem der „älteste[n] St. Pöltnerin“ (ebd.). In einem anderen Fall (K8/12) war er von 39 möglichen Gelegenheiten (vgl. K8/12: 38), einmal mit einem 90-jährigen, noch aktiven Feuerwehrmann zu sehen (vgl. K8/12: 11). Die persönlichen Glückwünsche des Bürgermeisters kommen im Amtsblatt also dann ins Bild, wenn man als Bürgerin einen Sonderstatus hat, also die Älteste oder ein lang gedienter Ehrenamtlicher bei der Feuerwehr ist.

5.7. Symbole/Attribute und symbolische Handlungen

Im 21. Jahrhundert ist die Darstellung eines Bürgermeisters in Amtstracht nicht mehr denkbar. Es gibt jedoch Symbole, d.h. Dinge, Objekte, Akteure und Handlungen, die den Bürgermeister auf Bildern oder auch bei öffentlichen Auftritten begleiten und seine Position (wieder) erkennbar machen.

Eines dieser Objekte wurde bereits besprochen. Es ist dies die *Goldene Glocke*, die dem Bürgermeister bei Gemeinderatssitzungen in die Hand gegeben wird, um ein Mittel zu haben, die Sitzungen zu eröffnen und die Mandatarinnen zur Ordnung zu rufen (vgl. Kap. 5.1.1.)

5.7.1. Kleidung als Standessymbol

Neben der Glocke bildet die Kleidung ein wichtiges, wiederkehrendes Symbol, wobei die Kleider einerseits als „politische Embleme“ (Dogramaci 2011: 52), andererseits als Codes, die keine allgemeine Verbindlichkeit, sondern nur noch gruppenspezifische Bedeutungen haben (vgl. Hahn 2002: 296), verstanden werden können.

Wie bereits mehrmals angeklungen ist, gibt es eine Art standardisierte Kleidung, die der Bürgermeister in der Mehrzahl der im Amtsblatt abgebildeten und bei allen vor mir beobachteten öffentlichen Auftritten trägt: ein dunkler Anzug (meist grau), ein weißes Hemd, eine rote Krawatte (einfärbig oder gestreift) und eine Anstecknadel am Revers¹³⁰. Als Emblem im o.g. Sinne ist mit Sicherheit die rote Krawatte zu werten, die der Bürgermeister zumeist zum Anzug trägt. Diese weist durch ihre Farbe die Zugehörigkeit der Person zur Partei (SPÖ) aus.

Dass diese Kleidung manchmal auch gezwungenermaßen getragen wird, obwohl die Witterung für wärmere aber dann eben weniger elegante Kleidung sprechen würde, kann gut in folgendem Bild (K6/12: 14) nachvollzogen werden: Neben einem LKW sind vier Männer, alle im Anzug, drei davon mit Krawatte, abgebildet. Neben dem Bürgermeister, der im Bild links außen steht, steht der Chef der Firma, welche die Bioabfallverwertung im Stadtgebiet erledigt. Neben ihm steht der Bürgermeister von Herzogenburg und rechts außen (ohne Krawatte) der Direktor jener Firma, die den LKW produziert hat. Drei der vier Personen, darunter der Bürgermeister von St. Pölten haben ihre Hände zu lockeren Fäusten geschlossen, was mir mit der Interpretation „Drohgebärde“ (Beck 2011: 47) jedoch nicht gefasst scheint. Vielmehr scheint es aufgrund des Bodens, der nass wirkt und der Jahreszeit (Ausgabe K6/12 erschien im Mai 2012, d.h. das Foto entstand im April desselben Jahres) recht feucht und kühl gewesen zu sein, d.h. eigentlich zu feucht und zu kühl um eben nur im Anzug im Nieselregen auszuharren, bis das Foto gelungen ist.

Der Anzug ist nicht als *Amtstracht* des Bürgermeisters zu werten, da andere Bürgermeisterinnen in den genannten Beispielen anders gekleidet sind (vgl. das Treffen der Bürgermeister in Baden in K12/12: 12 und das Trachtensakko des ÖVP-Vizebürgermeisters in K8/12: 6). Die *Anzug-Uniform* tragen außer dem Bürgermeister auf den Fotografien im Amtsblatt hauptsächlich Unternehmerinnen, wie „Siemens-Direktoren“ (K9/12: 15), Geschäftsführer oder Generaldirektoren von ausgelagerten GmbHs oder Versicherungen (K9/12: 14, K10/12: 22). Der Bürgermeister, so schließe ich aus dieser Beobachtung, trägt den Anzug und die (zumeist rote) Krawatte hier vor allem in seiner Funktion als Leiter der Behörde (des Magistrats)¹³¹. Die Bildnisse sind damit – ganz so, wie Syamken das 2011 für die politische Ikonographie behauptet hat – *Standesbildnisse*, keine *Amtsbildnisse*.

Zusammenhänge zwischen Kleidung und Positionen

Als Ehrengast beim „Summer Blues Festival“ (K9/12: 26), das laut Bericht fast immer verregnet ist, darf Martin Steiner – in der Bildunterschrift ausnahmsweise ohne Amtsbezeichnung – hingegen eine (rote) Regenjacke tragen (ebd.). Mit diesem Bild soll die „Tolle Stimmung“ (ebd.) vermittelt werden und dass sich die „Partner und Ehrengäste“ (ebd.) – unter ihnen der Bürgermeister – nicht vom Wetter abhalten ließen. In diesem Bild ist der Bürgermeister zwar Ehrengast, aber nicht Stellvertreter der Stadt, sondern steht mit regenfester Kleidung für all

130 Diese stellt nicht, wie von mir vermutet, das Stadtwappen von St. Pölten dar, sondern die EU-Flagge (vgl. G1 und g1S).

131 Hierin zeigt sich wieder eine Parallele zum Amtsverständnis das stärker mit Verwaltung und weniger mit Politik verbunden ist (vgl. Kap. 5.3.).

jene Besucherinnen, die das Festival trotz des Regenwetters besuchten.

Die Farbe Rot ziert nicht nur die Krawatte des Bürgermeisters und die Regenjacke, sondern auch ein Poloshirt, mit dem der Bürgermeister einmal abgebildet ist (K7/12: 27). Diese Art der Kleidung kommt in den von mir analysierten Ausgaben nur einmal vor. Entstanden ist dieses Bild anlässlich des Zieleinlaufs des „Ironman“ - erkennbar an den Transparenten und dem Torbogen im Hintergrund –, einer internationalen Sportveranstaltung, die jährlich in St. Pölten stattfindet. Thema dieser Fotografie ist die Ehrung des Siegers. Das Bild, in dem neben dem Gewinner auch eine niederösterreichische Landesrätin – in sportlicher Kleidung – anwesend ist, zeigt drei Personen in halbnaher Einstellung. Der Gewinner hält etwas in der Hand, von dem ich vermute, dass es einen Pokal darstellen soll; Es hat die Gestalt eines überdimensionalen, gefüllten Bierglases von *Stiegl*. Die Landesrätin unterstützt den Sieger beim Halten der Trophäe. In diesem Bild sind die Landesrätin und der Sieger über das Halten des Bierglases und die sportliche Kleidung, die beide tragen, verbunden. Der Bürgermeister steht ein wenig abseits und wirkt, als wäre er dazugestellt worden, denn er hat keine Verbindung zu den anderen beiden Personen.

Auch sommerliche Temperaturen und das Thema Tourismus erlauben eine Lockerung der *Anzug-Uniform*. In einer Gruppe mit zwei Frauen und vier Männern steht der Bürgermeister mittig in Hemd und heller Hose anlässlich eines Treffens mit Hoteliers und Tourismusfachleuten und einer Landesrätin. Es soll damit Begeisterung über das „e-bike-Angebot [...] nahe dem Traisental-Radweg“ (K9/12: 9) gezeigt werden. Die fünf Männer im Bild tragen alle – soweit sichtbar – helle Kurzarmhemden, die Frauen Blusen. Durch die Ähnlichkeit der Kleidung wirken die abgebildeten Personen gleichberechtigt. Diesmal aber nicht durch den Anzug, der in vielen anderen Fotografien diese Gleichheit hergestellt hat.

Eine blaue Windjacke trägt der Bürgermeister gerne, wenn er mit Jugendlichen im Bild ist (Skatepark K7/12: 9 und K9/12: 25) oder die Zielgruppe des Events, bei dem er abgebildet ist, jugendlich ist (Frequency-Festival K9/12: 2). Diese Zuordnung der Kleidung zur Zielgruppe ist jedoch ebenso wenig eindeutig wie die Zielgruppe selbst. Was die Bilder eher gemeinsam haben, ist das Thema *Zukunft*, das die SPÖ für sich reklamiert (vgl. G2: 4). Einmal steht der Bürgermeister vor Windrädern in der flachen Landschaft (K5/12: 3), und ein anderes Mal ist er dabei, einen Baum zu pflanzen (K10/12: 2).

5.7.2. Dinge als Begleiter und Symbol

Spaten und Spitzhacke, Rechen, Messer und Handschlag

„Nägel mit Köpfen“ (K7/12: 9) machen der Bürgermeister und der Präsident der AKNÖ, so ist im Lauftext zu lesen, in dem oben bereits mit dem Topos der Immobilität (Kap. 5.2.3.) beschriebenen Bild. Gezeigt wird die Tatkraft, die dem Bürgermeister zugeschrieben wird, auch in mehreren Bildern, in denen er beim *Spatenstich* abgebildet ist (K10/12: 17, K6/12: 11, K8/12: 6, K8/12: 11, K10/12: 7). Die „leere Geste“ (Schmidt 1977: 290) erhält erst in der Lesart als „öffentliche Brauchhandlungen“ (ebd.: 293) Sinn und erfüllt, so Schmidt, den Zweck, den

jeweiligen Politiker in einer aktiv am Geschehen beteiligten Rolle zu inszenieren, indem er bildlich eine Handlung vollzieht „die real gar nicht stattfindet“ (ebd.: 290). Mit dem Begriff des Brauches verbindet Schmidt diese Handlungen auch deshalb, weil sie erst durch ihre Ritualisierung ein Verständnis bei den Betrachterinnen wecken:

„Miterlebt, gesehen braucht sie niemand zu haben, ein gewisses, allgemeines Wissen genügt, auch zur Fortspinnung der Gedanken und Meinungen, die sich daran knüpfen.“
(ebd.: 293)

Sinn und Ziel des Brauchtums ist, so Schmidt weiter „[d]as Bewahren der kosmischen Ordnung“ (ebd.: 301).

Was zum „Ritualisierungs“-Argument von Leopold Schmidt passt, ist die formale Ähnlichkeit der Spatenstich-Fotos. Immer ist der Bürgermeister mehr oder minder in der Mitte¹³² einer Gruppe aus Anzugträgern abgebildet, die einen Spaten entweder in einem Erdhaufen stecken haben oder mit Erde auf der Schaufel in Hüfthöhe halten. Wobei der Bürgermeister immer seinen eigenen Spaten alleine hält, der Vizebürgermeister – so auch anwesend – hingegen nicht (K8/12: 6). Auf einem Bild (K10/12: 17) tragen zwei Männer keinen Anzug, sondern ein weißes Hemd bzw. ein T-Shirt, ein weiterer hat sein Sakko offen und über die Schultern gehängt, in seinem Hemd steckt eine Sonnenbrille. Dieses abweichende Kleidungsverhalten lässt sich mit der Wärme des Tages begründen, die auch durch den Sonnenschein erkennbar ist (Ausgabe 10/2012 vom August/September 2012). In einem weiteren Foto (K8/12: 11) tragen die Personen, die einen Spaten halten einen Helm, wobei es gelbe und weiße Helme gibt. Zwei Personen tragen auch keinen Anzug, sondern eine Pfadfinder-Uniform, wodurch sie als Pfadfinder zu erkennen sind.

Zwar keinen Spatenstich im engeren Sinne, aber eine ähnliche „Bildgebärde“ zeigt eine Fotografie in Ausgabe 09/2012 (K9/12: 10). Die hier abgebildeten Personen, elf an der Zahl, halten keinen Spaten, sondern eine Spitzhacke. Das Bild ähnelt den Spatenstich-Fotos von der Bildsprache her und bezeugt die „Anschlagfeier“ (ebd.) für einen Bahntunnel. Die *Leere* der Geste (Schmidt) ist hier noch deutlicher zu erkennen, weil es gar kein Objekt im Bild gibt, auf das die Personen mit der Hacke einschlagen könnten.

Selbiges gilt für eine Fotografie, in welcher der Bürgermeister in einer zehnköpfigen Gruppe aus Männern, ein Band anlässlich einer Firmeneröffnung durchschneidet (K6/12: 11). Auch hier befindet sich der Bürgermeister zum einen in Gesellschaft Anzug tragender Männer, auch hier steht er nahezu mittig.

Der Bürgermeister legt selbst *Hand an*, wenn es darum geht, einen Baum zu pflanzen (K10/12: 2), den Radfahrtourismus am Traisentalradweg zu bewerben (ebd.), den Wissenschaftsminister durch Ausgrabungen zu führen (ebd.) oder den Rasen für die Eröffnung des neuen Fuß-

¹³² Die tatsächliche Mitte nehmen in jenen Fällen, in denen nicht der Bürgermeister diese Position eingenommen hat der Landeshauptmann von Niederösterreich, der Landeshauptmannstellvertreter, der Landesrat oder einer von drei – insgesamt in der linken Bildhälfte platzierten – Firmenvertreter ein (vgl. K6/12:11, K8/12: 6, K8/12:11, K9/12:10, K10/12: 7).

ballstadions (NV-Arena) bereit zu machen (K6/12: 21). Im letzten Fall ist er mit der Sport-Landesrätin von Niederösterreich abgebildet. Die Fotografie ist Teil einer Kurzmeldung am rechten unteren Rand einer Doppelseite. Der Bürgermeister ist in diesem Bild – offenbar dem Ort entsprechend – legerer gekleidet. Er trägt zwar ein dunkles Sakko, aber die beiden oberen Knöpfe des Hemdes sind geöffnet. Dazu trägt er eine Jean und braune Schuhe. Die Landesrätin trägt eine rote Jacke, vermutlich ebenfalls eine Jean, keine Socken und weiß-rote Halbschuhe, ist also ebenfalls eher leger gekleidet. Beide haben einen Fuß ein wenig nach vorne geschoben, was wohl den Eindruck einer Bewegung verdeutlichen soll. Sie halten einen Rechen mit beiden Händen, wobei die Hände des Bürgermeisters außen liegen und damit jene der Landesrätin einschließen. Die Geste des Bürgermeisters wirkt damit größer und so, als würde er die Bewegung ausführen, während die Landesrätin ihre Hände nur auf den Stiel gelegt hat.

Eine ähnliche Dominanz des Bürgermeisters in der Geste findet man in einem Bild anlässlich des Jubiläums eines Kulturvereins. Beim Anschneiden der „Bürgermeistertorte“ (K8/12: 32) – auf der das Stadtwappen von St. Pölten zu sehen ist – ist er mit zwei Frauen und einem Mann dabei abgebildet, wie er gemeinsam mit ihnen ein Messer hält, das in die Mitte des Wappens gerichtet ist. Die Dominanz des Bürgermeisters äußert sich darin, dass während die beiden Frauen und der Präsident das Messer mit je einer Hand (ihrer rechten) halten, der Bürgermeister es mit beiden Händen hält, die zudem zuoberst auf liegen.

Urkunden, Fundstücke und Auszeichnungen

Tatkräftige Unterstützung kann man in Bildern ablesen, in denen der Bürgermeister etwas so in der Hand hält, dass seine beiden Hände den unteren Rand des Objekts fassen, während die Hände anderer Akteure seitlich oder oben zu liegen kommen. So etwa in einem Bild, in dem der Bürgermeister mit einem Magistratsbediensteten den Rechnungsabschlussbericht für das Jahr 2011 hält (K9/12: 5). Der Magistratsbedienstete ist kleiner als der Bürgermeister, trägt einen hellen Anzug, eine rote Krawatte und ein rosafarbenes Hemd. Der Bürgermeister wirkt demgegenüber mit seinem dunklen Anzug und der einfarbigen Krawatte eleganter. Die beiden stehen in geringem Abstand nebeneinander und halten zwischen ihnen eine Broschüre, die laut Bildunterschrift den Rechnungsabschluss des vergangenen Jahres beinhaltet. Der Bürgermeister hat ein Lächeln auf den Lippen, steht leicht schräg zur Betrachterin und hält mit beiden Händen den Bericht am unteren Rand. Der Magistratsbedienstete hält den Bericht mit der linken Hand am unteren und der rechten am oberen Rand und scheint seinen Oberkörper ein wenig vom Bürgermeister weggebogen zu haben, weshalb seine linke Schulter auch durch den rechten Bildrand abgeschnitten ist. Er steht frontal zur Betrachterin. Die Handhaltung des Bürgermeisters interpretiere ich aufgrund der Lage als den Bericht unterstützend, jene des Magistratsbediensteten als diesen be- bzw. eingrenzend, oder auch bewahrend, abschließend. Die Haltung der beiden Personen gibt keinen Hinweis darauf, dass der Bericht trotz seiner in der Bildunterschrift erwähnten 381 Seiten schwer wiegt; die Arme beider Männer sind im rechten Winkel gehalten und weisen nicht nach unten.

Ähnlich gestaltet sich die haltende Geste in einem Bild, das über die Beschäftigung Arbeitsloser in der römischen Ausgrabungsstätte am Domplatz berichtet. Hier hält der Bürgermeister gemeinsam mit der Vertreterin eines Sozialvereins ein Fundstück der Ausgrabungen am

Domplatz (K8/12: 16). Das Bild ist eine halbnaher Einstellung, Teile des Oberkörpers des Bürgermeisters sind durch das Objekt verdeckt, das er mit beiden Händen an dessen Unterseite hält. Wieder wirkt die Geste des Bürgermeisters unterstützend, diejenige der Frau – sie hält das Objekt an der Seite, der Handrücken ist zu sehen, die andere Hand ist verdeckt – dynamischer.

In einem anderen Bild ist es ein Stadtrat, der eine Auszeichnung, welche die Stadt St. Pölten vom Land aufgrund ihrer Leistungen im Ausbau der Photovoltaikanlagen bekommen hat, mit beiden Händen am unteren Rand hält (K7/12: 4). Er steht seitlich, was den unterstützenden Eindruck abschwächt. Der Bürgermeister – in der Mitte stehend – trägt als einziger der drei abgebildeten Männer Krawatte (rot) und hält die Plakette mit beiden Händen. Er vermittelt auch hier den Eindruck von Unterstützung. Die drei Männer lächeln und blicken geradeaus aus dem Bild heraus. Der aufrechte Kopf in Verbindung mit dem geraden Blick kann nach Strehle (1954) als Ausdruck von „Selbstsicherheit und Unternehmungslust“ (ebd.: 119) interpretiert werden, d.h. St. Pölten – und der Bürgermeister – bezeugen, auf dem Gebiet der erneuerbaren Energien weiter arbeiten zu wollen.

Pläne

Ein weiteres Attribut, das dem Bürgermeister zusteht, sind Pläne. Bei der Pressekonferenz zum Ankauf des TÜPL konnte ich die Praxis des Planhaltens und -zeigens sowie die damit verbundene fotografische Praxis beobachten (vgl. B1). Deren Ergebnis ist in der folgenden Ausgabe des Amtsblatts abgedruckt worden (K9/12: 11).

Das Foto (K9/12: 11) zeigt den Bürgermeister im Anzug, mit rot-gestreifter Krawatte, halbnah, links im Bild. Seine linke Körperhälfte ist von einer Tafel verdeckt, die etwa drei Viertel der gesamten Bildbreite einnimmt. Auf dieser Tafel ist ein Plan gedruckt, der das Gelände des Truppenübungsplatzes zeigt. Der Bürgermeister steht hinter dieser Tafel und zeigt mit der rechten Hand und mit ausgestrecktem Zeigefinger auf einen Punkt im Plan. Der Bürgermeister blickt direkt in die Kamera bzw. zur Betrachterin und folgt nicht seiner zeigenden Geste. Er lächelt, jedoch nicht so breit wie auf manchen Portraits und mit geschlossenem Mund. Die Mimik hinterlässt insgesamt einen eher unsicheren oder verwirrten Eindruck und trotz des Lächelns keinen freudigen. Es besteht also ein gewisser Gegensatz zwischen der Geste des Zeigefingers und dem Rest der Haltung und Mimik, weil nach Strehle

„[d]as Hindeuten auf einen Punkt im Raume mit gestrecktem Zeigefinger [...] meistens als Mitteilung gedacht [ist]. Damit soll die Aufmerksamkeit eines anderen in bestimmter Weise gelenkt werden.“ (Strehle 1954: 136; vgl. auch: Beck 2011: 46)

Der Blick des Bürgermeisters geht aus dem Bild hinaus und verringert so die Stärke der Geste. Die Bildunterschrift bezeichnet ihn als jemanden, der „das Naturgebiet im Süden der Stadt als ‘Ökojuwel vor der Haustüre’“ (K9/12: 11) sieht. In Zusammenschau mit der Bildunterschrift wird der aus dem Bild hinaus weisende Blick auch als Ausdruck dieses *visionären* Sehens deutbar.

Wenn die Leserin nicht bei den Pressekonferenzen dabei war und deshalb nicht weiß, was auf dem Plan zu sehen ist bzw. zu sehen sein soll, ist es oft unmöglich, den Planinhalt zu verstehen.

Dies ist beispielsweise der Fall, wenn der Bürgermeister gemeinsam mit dem Geschäftsführer der FH, einen Zubau auf einem Plan präsentiert (K10/12: 22). Der Bürgermeister hat seinen Zeigefinger und seinen linken Arm ausgestreckt. Der Zeigefinger ist hier mit Beck gesprochen als einer zu verstehen, der alles weiß und der die Richtung angibt (vgl. Beck 2011: 46). D.h. im gegenwärtigen Fall ist nicht der Geschäftsführer der FH derjenige, der in Sachen Zubau die Richtung vorgibt und Zukunftsvisionen hat, sondern der Bürgermeister. In der Bildunterschrift „präsentierten“ (K10/12: 22) die beiden Männer die Umbaupläne, im Text hat keiner von ihnen eine Stimme. Der Bericht ist sachlich gehalten und liefert vor allem Daten, Zahlen und andere Akteure.

Ähnlich verhält es sich bei der Präsentation des neuen Standortes eines Supermarktes (K7/12: 2). Hier steht der Bürgermeister gemeinsam mit einem Magistratsbediensteten vor dem Hintergrund der berühmten grünen Wiese, auf der demnächst ein *Billa* erbaut werden soll. Der linke Arm des Bürgermeisters geht vor dem Oberkörper vorbei, er weist mit ausgestrecktem Arm und ausgestrecktem Zeigefinger auf den Plan, dessen Inhalt nicht erkennbar ist. Der Magistratsbedienstete trägt ein kariertes Kurzarmhemd, hat eine Sonnenbrille in die Haare geschoben und hält mit seiner rechten Hand den Plan an der oberen Ecke, während der linke Arm hinter dem Plan verschwindet und nicht sichtbar ist. Hier ist wieder der Bürgermeister derjenige, der weiß, wo es hingehet, der die Richtung angibt (vgl. Beck 2011: 46). Nicht anwesend sind in dieser Kurzmeldung Vertreter des neuen Supermarktes, für die die Stadt erfolgreiche „Grundstücksverhandlungen“ (K7/12: 2) geführt hatte.

Mit dem Landeshauptmann von Niederösterreich hält der Bürgermeister von St. Pölten – beide in Anzug und dunkler Krawatte – einen Plan, der etwa die Hälfte des Bildes ausfüllt und am unteren Rand abgeschnitten ist. Auf diesem Plan sind gelbe, rote und orangene Linien zu erkennen, die in ein Luftbild der Stadt eingezeichnet sind (vgl. K6/12: 5). Aufgrund des thematischen Zusammenhangs – der Artikel handelt von einem neuen Brückenprojekt – vermute ich in den Linien keine Gebietsbegrenzungen, sondern Straßenzüge, die in verschiedenen Farben hervorgehoben sind.

Die Zeigegeste des Bürgermeisters, die in der Interpretation von Beck ja eine starke Geste ist, wirkt durch die Nichterkennbarkeit des Planinhalts (es handelt sich um keinen Präsentations-, sondern um einen Einreich- oder Polierplan) ein wenig absurd und ins Leere gehend, weil nicht sichtbar ist, worauf der Zeigefinger weist.

5.7.3. Verbindung zu Symbolen der Zukunft

Dass Konzepte geschrieben und dann umgesetzt werden, dass der Bürgermeister also bereit ist, Neues zu wagen, in die Zukunft aufzubrechen, wird auch in einem Portrait (K10/12: 3) deutlich. Das Bild wirkt zum einen durch die edel wirkende rosa gemusterte Tapete im Hintergrund und die schwer wirkenden Vorhänge am linken Bildrand herrschaftlich, zum anderen, weil es mich an Bilder von Ansprachen des Bundespräsidenten im Fernsehen erinnert. Es scheint demnach, als wäre der Bürgermeister bereit, jeden Moment eine staatstragende zu

Rede beginnen (vgl. Abb. „Bundespräsident - Ansprache“). Die Haltung des Bürgermeisters wirkt angespannt. Er sitzt mit geradem Rücken an seinem Schreibtisch, leicht nach vorne gelehnt. Beide Hände sind aufgestützt, eine liegt auf der Tastatur eines Laptops, die andere auf einer Unterschriftenmappe. Diese Handhaltung deutet Strehle als Geste, die Aufbruch bedeutet, indem die aufgestützten Hände so interpretiert werden, dass sie die Person beim Aufstehen unterstützen (vgl. Strehle 1954: 135f.). Diese zunächst statische sitzende Haltung wird durch die Handhaltung dynamisiert und kongruiert insofern mit dem Vergleich der Bundespräsidentenfotos, als sie ausdrückt, dass jeden Moment etwas Wichtiges begonnen oder gesprochen werden wird.

Begonnen wurde in St. Pölten bereits mit dem Ausbau der Windkraftanlagen (vgl. G2), wofür die Stadt St. Pölten nicht nur die EVN, sondern auch andere Unternehmerinnen als Partnerinnen hat. Sichtbar wird dies in einer Fotografie, in welcher der Bürgermeister (mit Anzug und roter Krawatte) ein Windrad-Modell hält, auf das er seinen Blick gesenkt hat und auf das er – so lassen es die geblähten Backen vermuten – pustet. Die Energie des Bürgermeisters – so führt dieses Bild vor Augen – ist in mehrerlei Hinsicht auf die Windkraft und damit – in der politischen Ikonographie eindeutig konnotiert – auf „innovative[] Umweltpolitik“ (Krüger 2011: 93) ausgerichtet. Im Bild sichtbar durch den Atem und den Blick, die auf das Windrad-Modell gelenkt werden sowie in der Bildunterschrift durch die Bezeichnung einer Handlung, in welcher der Bürgermeister und der Unternehmer „die Windkraft in die Windhauptstadt“ (K5/12: 4) bringen. Im Artikel wird der Begriff der „Windhauptstadt Österreichs“ mehrmals verwendet, d.h. die Marke „St. Pölten“ wird mit der Windkraft verbunden. So wird versucht, ein Alleinstellungsmerkmal zu produzieren, das in anderen Ausgaben oder Artikeln jedoch nicht mehr auftaucht.

Mut, Neues in die Stadt zu bringen und auch selbst auszuprobieren, beweist der Bürgermeister im Beisein mehrerer männlicher Anzugträger bei einem Besuch „im Labor für Automatisierungstechnik der HTL“ (K6/12: 17). Der Bürgermeister sitzt in einer Art Käfig, der mit einem Steuerungsmodul versehen ist. Was genau da gesteuert wird, ist nicht zu erkennen. Die „Greifhände“ (Strehle 1954: 132f.) des Bürgermeisters liegen auf einem Lenkrad und einem Steuerknüppel. Er erscheint damit bereit, die Initiative zu ergreifen und die Dinge zum Laufen zu bringen. Damit dem Bürgermeister in seinem ‚Gefährt‘ auch nichts geschieht – so könnte man interpretieren – halten drei der im Bild noch anwesenden Männer mit jeweils zwei Händen den Käfig fest, in dem der Bürgermeister sitzt. Auch sie scheinen gewillt, mit an zu packen, wenn es um eine engere Beziehung zwischen „Bildung und Wirtschaft“ (K6/12: 17) geht. Inga Haese begreift diese Präsentation neuer Dinge als

„mobilisierende Botschaft [...], die sich unter dem charismatischen Aufruf ‘Es steht geschrieben, ich aber sage euch’ (vgl. Weber 172: 141) subsumieren lassen. Charismatische Führer fordern und schaffen also ‘neue Gebote’ (ebenda), die den außeralltäglichen Charakter ihrer Herrschaft erst ermöglichen.“ (Haese 2012: 63)

Abbildungen Rathaus, Bundespräsident, Rathausplatz



Bürgermeisterzimmer
(Karl 2003: 67)



Sitzungssaal vor 1961
(Karl 2003: 29)



Sitzungssaal nach 1961
(Karl 2003: 32)



Bundespräsident - Ansprache
URL: <http://www.heute.at>



Foto Rathausplatz
kE, 25.06.2012

Amtsblatt *St. Pölten Konkret* - Abbildungen

Ausgaben 2007 - 2011



Layout *St. Pölten Konkret* vor 2010
Titelblatt K5/07: 1



Layout *St. Pölten Konkret* seit 2010
Titelblatt K1/11: 1



K4/12: 2



K11/12: 2



K11/11: 13

Ausgabe 05/2012 (K5/12)



K5/12:5



K5/12: 3



Mag. Stefan Hantsch und Bürgermeister Mag. Matthias Stadler bringen mehr Windkraft in die Windhauptstadt.

K5/12: 4



K5/12: 9



AKNO-Präsident Hermann Haneder und Bürgermeister Mag. Matthias Stadler freuen sich über die Standortentscheidung und die künftige Zusammenarbeit.

K5/12: 11



Bezirksstellensmann der WKNO Ing. Norbert Fider, Hannes Forster, Filialleiterin Brigitte Berger, Landeshaupmann Stellvertreter Dr. Sepp Leithner, NV-Immobilien-Geschäftsführer Manfred Wohnmayer und Bürgermeister Mag. Matthias Stadler freuen sich über erste Geschäftseröffnung im neuen NV Center.

K5/12: 14



Wachau Historic zu Gast in der insbesondere Innentadt St. Pölten.

K5/12: 20



Im Zuge der Generalversammlung konnten auch die langjährigen Unterstützer des Vereines Mag. Renate Leeb und Prälat Johannes Oppolzer mit der Ehrenmitgliedschaft bedacht werden. Am Bild mit den einstimmig wiedergewählten Vorstandsmitgliedern Obmann Willi Stowizek, Kassier Otto Korten sowie dem Präsidenten des NO Tierschutzverbandes, Helmut Wollger, und Bürgermeister Mag. Matthias Stadler.

K5/12: 21

Ausgabe 06/2012 (K6/12)



Im Pflegeheim Pottenbrunn übersiedelte die Jubiläen erst vor fünf Jahren und freut sich über alle Besuche und Glückwünsche zu ihrem 105. Geburtstag.

K5/12:28



K6/12: 2



K6/12: 3



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und Landeshauptmann Profl einigten sich Mitte April über die Finanzierung der neuen Trarstenbrücke und der Kemtangen Nord.

K6/12: 5



Bieranstich beim Georgi Kirtag.

K6/12: 6



Eine Fischwanderhilfe in der Traisen und acht Naturdenkmäler (2 Steileichen in Harland, Linden und Eschen in der Salzer Au sowie auf der Salzer Wiesel) gab es für die zahlreichen „Stadtwanderer“ zu entdecken.

K6/12: 7



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Bundesministerin Dr. Claudia Schmied und DI Helmut Schwarz mit den Geburt-Lehrlingen Edinger Philipp, Manuel Grub und Julia Steinbach sowie Heinz Amberger.

K6/12: 11



DI Dr. Rudolf Schilder, Mag. Gerhard Leitner, Mag. Helmut Kreiter, Ing. Franz Stelzer, Mag. Andreas Matthä, Pflanz Engelbert Schoder, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Landtagsabgeordneter Dr. Martin Michalitsch, Dr. Franz Kainersdorfer und Ing. Dieter Fritz eröffneten gemeinsam das neue Bohnwerk.

K6/12: 11



Vorbürgermeister Ing. Matthias Aul, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Mag. Gerald Koch (Fa. Niedlger), Thomas Hentwich (Fa. Hentwichland Prok. Ernst Schneider (Fa. Alpine) beim Spatenstich für den Gartenhaus-Park.

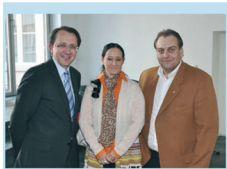
K6/12: 11

Ausgabe 06/2012 (K6/12)



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Firmenchef Christian Riel, der Herzogenburger Bürgermeister Franz Zwickler und Scania-Österreich Direktor Björn Speer, mit dem neuen Scania R 730.

K6/12: 14



Als Wegbegleiter des Johanna Dohnal Kinderwohnhauses waren Begründer Andreas Kolross und Leiterin Mag. Simone Köhlmeier-Vogt bei Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, der dieses Projekt wie auch in der Vergangenheit unterstützt.

K6/12: 39



Landtagsabgeordneter Otto Kernstock, Nationalrat Johann Heil, Ing. Norbert Fiedler, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Landesrätin Mag. Barbara Schwarz, Nationalrat Anton Heindl, Landtagsabgeordneter Heidi Oros, Geschäftsführer Martin Rest, Stadtrat Dietmar Fenz, Vizebürgermeister Ing. Matthias Adl und Geschäftsführer Ing. Gerhard Nachbörger bei der Bank-Übergabe.

K6/12: 40



Lions-Präsident Dr. Harald Gruber, Gründungsmitglied Dr. Alois Wegscheider, Landesrätin Mag. Barbara Schwarz, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und Lions-Distriktsgouverneur Gerhard Schweiger feierten gemeinsam das 50-jährige Bestehen Lions-Club St. Pölten.

K6/12: 41



„Gemeinsam tun, gemeinsam wachsen“ unter diesem Motto stellten Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, DI Johann Wolfisch (Direktor HTL St. Pölten), Gernot Kohn (GF der FH St. Pölten), Mag. Johannes Zechbauer (GF der NDL) und DI Peter Wurm (GF Vöth Turbo GmbH) die neue Aktivität der Initiative „Bildung und Wirtschaft - St. Pölten 2020“ direkt im Labor für Automatisierungstechnik in der HTL vor.

K6/12: 17



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und Landesrätin Dr. Petra Bohuslav freuen sich darüber, dass die Arbeiten in der neuen NV Arena demnächst abgeschlossen werden können. Der „heilige Rasen“ wird in Form von 120 cm breiten und 16 Meter langen Rollrasenstreifen aufgelegt, mehrmals geschnitten und fleißig über eine Beregnungsanlage automatisch gegossen. Die Rasenfläche in der NV Arena in St. Pölten ist 105 Meter lang und 68 Meter breit. Unter der Rasenstragschicht ist auch eine Rasenheizung installiert.

K6/12: 21

Ausgabe 07/2012 (K7/12)



Bernhard Ziegler (Magistrat St. Pölten - Vermessung) und Bürgermeister Mag. Matthias Stadler beim Areal des künftigen Billa-Marktes in Stattdorf.

K7/12: 2



Freuten sich über den Besuch im Rathaus und die traditionelle Einladung zu einem Besuch des Volksfestes: die Pflege- und Tagesmütter mit ihren Schützlingen, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und Gerhard Kerner, dem Leiter der Jugendhilfe.

K7/12: 3



K7/12: 3



Die BürgermeisterInnen der NÖ Städte trafen sich erstmals zu einem Jour-fixe im Stadtmuseum.

K7/12: 4



Der Energiebeauftragte DI Thomas Zeh, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und Stadtrat Robert Laimer freuen sich über die Energie-Auszeichnung.

K7/12: 4



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Landesrätin Mag. Karl Witting und Bürgermeister Mag. Matthias Stadler schreiben die Ehrenurkunde beim Großen Zapfenstreich am St. Pölter Rathausplatz ab.

K7/12: 7



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und AKNÖ-Präsident Hermann Haneder machen „Nägel mit Köpfen“.

K7/12: 9



„Yes we can“ - die Skaterjugend strahlt angesichts des großzügigen neuen Skateparks in unmittelbarer Nähe zum Stadion.

K7/12: 9



Bürgermeister Matthias Stadler und St. Pölter-Bürgermeister Karl Witting gratulieren den Olympiasiegerinnen bei den Olympischen Spielen in London.

K7/12: 27

Ausgabe 07/2012 (K7/12)



Landtagsabgeordnete Heidemaria Onodi, Landesrätin Mag. Barbara Schwarz, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und die Leiterin der Tagesheimstätte Mag. Agnes Herzog-Ollinger freuen sich über die Baufortschritte der neuen Räumlichkeiten.

K7/12: 19



Weltladen feierte 10 Jahresfest mit vielen Gästen: Josef Wenda (Weltladen), Prof. Dr. Josef Kreiml (Dizesse), Peter Lafite (Sparkasse), Frau Jaishree (Leiterin eines Fair Trade Projektes aus Indien), **Bürgermeister Mag. Matthias Stadler**, Dr. Gertrude Egelreiter-Jashari (Südwind NO), Prof. Waltraud Zahorik (Borg St. Pölten), STR Ulrike Nesslinger und GH Christina Veit, v. l. FOTO: Weltladen

K 7/12: 47

Ausgabe 08/2012 (K8/12)



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Stadtrat Robert Laimer und Gemeinderat Ali Firat empfangen den türkischen Generalkonsul Ibrahim Mete Yaglı und die Schulkinder im Rathaus.

K8/12: 2



K8/12: 3



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Althea Müller, BA und DI (FH) Matthias Weilandner freuen sich, den Jugendlichen (Taschen-)Geldschonende Tickets für das Frequency-Festival anbieten zu können.

K8/12: 4



Vizebürgermeister Ing. Matthias Adl, Firmendirektor St. Pölten GmbH Geschäftsführer Ing. Erwin Rührner, EVN Vorstandssprecher Dr. Peter Lutz, Landeshauptstadtschulvertreter Mag. Wolfgang Sobotka, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, kaufmännischer Direktor des Landesklinikums Mag. Dr. Bernhard Kallus und Firmendirektor St. Pölten GmbH Geschäftsführer Ing. Walter Rührner nehmen den Spatenstich für die Ferkühle vor.

K8/12: 6



Ausbau der Kläranlage Traismauer: Traismauer Abwasserverband-Obmann Mag. Matthias Stadler, Geschäftsführer Ing. Christian Liendl und der Bürgermeister von Traismauer, Herbert Pfeffer.

K8/12: 7



K8/12: 10.....

NEUES FEUERWEHRAUTO - Im Juni konnte bei der FF St. Pölten-Waitzendorf die Segnung des neuen Mannschaftstransportfahrzeuges (Peugeot 9-Sitzer) vorgenommen werden. Im Bild: Kommandant Leopold Sieder, Vizebürgermeister Ing. Franz Gunacker, Herta Gierer (Patin), Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Kommandant Stellvertreter Anton Auer mit dem neuen MTF „Herta“.



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler gratulierte dem FF-Kameraden Anton Grüneis zu seinem 90. Geburtstag. Gemeinsam mit Gattin Edith wurde auch so manche Feuerwehrgeschichte erzählt und diskutiert.

K8/12: 10



SPAR spendete bei der Wiedereröffnung des Marktes in der Kremsergasse 1.000 Euro für das Johanna Dohnal-Kinderwohnhäus.

K8/12:11



Nationalrat Johann Heil, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Landesrat Mag. Karl Wilfing, Kerstin Altenburger (Fa. Porr und Pfadfinder) und Ing. Jörg Günthör nahmen den Spatenstich für den Zubau vor.

K8/12: 11

Ausgabe 08/2012 (K8/12)



Die ersten Bewohner haben sich für die Living City schon angemeldet, darunter Johann und Brigitte Hochreiter. Ing Peter Senelbörner erklärt den künftigen Bewohnern und Bürgermeister Mag. Matthias Stadler das Projekt. Mag. Martin Bosch ist für die Werbelinie der Living City verantwortlich.

K8/12: 12



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Referatsleiterin Umweltschutz-Lebensraum DI Ingrid Leutgeb-Born, Landesrätin Mag. Karin Scheele, Peter Lafite von der Sparkasse und Dr. Daniel Lohninger von der NÖN sowie Johannes Bertl von den Hotellieferanten gratulierten den siegreichen SchülerInnen.

K8/12: 16



Ing. Thomas Scholze (IT&T), Schulleiter Andreas Schmidt, Kindergartenleiterin Gisela Enzleiner, Dr. Thomas Karl und Bürgermeister Mag. Matthias Stadler mit Filip, Merlin und Alina bei der Übergabe der EDV-Ausstattung für den Kindergarten Kupferbrunn.

K 8/12: 16



Bürgermeister Stadler gratulierte mit einer Bürgermeistertorte. Den Anschnitt nahm er gemeinsam mit Bettina Henig (Landesrätin), Brigitte Fiste (Festspielhaus) und Lothar Fiedler vor.

K8/12: 32



Bei der Gleichfeier für die neue Landesdirektion Arch. DI Florian Rode, Landesdirektor Wiener Städtische Wolfgang Lehner, Vorstandsdirektor Wiener Städtische Dr. Ralf Lang, Pfr. Generaldirektor Karl Heinz Strauss, Generaldirektor Donau Mag. Johanna Stefan, Lehning Daniel Pfeiffer, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Landesdirektor a.D. Helmut Maurer und Arch. DI Heinz Neumann.

K8/12: 13



Ehemals Arbeitslose im Archäologie-Einsatz: Stadtarchäologe Dr. Ronald Risy, Christian Berner vom Arbeitsmarktservice St. Pölten, Dr. Barbara Wewerka vom Verein ASINÖE, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler sowie Michael Swiczinsky und Christian Bichler, die bei den archäologischen Grabungen einen Arbeitsplatz gefunden haben.

K8/12: 16



GRATULATION ZUR JUWELHOCHEIT
Das äußerst seltene Jubiläum der Juwelhochzeit und damit genau 72,5 Ehejahre feierten Maria und Franz Braun am 7. Juni im Landespflegeheim Haus an der Traisen. Bürgermeister Mag. Matthias Stadler überbrachte die Gaben der Stadt und des Landes und gratulierte dem rüstigen Ehepaar im Beisein ihres Sohnes und Dr. Andrea Brucha-Pauleschitz.

K8/12: 33

Ausgabe 09/2012 (K9/12)



K9/12: 3



Im St. Pölten Rathaus wird das österreichische Büro für Umwelt in eine Stadterhaltung eingetragten. Mag. Maria Eggenwiler, Stadtrat Dietmar Fenz, Josef Schlegel, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Dr. in Judith Zedinger und Mag. a. Calina Nitsche präsentierten im Juli das Konzept.

K9/12: 6



Bürgermeister Matthias Stadler überzeugte sich persönlich von der tollen Stimmung beim Beatpatrol. Lob für die reibungslose Organisation durch René Voak und sein Team sowie für den Festival-Standort St. Pölten gab es auch von DJ Tim Berg a.k.a. AVICII.

K9/12: 2



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und Manfred Denk von der Stabsabteilung Finanzen mit dem 381 Seiten umfassenden Rechnungsbuchschluss der Landeshauptstadt für das Jahr 2011.

K9/12: 5



Johann Kleinhofer (GF Mariäzeller Land GmbH), Christa Weissgärber (Inhaberin Hotel Seeland), Peter Haichvogel (GF Austria Trend Hotel Metropol), Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Christian Meduna (Inhaberin Hotel Himmelsreich), Landesrätin Dr. Petra Bohoslav und Mag. Andreas Puri (GF Mostviertel Tourismus GmbH) sind begeistert vom e-bike-Angebot und den Strecken nahe dem Traisental-Radweg.

FOTO: NLK/Pfeiffer

K9/12: 9



Im Beisein namhafter Vertreter aus Politik und Wirtschaft wurde Ende Juni die offizielle Anschlagfeier begangen.

K9/12: 10



Im neuen NV-Center ist es in der „P2-Lounge“ schon gemütlich: Dr. Manfred Wohlmatsberger, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Dr. Hubert Schultes werden von Caféier Pusch bewirtet.

K9/12: 14



In unmittelbarer Nähe zum neuen Stadion befindet sich der neue Skaterplatz.

K9/12: 25



Als Ausgleich für die verbauden Flächen der beständig wachsenden Stadt möchte man den Tugenerberg jetzt als Naherholungsgebiet erschließen. Bürgermeister Mag. Matthias Stadler sieht das Natursgebiet in St. Pölten als „Adjunkt vor der Haustür“.

K9/12:11



Inhaber des neuen Modefachgeschäftes Dr. Wilfried Wietzl, Wohnkultur-Geschäftsführerin Gabriele Ploser, DI Wolfgang Ploser und Shopleiter Peter Urszovics präsentieren Bürgermeister Mag. Matthias Stadler „CASA MODA“.

K9/12: 15



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und die Siemens-Direktoren Mag. Arnulf Wolfram und Mag. Josef Kolarz-Lakenbacher sind sich einig: St. Pölten ist der Wirtschaftsmotor der Region und des Bundeslandes.

K9/12: 15



Partner und Ehrengäste am Bluesfestival: Ernst Stöhr sen. (Firma Stöhr), Direktionsrat Peter Lafite (Sparkasse NO Mitte West AG), Peter Puchner (GF Büro V), Mag. Matthias Stadler, Mika Stokkinnen, Josef Rittner (Taxi Rittner), Charlie Furthner und Stefan Halderer.

K9/12: 26

Ausgabe 10/2012 (K10/12)



20 ELSBEERBÄUME GEPLANTZT - Die Stadtgärtnerei hat 20 Elsbeerbäume auf Grünflächen der Stadt angepflanzt. Die Elsbeer-Bäume verschönern nun den Altoona Park, den Panoramaweg am Kremsberg, den Schloßpark und den Hammerpark. Norbert Mayr, Anneliese Pennerstorfer, Veronika Mayer (alle Verein „ElsbeerReich“), FO Ing. Hans Kessling (Organisationsteam „Elsbeerpatschaft 2012“), Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Leiter Stadtgärtnerei Gm. Robert Wotapek und Patrick Hirsch pflanzen Elsbeerbäume in St. Pölten.

K10/12: 2



Stadtarchäologe Dr. Ronald Rieg, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler und FH-Rektorin Barbara Schmid, MSc empfangen Bundesminister Dr. Karlheinz Töchterle in der Landeshauptstadt St. Pölten.

K10/12: 2



Generaldirektor Mag. Wolfgang Just, Vorstandsdirektor Otto Korten und Bgm Mag. Matthias Stadler mit dem neuen E-Bike.

K 10/12: 2



K10/12: 3



AKNO-Direktor Mag. Helmut Guth, Bürgermeister von St. Pölten Mag. Matthias Stadler, Landeshauptmann Dr. Erwin Proll, AKNO-Präsident Hermann Haneder, Landeshauptmann-Stellvertreter Dr. Josef Leitner beim Spatenstich.

K10/12: 7



Bürgermeister Mag. Matthias Stadler weiß sich für gerechtfertigt gegenüber busenden Steuerzahlern an.

K10/12: 10



AGM-Geschäftsführer Josef Pirker, Marktmanager Michael Schmidberger, Bürgermeister Mag. Matthias Stadler, Architekt Dipl. Ing. Franz Kaltenbacher und Baumeister Ing. Herbert Fadl vom Bauunternehmen Weissel beim Spatenstich am 22. August für den neuen AGM Markt an der St. Georgener Hauptstraße.

K10/12: 17



Die Fachhochschule wächst kontinuierlich: DI Gernot Köhl, MSc (FH Geschäftsführung) und Bürgermeister Mag. Matthias Stadler präsentieren die Umbaupläne für eine zusätzlichen Raumbeschaffung.

K10/12: 22



K10/12: 25

6. Produktions-, Legitimationsweisen und mittelstädtische Narrative

Die Darstellung des Bürgermeisters im Amtsblatt – als mediale Vermittlungsebene eines *representative claim* (Saward 2010) – und seine öffentliche Auftritte werden produziert, um der Bevölkerung bzw. den potentiellen Wählerinnen Deutungsangebote zu machen, über die sie sich mit dem Stadtoberhaupt und damit der Stadt identifizieren können. Anders ausgedrückt: Die politische Repräsentation an sich ist ein „symbolisierendes Verfahren“ (Diehl 2007: 107). Der Körper des Repräsentanten und seine Darstellung sind dabei „[z]ur Erzeugung von Glaubwürdigkeit [...] unverzichtbar“ (Hahn 2002: 295).

Weil „charismatische Sendungen auf die Sehnsüchte der Gesellschaft antworten“ (Haese 2012: 63) und im Charismatisierungsprozess permanent aktualisiert und performativ hergestellt werden, konnte ich in den Repräsentationspraktiken jene kulturellen Muster identifizieren, welche den Zuschreibungen von Merkmalen auf die kulturelle Figur eines Bürgermeisters immanent sind.

Um nun zusammenfassend die Ergebnisse darzustellen, gehe ich zunächst auf die von mir in den Quellen gefundenen Produktionsweisen ein, bevor ich in *Kapitel 6.2.* die darin enthaltenen Legitimationsstrategien darlege.

6.1. Produktionsweisen eines Amtsträgers

Im Rahmen dieser Arbeit wurden verschiedene Arenen der Produktion der Kategorie *Bürgermeister* genauer untersucht. Dazu zählten das Amtsblatt der Stadt St. Pölten, das monatlich erscheint und rund 50 Seiten stark ist, Gemeinderatssitzungen, eine Pressekonferenz und die Eröffnung eines Stadtfestes. Es gibt in diesen Situationen verschiedene Akteure, die an der Produktion des Amtsträgers beteiligt sind, wobei der Bürgermeister als Akteur gesondert behandelt wird (vgl. Kapitel 6.1.2.).

„Die Körperrepräsentation wird [...] zum Indikator des ‘Authentischen’ [...]. Sie ist das Ergebnis eines arbeitsteiligen [...] und durch Mehrfachrahmungen (mindestens Situation vor der Kamera, Kameranchnitt, Rezeptionssituation) gekennzeichneten Prozesses. Die medial repräsentierten ‘ Fassaden’ stehen also nicht mehr mit *einem* Urheber in unmittelbarer Beziehung und sind insofern per se keine authentischen Figuren.“ (Hahn 2002: 295)

6.1.1. Wie verschiedene Akteure den Bürgermeister produzieren

Zentraler Akteur in der Darstellung der Person Markus Steiner als Amtsträger *Bürgermeister* ist das Medienservice der Stadt. Dieses ist Teil des Magistrats St. Pölten und in der Präsidiale angesiedelt, d.h. direkt dem Bürgermeister als Chef der Behörde unterstellt. Damit hat zum einen der Bürgermeister direkten Zugriff auf die Produktionsweisen des Amtsblattes, zum anderen haben die Mitarbeiterinnen der Abteilung einen kurzen Weg zum Bürgermeister – im Rathaus auch räumlich, sie befinden sich auf einer Ebene, nur durch zwei Türen getrennt (vgl. gIK).

Die Mitarbeiterinnen des Medienservice stellen die Person Markus Steiner im Amtsblatt *St. Pölten Konkret* vermehrt im vorderen Blattteil dar, was die Wiedererkennbarkeit in den folgenden Artikeln steigert. Der Bürgermeister ist durchschnittlich zwei Mal pro Seite auch bildlich präsent und wird fast immer in den Bildunterschriften genannt, was ihm die Aufmerksamkeit auch flüchtiger Magazinkonsumentinnen sichert (vgl. Kapitel 5.1.).

- Die Praxen des Medienservice, den Bürgermeister im Amtsblatt (und auf der Homepage) möglichst bildlich und auf den vorderen Seiten darzustellen deuten auf den Zwang hin, sichtbar zu sein um wiedererkennbar zu werden.

Das Rathaus ist jenes Gebäude, welches als Ort der Repräsentation genutzt wird. Es dient der städtischen, „institutionelle[n] Selbstdarstellung“ (Albrecht 2011: 273). Zum einen ist es der Ort, an dem die Gemeinderatssitzungen stattfinden, die öffentlich zugänglich sind und deren Termin auf der Homepage der Stadt und per Anschlag (im Eingangsbereich des Rathauses) öffentlich gemacht werden. Zum anderen hat der Bürgermeister sein Büro in diesem Gebäude. Die Fenster des Bürgermeisterzimmers zeigen auf den Rathausplatz, was bei Öffnung der Fenster eine direkte optische und akustische Verbindung zu diesem Raum ermöglicht. Im Sitzungssaal des Rathauses, der für Gemeinderatssitzungen und Pressekonferenzen verwendet wird, wird der Bürgermeister in einem Portrait im Amtsblatt und auf der Homepage gezeigt. Damit wird eine Verbindung zu diesem Ort der demokratischen Entscheidungsfindung hergestellt. Im Bürgermeisterzimmer empfängt Markus Steiner Kinder oder Tagesmütter sowie Botschafter. Nicht empfangen werden in diesem Raum andere Bürgermeister, Landes- und Bundespolitikerinnen. Diese kommen eher im Außenraum ins Bild. Bürgermeister und Rathaus werden damit auch bildlich zu jenem Ort, an dem *die Stadt als Institution* repräsentiert wird, beispielsweise auch in Konkurrenz zur in St. Pölten angesiedelten Landesregierung (vgl. Kapitel 5.4. und K1/11: 1).

- Das Rathaus ist der Ort institutioneller, städtischer Selbstrepräsentation und lässt es nicht zu, dass Bürgermeisterinnen anderer Städte dort abgebildet werden. Das Rathaus muss als eindeutiger Ort der Stadt erkennbar bleiben.

Markus Steiner wurde zum Bürgermeister von St. Pölten, weil er von seinem Vorgänger gebeten wurde, die Funktion zu übernehmen. Auch ein Historiker im Dienst des Landes Niederösterreich und der Wiener Bürgermeister, sowie der Städtebund werden als Akteure benannt, die eine solche Wahl getroffen und Steiner in eine Position gebeten haben. (vgl. Kapitel 5.3.1.). Jene Institution, die von Gesetz wegen die demokratische Entscheidung zu treffen und den Bürgermeister zu wählen hat – der Gemeinderat nämlich – wurde bei diesem Prozess zwar vermutlich nicht übergangen, in der Erzählung spielt sie aber keine Rolle. Diese Nicht-Darstellung des Gemeinderats als Akteur der Stadtpolitik und Entscheidungsgremium wird auch im Amtsblatt reproduziert (vgl. auch Kapitel 5.3.3).

- Die alleinige Gestaltungsmacht in der Stadt und die Macht über Posten und Positionen zu bestimmen liegt bei einflussreichen Personen wie dem damaligen Bürgermeister Berger, dem Wiener Bürgermeister oder anderen Bürgermeistern im Städtebund. Einfache Abgeordnete haben dem gegenüber keine Macht, was Steiner auch im Interview bestätigt (vgl. Kapitel 5.3.2.).

6.1.2. Wie sich der Bürgermeister selbst produziert

Markus Steiner wurde im Jahr 2006, rund zwei Jahre nach seiner Bürgermeisterwerdung im Jahr 2004, als Bürgermeister durch eine Gemeinderatswahl bestätigt. Kurz vor der nächst folgenden Wiederwahlmöglichkeit im Jahr 2011 ließ er das Amtsblatt *St. Pölten Konkret* und den Sitzungssaal im Rathaus neu gestalten.

Dies mag zwar einerseits durch nötige Renovierungsarbeiten und eine zeitgemäße Gestaltung des Magazins begründet sein, es ist aber auch die Markierung zentraler Medien und Räume durch eine Person, die sich als Spitzenkandidat der regierenden Partei einer Gemeinderatswahl stellt. Die „Modernität“, die der Chefredakteur des Amtsblattes mit dem neuen Layout verbindet, springt damit gleichsam auf

den (nicht mehr ganz neuen) Bürgermeister über und lässt ihn als *Modernisierer* erscheinen (vgl. Kapitel 5.2.).

Die Renovierung des Sitzungssaales hatte eine andere Wirkung. Zwar ist der Raum auch elegant und mit modernen Leuchten ausgestattet, die Änderungen in der Raumkonfiguration, d.h. die Anordnung der Sitzplätze der Mandatarinnen und die Positionierung des Bürgermeisters im Raum, machen ihn bei jeder Wortmeldung eines Mandatars zum *head of state*; zum alleinigen, vereinigenden Repräsentanten des *homogenen Volkskörpers* (Manow), der im Plenum sitzt (vgl. Kapitel 5.2.).

- Martin Steiner präsentiert sich damit einerseits als Charismatiker, denn, so Inga Haese, „Charismatiker versprechen eine neue Ordnung und neue Werte“ (Haese 2012: 64). Andererseits folgt er dem von Siegfried Nagl proklamierten Innovationsgebot, denn „Bürgermeister sind nicht Verwalter des Gestern, sondern Gestalter des Morgen: Das Innovationsgebot gilt heute mehr denn je für die Kommunalpolitik“ (Nagl 2005: 50).

Der Bürgermeister verbindet auch andere Räume mit seiner Person. Er nimmt sie damit gleichsam in Besitz. Dies betrifft zum einen öffentliche Räume, wie den (im Vergleich zur Schreinergerasse) urban wirkenden Herrenplatz, an dem der Bürgermeister im Bild sichtbar in seiner Freizeit anhält (vgl. Kapitel 5.2.2). In anderen Fällen ist es die flache Landschaft, die ins Bild kommt. Die Weite der Landschaft als Symbol der politischen Ikonographie kann hier mit dem Weitblick des Politikers in Verbindung gebracht werden (vgl. Krüger 2011: 93). Vor allem, wenn er an einer Stelle steht, wo die Betrachterin gedanklich das nächste Windrad in der Reihe positioniert sehen würde (vgl. Kapitel 5.5.3.). Die flache Landschaft hat jedoch auch noch eine andere Konnotation, die sie transportiert: Sie bedeutet ein „Gegenbild zur lärmenden Großstadt“ (ebd.: 90) und stellt eine Verbindung zum *guten Leben* in der Mittelstadt her (vgl. Kapitel 6.2.5). Die Darstellung dieser Handlungen in (manchmal auch dramatischen) Außenaufnahmen bezeichnet Syamken als typisch für „das Erscheinungsbild eines erfolgreichen Kommunalpolitikers“ (Syamken 2011: 201).

- Diesem Erscheinungsbild zu entsprechen, um als erfolgreicher Kommunalpolitiker gesehen und wahrgenommen zu werden, möchte ich hier als einen der Zwänge begreifen, die den beobachteten Praxen immanent sind.

Durch die (wiederholte) Darstellung des Körpers wird die *natürliche Person* Markus Steiner immer wieder als *juristische Person* Bürgermeister dargestellt, das Amt mit einem singulären Körper verbunden. Das Auftreten dieses Körpers wiederum verbindet das Amt mit einer Person, die – so könnte man meinen – bestimmte Eigenschaften hat – Jentges würde es Charisma nennen –, die ihn als Amtsträger legitimieren. Tatsächlich werden solche Eigenschaften beim Bürgermeister von St. Pölten nur selten sichtbar, etwa in der Sorge um das Wohl der Bevölkerung, das in der direkten Adressierung der Bürgerinnen in Vorworten des Amtsblattes ausgedrückt wird (vgl. 5.5.1.).

Wirkliche persönliche Eigenschaften kommen im Amtsblatt und im Interview nicht explizit zur Sprache und sind damit nicht Thema oder Begründung für das Amt. Berufliches/fachliches Können und Wissen werden als Gründe für die Erwählung in ein Amt angeführt. Diese *Eigenschaften* – die Wissen, Können und Erfahrung sind –, nennt Steiner in Bezug auf die Bitte von Dr. Meier, er möge nach St. Pölten kommen und auf seine Positionen im Städtebund (vgl. Kapitel 5.5.2).

- Die Nicht-Erzählung von *wirklichen* persönlichen Eigenschaften deutet darauf hin, dass das „Charisma“ (Jentges), das dem Amtsträger anhaftet, keine mit der Person verbundene Eigenschaft an sich ist, sondern es sich um einen Zuschreibungsprozess von verschiedenen Fähigkeiten, Wissen

und Können handelt. Dieser wird gerne auf Andere übertragen, weil so der Eindruck von Eitelkeit vermieden werden kann.

Der Körper als Mittel der Positionierung wird von Markus Steiner auch gegenüber anderen Akteuren eingesetzt. Er zwingt andere Personen im persönlichen Kontakt mit ihm in bestimmte Positionen (etwa den Direktor der Arbeiterkammer NÖ), auf bestimmte (unangenehme) Sitzplätze – mich im Interview – oder zum Warten – die Besucherinnen des Straßenfestes, die Pressevertreter, die Gemeinderätinnen und wieder mich beim Interview (vgl. Kapitel 5.2.3). Er greift damit aufgrund der Tatsache, dass ohne ihn manche Dinge nicht stattfinden (die Gemeinderatssitzungen, das Interview) auf die Körper anderer Akteure zu, was Disziplinierungsmacht (Foucault) über diese anderen Körper bedeutet.

- Der Zwang, der hier wirksam ist, betrifft die Körper anderer Akteure. Diese müssen sich unterordnen, was sie auch tun. Mit ihrer Unterordnung bestätigen sie die Disziplinierungsmacht des Amtsträgers.

Die *Sprache des Körpers* ist hier nicht schwächer als die *Sprache des Rechts*, wie Nancy Fraser (1994) dies behauptet hatte.

6.2. Legitimierungsstrategien

Neben den hier beschriebenen Produktionsweisen, d.h. welche Akteure was tun, um die Person Markus Steiner als Bürgermeister darzustellen, gibt es in die Praxen eingeschriebene Legitimierungsstrategien, welche die Produktion auf Seiten der Rezipienten erst legitim erscheinen lassen.

Saward (2010) und v.a. Jentges (2010) nannten das Charisma als Voraussetzung, um in ein Amt gewählt und einen erfolgreichen *representative claim* – als Praxis –, um auch wiedergewählt, d.h. im Amt bestätigt, zu werden. Jentges beschreibt jedoch nicht, was genau dieses *Charisma* sein soll, welche Eigenschaften einer Person genau damit gemeint sind. Er spricht nur davon, dass es nichts mit Sympathie zu tun hat. An anderer Stelle brachte (ich über) Sievers (2010) den Begriff des *Vertrauens* in die Diskussion ein; Das Vertrauen in eine Person, welches das Vertrauen in die Institution, ins Amt erst ermöglicht, bzw. bedingt.

6.2.1. Vertrauen und Vorbildfunktion

Vertrauen ist ein Topos, der in der Darstellung und in den Handlungsweisen des St. Pöltner Bürgermeisters vorkommt. Vertrauen entsteht dabei dadurch, dass andere Akteure ihm dieses Vertrauen entgegenbringen, bzw. ihm auch früher – d.h. auch: immer schon – entgegen gebracht haben. Beispiele dafür sind der bereits beschriebene Ruf durch den Historiker Dr. Meier nach Melk bzw. durch den damals amtierenden Bürgermeister in das Amt (vgl. 5.5.2). In Gemeinderatssitzungen konnte ich das Thema des Vertrauens auch beobachten. Hier allerdings mit geändertem Vorzeichen, denn hier ist es die Opposition, die dem Bürgermeister versucht, eben dieses Vertrauen abzusprechen. Das Vertrauen wird von der Opposition dabei eng mit der Person Markus Steiner verknüpft. In der Darstellung ist es nicht das Amt, das Fehler gemacht hat, sondern die einzelne Person und das noch dazu ganz am Beginn ihrer Zeit als Bürgermeister (vgl. Kapitel 5.5.2.).

Vorbildfunktion durch Vorangehen

Neben dem Vertrauen, das eine Vorbildfunktion legitimieren kann gibt es auch eine andere Strategie,

die den Bürgermeister als solches inszeniert. Bei Spaziergängen mit wanderfreudigen oder radfreudigen Bürgerinnen steht der Bürgermeister in den dazu abgedruckten Abbildungen im *St. Pölten Konkret* vor der Gruppe. Der Abstand kann als strategische Positionierung interpretiert werden.

- Der Bürgermeister, der voran geht und den Weg weiß wird im tatsächlichen Gehen als Vorbild wahrgenommen und kann durch diese Zuschreibung auch bei anderen Themen diese Rolle einnehmen. Andere Beispiele zeigen den Bürgermeister beim Ausprobieren oder Präsentieren von Neuerungen, etwa im Labor der HTL, Neubauten oder der Grünraumutopie TÜPL Völtendorf (vgl. Kapitel 5.5.2.).

In Bezug auf die Kleidung des Bürgermeisters ist hier auch eine Beobachtung anzuschließen. Der Anzug, den Anne Hollander als Zeichen für Stabilität (vgl. Hollander 1995: 180) begreift, steht nicht für den Topos der Utopie. D.h. Neuerungen, die im Anzug präsentiert werden, scheinen stabil und durchdacht zu sein. Die Präsentation von Windrädern in der flachen Landschaft oder eines Skateparks, die der Bürgermeister nicht im Anzug, sondern in einer Freizeitjacke (einem blauen Blouson) präsentiert drücken demgegenüber einen höheren Grad an Utopie aus. Hierbei handelt es sich auch um Dinge, die Zukunft bedeuten, nämlich auf der einen Seite über die Jugend im anderen Fall über Zukunftstechnologien (vgl. Kapitel 5.5.2.).

- Der Bürgermeister trägt bei der Präsentation von wichtigen, durchdachten Neuerungen einen Anzug als Zeichen von Stabilität und Ernsthaftigkeit. Der Anzug als Zeichen einer höheren Managementposition ist als Zwang zu begreifen.

6.2.2. Handlungsfähigkeit und Tatkraft

Im Amtsblatt wird der Bürgermeister oftmals als einer dargestellt, der handelt, bei öffentlichen Auftritten hat er eine Position inne, die mit Handlungen verbunden ist. Im Gemeinderat ist er die „Sitzungspolizei“ (vgl. GO Gemeinderat, S4), die unter Zuhilfenahme einer *Goldenen Glocke* – und damit einer höheren Macht – die Sitzungen eröffnet, schließt und die Beratungen leitet (vgl. Kapitel 5.4.). Er besucht auch Straßenfeste, um sie zu eröffnen, das Volksfest, um die Eröffnung mit einem Bürgermeisterrundgang zu begehen oder nimmt Spatenstiche u. dgl. vor, die dann als *öffentliche Bildgebärden* (Schmidt) im Amtsblatt medial verbreitet werden (vgl. Kapitel 5.1.1 und 5.7.2.). Selbst wenn der Bürgermeister bei Eröffnungen oder Übergaben nur anwesend ist, wirkt er auf den Bildern dynamisch (Spielbeinstellung, vgl. Kapitel 5.5.3.) oder führt eine Geste aus, die eine zusätzliche Bedeutung transportiert (z.B. Werkstätte – Bank oder Halten, vgl. Kapitel 5.7.2.). Tatkraft und Handlungsfähigkeit demonstriert der Bürgermeister bei der Präsentation von Projekten etc. (vgl. Kapitel 5.3.4, 5.7.2). Auch hier bestätigt das Verhalten der Opposition die Legitimierungsstrategie, wenn Mandatarinnen sie in einer Gemeinderatssitzung eben die fehlende Tatkraft kritisieren (vgl. Kapitel 5.3.4.). Handlungsmacht zeigt der Bürgermeister, wie ausgeführt, auch, indem er anderen Personen Rollen und Positionen zuweist, bzw. dadurch, dass diese anderen Personen die Rollen und Positionen auch annehmen (vgl. Kapitel 5.2.1. und 6.1.2).

- Aus dieser wiederkehrenden Darstellung des Bürgermeisters *in action* lässt sich ein Zwang zum Handeln ableiten. Die Person, die das Bürgermeisteramt innehat, darf niemals ruhig stehen, darf kaum einmal müßig gehen und wird von der Opposition sofort zum Handeln auch aufgefordert, wenn die Vermutung besteht, irgendetwas könnte doch besser gemacht werden.

Tatkraft und Handlungsfähigkeit werden als Topos jedoch nicht immer durchgehalten. Auf einem Bild, das zu einem Artikel über nicht geglückte Derivatgeschäfte abgedruckt ist, drückt die Haltung des Bürgermeisters eher den Willen, zu denken und nicht sprechen zu müssen aus, als sich der Herausforderung zu stellen und die Verantwortung für die Schulden zu tragen und die Situation zu verbessern (vgl. Kapitel 5.1.1.).

6.2.3. Wichtige Themen machen die wichtige Person

Der Bürgermeister, so erzählt der Chefredakteur des Amtsblattes wird in Verbindung mit wichtigen Themen abgebildet gezeigt und fotografisch abgebildet. Diese Positionierung als *wichtig* wird wiederum von Firmen genutzt, um sich selbst bzw. ihre Agenden als Wichtig zu markieren (vgl. Kapitel 5.1.2.). Diese Instrumentalisierung interpretiere ich als Bestätigung dieser Strategie durch andere Akteure. Ein solches wichtiges Thema ist das Thema Zukunft, für das die regierende Partei (SPÖ) in St. Pölten steht, so war im Gemeinderat zu hören. Um die Zukunftsfähigkeit und –orientierung des Bürgermeisters zu zeigen, wird er mit futuristisch wirkenden Gegenständen und Windrädern gezeigt. Die Verbindung mit diesen Attributen weist ihn als jemanden aus, der für Zukunft steht (vgl. dazu auch Haese 2012, und Kapitel 5.7.3). Auch als Zeichen für Zukunftsfähigkeit kann die wiederholte Abbildung mit Kindern und Jugendlichen, mit denen der Bürgermeister Nähe demonstriert gelesen werden (vgl. Kapitel 5.6.3.).

- Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass wichtige Themen, die im städtischen Diskurs auch entsprechend präsent sind, mit der Person des Bürgermeisters verbunden werden und so ihn zu einer wichtigen Person machen (vgl. Kapitel 5.1.2.).

6.2.4. Strukturen – Demokratische Prozesse sind nicht so wichtig

Markus Steiner wurde, so seine eigene Erzählung, nicht durch Meinungsbildung und Abstimmung im Gemeinderat zum Bürgermeister – wiewohl dieser die Abstimmung pro forma schon durchgeführt hat –, sondern durch Erwählung durch den damals amtierenden Bürgermeister. Zu diesem Zeitpunkt war er rund ein Jahr lang Stadtrat von St. Pölten und daher ein ziemlicher Neuling in der Stadtpolitik. Es waren also nicht seine politischen Fähigkeiten, die zur Erwählung geführt haben, sondern Leistungen, die er in der Verwaltung der Stadt seit mehreren Jahren erbracht hatte. Die von Rechts wegen vorgesehene Institution wurde bei der Wahl nicht primär konsultiert (vgl. Kapitel 5.3.2.).

Die Macht in der Stadt liegt – so erzählt es Steiner auch im Interview – primär beim Amt des Bürgermeisters und nicht bei den Mandatarinnen. Im Sitzungssaal ist diese herausgehobene Position des Bürgermeisters auch in der räumlichen Konfiguration manifest. Der Bürgermeister sitzt – flankiert vom Verwaltungsdirektor und zwei Magistratsbediensteten – auf einem Podest an der Stirnseite des Saales. Als Vertreterinnen einer politischen Institution tragen viele der (männlichen) Gemeinde- und Stadträte in St. Pölten bei den Sitzungen auch Anzüge, was Gleichheit herstellt. Diese Ebenbürtigkeit der Räte mit dem Bürgermeister wird auch auf der Homepage der Stadt reproduziert. Durch die räumliche Konfiguration im Sitzungssaal wird sie aber gebrochen, der Bürgermeister wird nicht – wie in der politischen Ikonografie typisch (vgl. Schoch 1975) – als *primus inter pares* inszeniert.

Diese vom demokratisch agierenden Plenum abgehobene Position findet sich auch in Handlungen und dem erzählten Politikverständnis. So ist die diskursive Erzählung des politischen Amtes eine stark verwaltende, der Gemeinderat wird nur in Ausnahmefällen als Akteur dargestellt und das Bürgermeisterzimmer als Ort der Repräsentation strahlt monarchistischen Glanz aus (vgl. Kapitel 5.3.3). Die Kleidung

des Bürgermeisters stellt eine stärkere Nähe zu Unternehmerinnen oder Direktoren von Versicherungen dar als zu anderen Bürgermeistern (vgl. Kapitel 5.6., 5.7.1.). In den bildlichen Darstellungen und den Themen im Amtsblatt St. Pölten Konkret besteht diese Nähe zu Unternehmerinnen und Institutionen, weniger zu den Bürgerinnen, was durchaus dem Bild eines modernen Bürgermeisters entspricht (vgl. Nagl 2005: 21ff.). Sichtbar gemacht ist diese Gleichstellung der Akteure durch die Kleidung. Der Bürgermeister trägt in der Mehrzahl der Bilder einen Anzug. Dieser „verweist auf Diplomatie, Kompromiß, Höflichkeit und physische Selbstkontrolle“ (Hollander 1995: 180) wird und nicht auf körperliche Arbeit (vgl. ebd.).

- Der Zwang zur Uniform „Anzug“ ist so groß, dass auch bei unpassenden Wetterwetterbedingungen der Anzug bei derartigen Terminen (Präsentation von Neuerungen in der Verwaltung) Pflicht ist (vgl. Kapitel 5.7.1).

Der Anzug weist den Bürgermeister als „Public Manager“ (Nagl 2005) und „Netzwerker“ (ebd.) aus.

Die mangelnde Beteiligung an demokratischen Prozessen, die sich etwa in der Verschleierung des Abstimmungsverhalten des Bürgermeisters zeigt, geht einher mit einer thematischen Entpolitisierung, wie dies auch Inga Haese in Hinblick auf den Bürgermeister von Wittenberge festgestellt hat (vgl. Haese 2012: 90). Einzelentscheidungen und Einzellösungen (wie die persönliche Zusendung der *Gelben Säcke*) gehen vor politische Grundsatzentscheidungen. Berichtet wird im Amtsblatt dementsprechend auch ausschließlich über neue Parkgaragen, Supermärkte und Windräder, nicht jedoch über politische Diskurse.

- Mit der Inthronisierung des Bürgermeisters durch den scheidenden Amtsträger findet ein stillschweigender Bruch mit den juristischen Zwängen und festgeschriebenen Ordnungen statt. Dieser äußert sich auch in räumlichen Konfigurationen und (durch Kleidung markierte) Allianzen, wodurch andere Arten von Tatkraft und Handlungsfähigkeit entstehen.

6.2.5. Legitimierung durch Bürgernähe

Bürgernähe wird von Markus Steiner als essentiell für seine Handlungsfähigkeit als Bürgermeister erzählt (vgl. Kapitel 5.5.2). Bei Gratulationsbesuchen, oder wenn Bürgerinnen ihn am Rathausplatz ansprechen, hat er 'das Ohr bei der Bevölkerung' und weiß deshalb, was ihre Wünsche sind. Dieser Erzählung widersprechen die Abbildungen im Amtsblatt und das Verhalten am Straßenfest. Im Amtsblatt kommen *normale* Bürgerinnen so gut wie nicht ins Bild und auch nicht in die Bildunterschrift oder den Text. Es sei denn, sie sind etwas Besonderes, etwa die älteste Bürgerin oder ein langgedienter Feuerwehrmann an seinem 90. Geburtstag. Auf der Straßenfesteröffnung nimmt der Bürgermeister keinen Kontakt zu den anwesenden Bürgerinnen auf, er kommt abgeschirmt in einer Gruppe von anzugtragenden Männern und verschwindet rasch nach seiner Eröffnungsrede. Dieser Abstand zu Bürgerinnen wiederholt sich auch in den Spaziergängen (vgl. Kapitel 5.6.4.).

„Wir“ sind bestimmte oder besondere Bürgerinnen

Der Körper des Bürgermeisters ist ein Medium zur Identifikation, das den Bürgerinnen über das Amtsblatt transportiert wird und im öffentlichen Raum sichtbar ist. Die Identifikationsmöglichkeit erstreckt sich auch auf eine kollektive Identität, wenn der Bürgermeister von einem „Wir“ und einem „Uns“ spricht bzw. schreibt. Inga Haese erkannte dieses 'Wie' als ein „bürgerliches 'Wir'“ (Haese 2012: 80), durch das „die Erwerbsbevölkerung zu Teilhabern *an* Politik und die 'Anderen' als Hilfsbedürftige zu

Adressaten *für* Politik“ (ebd.) werden. Die ‘Anderen’ sind bei Haese Arbeitslose und Arme bzw. arme Kinder (vgl. ebd.: 81). Für St. Pölten lässt sich diese Feststellung auch treffen, denn der Bürgermeister als Vertreter der Stadt übergibt Spenden an Kinderwohnhäuser und dies gerne gemeinsam mit Vereinen wie dem Lions-Club. Dieser repräsentiert genau jene gehobene Mittelschicht, die auch bei Haese „den sozial benachteiligten Kindern Hilfen zur Verfügung stellt“ (ebd.: 80). Mit dieser Art der Darstellung und Allianz mit der bürgerlichen Mittelschicht schließt er andere Akteure „aus dem konzipierten ‘Wir’ aus“ (ebd.). Diese ‘Anderen’ identifizieren sich mit der ihnen zugewiesenen Rolle, was auch in Fotografien sichtbar ist. Ich konnte dies am Beispiel Arbeitslose, Lehrlinge und Bürgerinnen beim Straßenfest und einem Naturspaziergang zeigen (vgl. Kap. 5.6.).

- Bürgernähe zu beweisen ist ein Zwang, dem der Bürgermeister folgt (vgl. Nagl 2005)

Das gute Leben in der Mittelstadt

Der Topos der Bürgerlichkeit ist verbunden mit der Idee des *guten Lebens* in der Mittelstadt. Dieser Gegensatz zur „lärmenden Großstadt“ (Krüger 2011: 90) wird bildlich durch die Darstellung von Weite in der Landschaft ausgedrückt (vgl. Kapitel 6.1.2.). Eines dieser Bilder zeigt den Bürgermeister in einer Art Urlaubsbild, was eine Verbindung zu den nördlichen Stadtteilen herstellt. Hier leben die zugezogenen Wiener, Ärzte aus dem Wiener Allgemeinen Krankenhaus, welche die kurzen Entfernungen in der Mittelstadt schätzen (vgl. Kapitel 5.6.4.). Die Bewohnerinnen der südlichen Stadtteile fallen bei dieser Erzählung aus der Gruppe der Bürgerinnen heraus. Das *gute Leben* wird damit auch nur mit bestimmten Bürgerinnengruppen verbunden, Bürgerlichkeit betrifft nur sie (vgl. Haese 2012).

- Bürgernähe wird als Mittel gegen „Politikverdrossenheit“ (Nagl 2005:10) verstanden. Der Bürgermeister wird damit zum *Bürgergesellschaftler* gemacht: „Weil die Bürgermeister nah am Bürger sind, sind sie die besten ‘Bürgergesellschaftler’, die es geben kann“ (ebd.).

6.3. Mittelstädtische Spezifika

6.3.1. Narrative der Nähe

Die Nähe und die Idee, dass *man sich kennt* in der mittelgroßen Stadt, sind wiederkehrende Erzähltopi, in denen auch die „Bürgernähe“ enthalten ist. Wenn Steiner über den Rathausplatz geht, grüßt man ihn, erkennt ihn. So seine Version der Erzählung.

Diese Nähe taucht auch in mehreren Interviews, die mein Kollege Georg Wolfmayr mit (von ihm so genannten) Expertinnen in der 60.000 Einwohnerstadt Wels in Oberösterreich im Rahmen des FWF-Projektes¹³³ geführt hat, auf. Mitarbeiterinnen und Aktivistinnen von städtischen Institutionen und Kultureinrichtungen erzählen dort, dass man sich kennt und gut zusammen arbeitet. Auch sie begründen dies oftmals mit der Größe der Stadt. Auf Nachfrage jedoch, ob sie mit dem Bürgermeister oder der Kulturstadtleiterin schon einmal zu tun hatten und sie persönlich kennen, folgt oft eine Verneinung, die das Weiterspinnen des Narrativs der Nähe jedoch keinen Abbruch tut.

Die erzählte Nähe ist also nicht immer so nah und so persönlich, wie das aufs Erste klingt. Zwei Argument kann ich dazu aus der Beschäftigung mit den Darstellungsweisen des St. Pöltner Bürgermeisters ableiten: Zum einen spricht gegen die vorhandene Nähe und Zugänglichkeit die massive Präsenz des

133 Ich kenne die von Georg Wolfmayr geführten Interviews durch meine Arbeit im FWF-Projekt. Ich führe sie hier nicht einzeln an, weil das Material noch in Bearbeitung ist.

Bürgermeisters im Amtsblatt. Würde ihn jede Bürgerin kennen und wäre er jederzeit allen zugänglich wäre eine derartige mediale Inszenierung wohl weitestgehend überflüssig (vgl. Kapitel 5.1.).

Zum zweiten konnte ich zeigen, dass der Bürgermeister, wenn er von den Bürgerinnen spricht, bestimmte Gruppen von Bürgerinnen meint. Solche, die in ähnlichen Stadtteilen wie er selbst leben, bürgerliche Zuzügler – Ärzte u. dgl. – aus Wien sind oder unter Tags den Rathausplatz frequentieren können (vgl. Kapitel 6.2.5.).

Auf der anderen Seite ist die mediale Präsenz des Bürgermeisters (, anderer Politikerinnen) und Magistratsbediensteter für das Narrativ der Nähe essentiell: Durch die mediale Präsenz sind sie den Bürgerinnen der Stadt – optisch und namentlich – bekannt. Aufgrund der räumlichen Nähe der Stadt kann man sich den städtischen Institutionen nahe fühlen, auch wenn die Bürgerinnen tatsächlich nur selten persönlichen Kontakt zu den Amtspersonen haben. D.h. also, das Narrativ der Nähe, dass *Jeder Jeden kennt*, scheint ein Ausdruck dafür zu sein, dass man – aufgrund der relativen räumlichen und personellen Nähe in der Mittelstadt – die Namen und die Gesichter der Personen kennt, an die man sich von Amts wegen wenden muss oder kann.

6.3.2. Doing Bürgermeister anywhere?

Im Rahmen meiner Masterarbeit habe ich den amtierenden Bürgermeister einer österreichischen Stadt daraufhin analysiert, wie er dargestellt wird bzw. sich selbst darstellt und welche Legitimierung der Person als Amtsträger damit geschieht. Man kann nun einwenden, es handle sich dabei nur um ein Beispiel, das nicht einfach auf andere Städte und andere Kontexte umlegbar ist. Dies stimmt.

Aber der Vergleich mit fachlich nahestehender Literatur legt die Vermutung nahe, dass zumindest Teile der hier vorgefundenen Mechanismen auch in anderen Mittelstädten wirksam sind. Im Lesen dieser Arbeit im Abgleich mit Fachliteratur, etwa Inga Haeses (2012) Artikel zum Bürgermeister von Wittenberge in Deutschland, zeigt einige Parallelen. Auch Wittenberge ist eine Mittelstadt, das heißt, die in beiden Arbeiten zu Tage getretenen Phänomene sind in Städten ähnlicher Größe auch über die Ländergrenze hinweg aktiv und können damit als Teil der politischen Kultur im deutschsprachigen Raum angesehen werden.

Ein weiteres Indiz bietet sich im Vergleich mit der Stadt Wels, in der mein Kollege zur selben Zeit geforscht hat (vgl. Kapitel 6.3.1.). Auch hier gibt es Parallelen und ein Blick auf die Homepages anderer mittelgroßer Städte in Österreich weist darauf hin, dass auch dort (z.B. in Wiener Neustadt oder Leoben) das Amtsblatt den Bürgermeister in ähnlicher Weise inszeniert. In Wiener Neustadt, so der Chefredakteur nach dem Interview, würde der Bürgermeister noch viel stärker bildlich dargestellt. In Leoben, so konnte ich über das auf der Homepage downloadbare Amtsblatt sehen, kommen andere Akteure der Stadtpolitik stärker ins Bild und bekommen mehr Platz. Der Bürgermeister bleibt aber auch hier zentral.

Über den Anschluss an spezifische Literatur für Bürgermeisterinnen können einzelne Zwänge – wie Bürgernähe oder Managementqualitäten – wiederum auf ganz Österreich bzw. auch darüber hinaus oder aus den USA kommend begriffen werden (vgl. Nagl 2005).

Wie weit die Macht des Bürgermeisters und des Medienservice auch in andere Medien und zu anderen Publika reicht, kann hier nicht geklärt werden, da eine Beschränkung der Quellen stattfand und andere Medien nicht analysiert wurden. Ebenso wenig kann darüber eine Aussage getroffen werden, ob die

mediale Darstellung des Bürgermeisters auch in der intendierten Weise bei den Leserinnen des Amtsblattes ankommt. Die hier getroffenen Aussagen betreffen – wie dargestellt – die Intention, die in die Produktionsweisen und Praktiken eingeschrieben ist.

Literatur

- Abrams, Philip (1988 [1977]): Notes on the Difficulty of Studying the State (1977). In: *Journal of Historical Sociology* Vol. 1, No. 1. S. 58-89.
- Albrecht, Stephan (2011): Rathaus. In: Uwe Fleckner/Martin Warnke/Hendrik Ziegler (Hg.): *Handbuch der politischen Ikonographie*. Band II: Imperator bis Zwerg. München, S. 273-297.
- Andres, Jan/Geisthövel, Alexa/Schwengelbeck, Matthias (Hg.) (2005): *Die Sinnlichkeit der Macht. Herrschaft und Repräsentation seit der Frühen Neuzeit*. (=Historische Politikforschung. Band 5). Frankfurt u.a.
- Ankert, Heinrich (1901): Amtszeichen, Ladungszeichen und Aehnliches im nördlichen Theile Böhmens. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, VII. Jahrgang, S. 105-116.
- Armingeon, Klaus/Blum, Roger (Hg.) (1995): *Das öffentliche Theater. Politik und Medien in der Demokratie*. Bern u.a.
- Arnold, Sabine R./Fuhrmeister, Christian/Schiller, Dietmar (Hg.) (1998): *Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert. Zur Sinnlichkeit der Macht*. Wien u.a.
- Bahrdt, Hans Paul (1982): Identität und biographisches Bewußtsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität. In: Rolf W. Brednich u.a. (Hg.): *Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkswissenschaftlichen Forschung*. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i. Br. vom 16. bis 18. März 1981. Freiburg/Br., S. 18-45.
- Balke, Friedrich (2003): Der Zwang des 'Habitus'. Bourdieus Festschreibung des 'subjektiven Faktors'. In: Jürgen Link/Thomas Loer/Hartmut Neuendorff (Hg.): 'Normalität' im Diskursnetz soziologischer Begriffe. (= Diskursivitäten. Literatur. Kultur. Medien; Band 3). Heidelberg, S. 135-149.
- Barthes, Roland (1990): Die Fotografie als Botschaft. In: Ders.: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*. Frankfurt/M., S. 11-27.
- Bausinger, Hermann (1961): *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart.
- Beck, Susanne (2011): *Körpersprache in italienischen Printmedien*. Berlin.
- Belting, Hans (2002): *Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft*. 2. Auflage, München.
- Bisanz, Elke (2010): *Die Überwindung des Ikonischen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Bildwissenschaft*. Bielefeld.
- Blum, Roger/Armingeon, Klaus (1995): Vorwort. In: Dies. (Hg.): *Das öffentliche Theater. Politik und Medien in der Demokratie*. Bern u.a., S. 7-8.
- Boehm, Gottfried (2007): *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*. Berlin.
- Böhme, Hartmut/Scherpe, Klaus R. (1996): Zur Einführung. In: Dies. (Hg.): *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*. Reinbek bei Hamburg, S. 9-24.
- Bönisch-Brednich, Brigitte (2005): The story of my life. Analyse von Motivation, Struktur und Schreibstrategien in neuseeländischen Immigrant autobiographien. In: Thomas Hengartner/Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung*. Festschrift für Albrecht Lehmann (= Lebensformen; Band 17). Berlin u.a., S. 231-247.
- Bourdieu, Pierre (1993): Satz und Gegensatz. Zur Verantwortung des Intellektuellen. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre (1998): Staatsgeist. Genese und Struktur des bürokratischen Felds. In: Ders.: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt/M., S. 93-136.
- Brake, Anna (2013): Bourdieu und die Photographie: Überlegungen zur Konversion des Blicks. In: Anna Brake/Helmut Bremer/Andrea Lange-Vester (Hg.): *Empirisch Arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen*. Weinheim/Basel, S. 59-92.

- Brednich, Rolf Wilhelm (2001a): Quellen und Methoden. In: Ders. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. überarb. u. erw. Auflage, Berlin, S. 77-100.
- Brednich, Rolf Wilhelm (2001b): Bildforschung. In: Ders. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. überarb. u. erw. Auflage, Berlin, S. 201-220.
- Breuer, Franz (2010): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung in die Forschungspraxis. 2. Auflage, Wiesbaden.
- Bundesverfassungsgesetz (B-VG) i.d.g.F. URL: <http://www.ris.bka.gv.at> (14.12.2012).
- Butler, Judith (1998): Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin.
- Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“. In: Seyla Benhabib u.a. (Hg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/M., S. 31-58.
- Butler, Judith (1990): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.
- Collett, Peter (2004): Ich sehe was, was Du nicht sagst. So deuten Sie die Gesten der Anderen – und wissen, was diese wirklich denken. Bergisch Gladbach.
- Darian, Veronika (2009): Verhaltene Beredsamkeit? Politik, Pathos und Philosophie der Geste. Frankfurt/M. u.a.
- Diehl, Paula (2007): Von 'Medienkanzler', 'singender Bundesrätin' und Showman. Körperinszenierungen zwischen Unterhaltung und politischer Repräsentation. In: Paula Diehl/Gertrud Koch (Hg.): Inszenierungen der Politik. Der Körper als Medium. München, S. 106-120.
- Diers, Michael (1997): Schlagbilder. Zur politischen Ikonografie der Gegenwart. Frankfurt/M.
- Dogramaci, Burcu (2011): Kleidung, politische. In: Uwe Fleckner/Martin Warnke/Hendrik Ziegler (Hg.): Handbuch der politischen Ikonographie. Band II: Imperator bis Zwerg. München, S. 51-57.
- Donsbach, Wolfgang (1995): Medien und Politik. Ein internationaler Vergleich. In: Klaus Armingeon/Roger Blum (Hg.): Das öffentliche Theater. Politik und Medien in der Demokratie. Bern u.a., S. 17-39.
- Douglas, Mary (1986): How Institutions Think. Syracuse, N.Y.
- Dreßler, Angelika (2008): Nachrichtenwelten. Hinter den Kulissen der Auslandsberichterstattung. Eine Ethnographie. Bielefeld.
- Ethnoscripts 12. Jg., H. 2 (2010).
- Fielhauer, Helmut P. (1981): Der Bürgermeister von Gersthof. Eine kulturgeschichtlich-biographische Skizze, Leopold Rosenmayr zum Gedächtnis. (= Unser Währling, Jg. 16). Wien, S. 34 - 39.
- Filzmaier, Peter (1999): Politik und Medien: Teledemokratie, Cyberdemocracy und politischer Wettbewerb. In: Peter Filzmaier et al. (Hg.): Politisches Alltagsverständnis. Demokratie, Geschlechterverhältnisse, Arbeitswelt, Medien und Bildung. Innsbruck u.a., S. 196-228.
- Fischer, Helmut (1987): Glocke. In: Rolf W. Brednich et al. (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 5. Berlin u.a., S. 1290-1296.
- Fleckner, Uwe/Warnke, Martin/Ziegler, Hendrik (Hg.) (2011): Handbuch der politischen Ikonographie. Band I: Abdankung bis Huldigung; Band II: Imperator bis Zwerg. München.
- Forstner, Franz (Red.)/Magistrat der LH St. Pölten Abteilung VI, Kulturverwaltung (2006): Vision wird Realität. 20 Jahre Landeshauptstadt St. Pölten. (= St. Pöltner Regenbogen 2006. Kulturjahrbuch der Landeshauptstadt St. Pölten). St. Pölten.
- Foucault, Michel (1997): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel (1979): Wahrheit und Macht. In: Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
- Fraser, Nancy (1994): Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt/M.

- Fuchs, Martin/Berg, Eberhard (1993): Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentationen. In: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text: Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt/M., S. 11-108.
- Gennep, Arnold van (1986 [1909]): Übergangsriten. Frankfurt/M.
- Gerndt, Helge (2005a): Über visuelle Kompetenz. Eine Thesenskizze am Beispiel der politischen Karikatur. In: Zeitschrift für Volkskunde (ZfV) 101, S. 189-203.
- Gerndt, Helge (2005b): Können Bilder erzählen? Bemerkungen zur 'Visualisierung des Narrativen'. In: Thomas Hengartner/Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann (= Lebensformen; Band 17). Berlin u.a., S. 99-117.
- Gerndt, Helge (2005c): Bildüberlieferung und Bildpraxis. Vorüberlegungen zu einer volkskundlichen Bildwissenschaft. In: Helge Gerndt/Michaela Haibl (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Band 33). Münster u.a., S. 13-48.
- Gieske, Sabine (2001): Perspektivenwechsel: Plädoyer für eine Kulturgeschichte des Adels. In: Siegfried Becker u.a. (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Schafte zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. Münster u.a., S. 347-355.
- Gisevius, Wolfgang (1999): Der neue Bürgermeister. Vermittler zwischen Bürgern und Verwaltung. (= Politik im Taschenbuch; Band 25). Bonn.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (2010 [1998]): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 3. Auflage, Bern.
- Goldinger, Heiner (2000): Rituale und Symbole der Börse. Eine Ethnografie. Diss. Humboldt-Universität Berlin.
- Götz, Irene (2010): Ethnografien der Nähe – Anmerkungen zum methodologischen Potenzial neuerer arbeitsethnografischer Forschungen der Europäischen Ethnologie. In: Arbeits- und Industriesoziologische Studien, Jg. 3, Heft 1, S. 101-117.
- Götz, Irene (2005): Nationale 'Visiotype'. Zur Wirkmacht inszenierter Bilder im Medienzeitalter. In: Helge Gerndt/Michaela Haibl (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Band 33). Münster u.a., S. 187-198.
- Haese, Inga (2012): Von Therapeuten, Chirurgen und Wutsorgern der Stadt. Der Stoff, aus dem Charisma ist. In: Andreas Willisch (Hg.): Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen. Berlin. S. 61-91.
- Hägele, Ulrich (2005): Visuelle Kultur? Thesen zum erweiterten Fachverständnis bildmedialer Forschung. In: Helge Gerndt/Michaela Haibl (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Band 33). Münster u.a., S. 375-388.
- Hägele, Ulrich (2007a): Visual Folklore. Zur Rezeption und Methodik der Fotografie in der Volkskunde. In: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. überarb. u. erw. Auflage, Berlin, S. 317-342.
- Hägele, Ulrich (2007b): Foto-Ethnografie. Die visuelle Methode in der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Tübingen.
- Hägele, Ulrich (1997): Bildsymbol und Wirklichkeit. Über den öffentlichen Umgang mit Fotografie. In: Rolf Wilhelm Brednich/Heinz Schmitt (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung von Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. Münster u.a., S. 459-470.
- Hahn, Kornelia (2002): Die Repräsentation des „authentischen“ Körpers. In: Kornelia Hahn/Michael Meuser (Hg.): Körperrepräsentationen. Über die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz, S.279-301.
- Hall, Stuart (Hg.) (1997): Representation. Cultural Representations and Signifying Practices. London u.a.
- Hammers, Jeannel (2011): Gestik. In: Uwe Fleckner/ Martin Warnke/Hendrik Ziegler (Hg.): Handbuch der politischen Ikonographie. Band I: Abdankung bis Huldigung. München, S. 418-425.

- Hartinger, Walter (2007): Volkskundlicher Umgang mit Bildquellen. In: Silke Göttisch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. Auflage, Berlin, S. 79-99.
- Hartmann, Hans A. (1992): Bilderflut und Sprachmagie. Fallstudien zur Kultur der Werbung. Opladen.
- Haumann, Sebastian (2010): Hausbesetzungen in Hilden 1980-1982. Protest im Kontext lokaler Ambitionen und Realität. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole. Frankfurt/M., S. 207-222.
- Hauser-Schäublin, Brigitta (2003): Teilnehmende Beobachtung. In: Bettina Beer (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin, S. 34-54.
- Häussl, Roman (1983): Der Bürgermeister in Niederösterreich. Eine rechtshistorische und rechtsdogmatische Untersuchung seiner Rechtsstellung und seines Aufgabenbereiches. (=Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich. Heft 66). St. Pölten u.a.
- Hecker, Hans (1990): Der Herrscher – Leitbild und Abbild. Eine Einführung. In: Ders. (Hg.): Der Herrscher. Leitbild und Abbild in Mittelalter und Renaissance (= Studia humaniora; Band 13). Düsseldorf, S. 7-18.
- Helmers, Sabine (1993): Beiträge zur Unternehmenskulturforschung. In: Meinolf Dierkes/Lutz v. Rosenthal/ Ulrich Steger (Hg.): Unternehmenskultur aus Ökonomie, Psychologie und Ethnologie. Frankfurt a.M., S. 147-187.
- Hengarnter, Thomas (2000): Die Stadt im Kopf. Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. (= Kulturanalysen; Band 3). Berlin, S. 87-105.
- Hengarnter, Thomas/Kokot, Waltraud/Wildner, Kathrin (2000): Das Forschungsfeld Stadt in Ethnologie und Volkskunde. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. (= Kulturanalysen; Band 3). Berlin, S. 3-18.
- Hirschauer, Stefan (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld, S. 73-91.
- Hoffmann, Marhild (1982): Visuelle Präsentation von Herrschaft. Zur Bedeutung medialer Vermittlung in der politischen Sozialisation und Kommunikation. Frankfurt/M.
- Hollander, Anne (1995): Anzug und Eros. Eine Geschichte der modernen Kleidung. Berlin.
- Horn, Katalin (1987): Gold, Geld. In: Rolf W. Brednich et al. (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 5. Berlin u.a., S. 1357-1372.
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia (2004): Doing Culture. Kultur als Praxis. In: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld, S. 9-15.
- Hörning, Karl H. (2004): Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem. In: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld, S. 19-39.
- Hugger, Paul (2001): Volkskundliche Gemeinde- und Stadtforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. überarb. u. erw. Auflage, Berlin, S. 291-309.
- Hüsken, Thomas (2006): Der Stamm der Experten. Rhetorik und Praxis des interkulturellen Managements in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit. Bielefeld.
- Jabloner, Clemens (2011): Person, Amt und Institutionen. In: Klaus Poier (Hg.): Persönlichkeiten und Demokratie. Wie wählen wir die besten Köpfe? Wien u.a., S. 17-25.
- Jeggle, Utz (1984): Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden der Kulturanalyse. 2. unveränderte Auflage, Tübingen, S. 93-112.

- Jentges, Erik (2010): Die soziale Macht politischer Repräsentation. Charisma und Anerkennung in der Zivilgesellschaft. Bielefeld.
- Johnston, Claire (1975): *The Work of Dorothy Azner: Towards a Feminist Criticism*. London.
- Jordan, Ann (2003): *Business Anthropology*. Prospect Heights u.a.
- Karl, Thomas/Pulle, Thomas (Hg.) (2009): Stadt im Besten Alter – 850 Jahre Stadt St. Pölten. Festschrift aus Anlass des St. Pöltner Stadtrechtsjubiläums 1159-2009. Magistrat der Stadt St. Pölten, Fachbereich Kultur und Bildung, Stadtmuseum. St. Pölten.
- Karl, Thomas (Hg.) (2003): 500 Jahre Rathaus St. Pölten. (= St. Pöltner Regenbogen 2003. Kulturjahrbuch der Landeshauptstadt St. Pölten). St. Pölten.
- Kaschuba, Wolfgang (2006): *Einführung in die Europäische Ethnologie* 3. Auflage, München.
- Knecht, Michi (2010): „Vor Ort“ im Feld? Zur Kritik und Reakzentuierung des Lokalen als europäisch-ethnologischer Schlüsselkategorie. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* Band 113, Heft 1, S. 23-49.
- Köck, Christoph (2007): Kulturanalyse populärer Medientexte. In: Silke Göttisch/Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. 2. Auflage, Berlin, S. 343-363.
- Kowal, Sabine/O'Connell, Daniel (2000): Zur Transkription von Gesprächen. In: Uwe Flick/Ernst von Kadoroff/Ines Steinecke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hamburg, S. 437-447.
- Kretzenbacher, Leopold (1970): Ikonotropie zu Kulturbildern und Fresken in Südosteuropa. In: *Südosteuropaforschungen* 29, S. 249-266.
- Krüger, Matthias (2011): Landschaft, politische. In: Uwe Fleckner/Martin Warnke/Hendrik Ziegler (Hg.): *Handbuch der politischen Ikonographie*. Band II: Imperator bis Zwerg. München, S. 87-94.
- Landwehr, Achim (2008): *Historische Diskursanalyse*. (= Historische Einführungen; Band 4). Frankfurt/M.
- Lang, Barbara (2000): Zur Ethnografie der Stadtplanung. Die planerische Perspektive auf die Stadt. In: Waltraud Kokot/Thomas Hengartner/Kathrin Wildner (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*. (= Kulturanalysen; Band 3). Berlin, S. 55-68.
- Langenbucher, Wolfgang R. (1995): Massenmedien und Agenda setting in der Politik. Erfahrungen aus Österreich. In: Klaus Armingeon/Roger Blum (Hg.): *Das öffentliche Theater. Politik und Medien in der Demokratie*. Bern u.a., S. 95-109.
- Lauterbach, Burkhard (2005): Exakt lesen lernen ... Fotografieanalytische Anleitungsmodelle in der Kritik. In: Helge Gerndt/Michaela Haibl (Hg.): *Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft*. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Band 33). Münster u.a., S. 311-325.
- Lefebvre, Henri (1991): *The Production of Space*. Oxford.
- Leimgruber, Walter (2005a): Die visuelle Darstellung des menschlichen Körpers. Gesellschaftliche Aus- und Eingrenzungen in der Fotografie. In: Helge Gerndt/Michaela Haibl (Hg.): *Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft*. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Band 33). Münster u.a., S. 213-232.
- Leimgruber, Walter (2005b): Bilder vom Körper – Bilder vom Menschen. Kultur und Ausgrenzung um 1900 und heute. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 101, S. 69-91.
- Lindner, Rolf (2007): *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. 2. Auflage, Frankfurt/M..
- Lindner, Rolf (2003): Vom Wesen der Kulturanalyse. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 99, S. 177-188.
- Lindner, Rolf (1984): Ohne Gewähr. Zur Kulturanalyse des Informanten. In: Utz Jeggle (Hg.): *Feldforschung. Qualitative Methoden der Kulturanalyse*. 2. unveränderte Auflage, Tübingen, S. 59-71.
- Lorey, Isabell (1996): Immer Ärger mit dem Subjekt. Theoretische und politische Konsequenzen eines juristischen Machtmodells: Judith Butler. Tübingen.

- Manow, Philip (2008): *Im Schatten des Königs. Die politische Anatomie demokratischer Repräsentationen.* Frankfurt/M.
- Marcinkowski, Frank/Pfetsch, Barbara (Hg.) (2009): *Politik in der Mediendemokratie.* Wiesbaden.
- Meyer, Thomas/Ondrup, Rüdiger (1998): Das 'Theater des Politischen'. Politik und Politikvermittlung im Fernsehzeitalter. In: Herbert Willems/Martin Jurga (Hg.): *Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch.* Opladen u.a., S. 523-541.
- Mohrmann, Ruth-E. (2005): Konfliktrituale im Bild der Frühen Neuzeit. In: Helge Gerndt/Michaela Haibl (Hg.): *Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkswissenschaftlichen Bildwissenschaft.* (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Band 33). Münster u.a., S. 87-106.
- Moosmüller, Alois/Götz, Irene (1992): Zur ethnologischen Erforschung von Unternehmenskulturen. Industriebetriebe als Forschungsfeld der Völker- und Volkskunde. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 88, Heft 1/2, S. 1-30.
- Nader, Laura (1969): 'Up the Anthropologist'. Perspectives Gained from 'studying up'. In: Dell H. Hymes (Hg.): *Reinventing Anthropology.* New York, S. 284-311.
- Nagl, Siegfried (2005): *Wir Bürgermeister. Mitten in Österreich. Mitten im Leben. 7 Thesen für ein Amt mit Zukunft.* In: Politische Akademie der ÖVP und Kommunalpolitische Vereinigung (Hg.): *bürgermeister.bürger-nähe. Erfolgsmodelle urbaner Politik und Medienarbeit.* Wien, S. 3-56.
- Niedner-Kalthoff, Ulrike (2005): *Ständige Vertretung. Eine Ethnographie diplomatischer Lebenswelten.* Bielefeld.
- Panofsky, Erwin (2006 [1932, 1955]): *Ikonographie und Ikonologie. Bildinterpretation nach dem Dreistufenmodell.* Köln.
- Pfadenhauer, Michaela (2002): Markierung von Ungeduld. Der Körper des Professionellen beim Aushandeln von Wirklichkeit. In: Cornelia Hahn/Michael Meuser (Hg.): *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper.* Konstanz, S. 207-223.
- Pfetsch, Barbara (1995): Chancen und Risiken der medialen Politikvermittlung. Strategien der Öffentlichkeitsarbeit bei politischen Sachfragen. In: Klaus Armingeon/Roger Blum (Hg.): *Das öffentliche Theater. Politik und Medien in der Demokratie.* Bern u.a., S. 65-93.
- Raab, Jürgen (2012): Visuelle Wissenssoziologie der Fotografie. Sozialwissenschaftliche Analysearbeit zwischen Einzelbild, Bildkontexten und Sozialmilieu. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, Heft 37, S. 121-142.
- Reckwitz, Andreas (2004): Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler. In: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis.* Bielefeld, S. 40-54.
- Regener, Susanne (2006): Visuelle Kultur. In: Ruth Ayaß/Jörg R. Bergmann (Hg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung.* Reinbek bei Hamburg, S. 435-455.
- Reuter, Julia (2011): *Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit.* Bielefeld.
- Riehl, Wilhelm Heinrich (1869): *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik.* Vierter Band. Wanderbuch als zweiter Theil zu „Land und Leute“. Zweiter Abdruck. Stuttgart.
- Röder, Annemarie (2000): Alltag und Politik: Das Wartheländische Tagebuch des Alexander Hohenstein (1940 – 1942). In: Heinke M. Kalinke (Hg.): *Brief, Erzählung, Tagebuch. Autobiographische Dokumente als Quellen zu Kultur und Geschichte der Deutschen in und aus dem östlichen Europa.* Freiburg/Breisgau, S. 199-221.
- Russo, Manfred (1985): Zeichenrituale in der politischen Kommunikation. Vom Wort zum Bild. In: Fritz Plasser/Peter A. Ullram/Manfried Welan (Hg.): *Demokratierituale. Zur Politischen Kultur der Informationsgesellschaft.* Wien u.a., S. 105-120.

- Sander, Jochen (2011): Thron, leerer. In: Uwe Fleckner/ Martin Warnke/Hendrik Ziegler (Hg.): Handbuch der politischen Ikonographie. Band I: Abdankung bis Huldigung. München, S. 424-429.
- Saward, Michael (2010): The Representative Claim. Oxford u.a.
- Scharfe, Martin (2005): Vignetten. Zur verborgenen Bedeutung von Bildbagatellen. In: Helge Gerndt/Michaela Haibl (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Band 33). Münster u.a., S. 135-154.
- Scherr, Albert (2004): Körperlichkeit, Gewalt und soziale Ausgrenzung in der 'postindustriellen Wissensgesellschaft'. In: Wilhelm Heitmeyer/Hans-Georg Soeffner (Hg.): Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme. Frankfurt/M., S. 202-223.
- Schilling, Heinz (2001): Medienforschung. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. überarb. u. erw. Auflage, Berlin, S. 563-585.
- Schlehe, Judith (2008): Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Bettina Beer (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. 2. Auflage, Berlin, S. 119-141.
- Schlögl, Rudolf (2004): Symbole der Kommunikation. Zur Einführung. In: Rudolf Schlögl/Bernhard Giesen/Jürgen Osterhammel (Hg.): Die Wirklichkeit der Symbole. Grundlagen der Kommunikation in historischen und gegenwärtigen Gesellschaften. Konstanz, S. 9-38.
- Schmidt, Christian (2000): Analyse von Leitfadeninterviews. In: Uwe Flick/Ernst von Kadoroff/Ines Steinecke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg, S. 447-456.
- Schmidt, Leopold (1977): Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretation. (= Ethnologica Bavarica; Heft 5). Würzburg/München.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.) (2010): Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole. Frankfurt/Main.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2007a): Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. Auflage, Berlin, S. 169-188.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2007b): Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2. Auflage, Berlin, S. 219-247.
- Schneider, Christoph (2006): Symbol und Authentizität. Zur Kommunikation von Gefühlen in der Lebenswelt. In: Rudolf Schlögl/Bernhard Giesen/Jürgen Osterhammel (Hg.): Die Wirklichkeit der Symbole. Grundlagen der Kommunikation in historischen und gegenwärtigen Gesellschaften. Konstanz, S. 101-133.
- Schneider, Franka (2011): Region, Vergleich und Feldforschung in der Europäischen Ethnologie. Zur wechselhaften Geschichte einer disziplinären Verbindung. In: Gisela Welz/Antonia Davidovic-Walther/Anke S. Weber (Hg.): Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate. (= Kulturanthropologische Notizen; Band 80). Frankfurt/M., S. 55-77.
- Schoch, Rainer (1975): Das Herrscherbild in der Malerei des 19. Jahrhunderts (= Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts; Band 25). München.
- Schwarz, Aljoscha A./Schweppe, Ronald P. (1998): Das Lexikon der Körpersprache. Rastatt.
- Seifert, Manfred (1997): Der Wähler im Bild. Zum Symbolgehalt von Fotografien in deutschen Zeitungen zu den Wahlen 1994. In: Rolf Wilhelm Brednich/Heinz Schmitt (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung von Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. Münster u.a., S. 471-482.
- Sievers, Kai Detlev (2010): Kulturgeschichte des Amtes. In: Das Amt. Alltag, Verwaltung, Öffentlichkeit. (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung; Neue Folge 46). Marburg, S. 10-26.

- Soeffner, Hans-Georg (1998): Erzwungene Ästhetik. Repräsentation, Zeremoniell und Ritual in der Politik. In: In: Herbert Willems/Martin Jurga (Hg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. Opladen u.a., S. 215-234.
- Sontag, Susan (1996 [1977]): Über Fotografie. Frankfurt/M.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Strehle, Hermann (1954): Mienen Gesten und Gebärden. Analyse des Gebarens. München u.a.
- Syamken, Georg (2011): Bürgermeister. In: Uwe Fleckner/ Martin Warnke/Hendrik Ziegler (Hg.): Handbuch der politischen Ikonographie. Band I: Abdankung bis Huldigung. München, S. 201-207.
- Thaysen, Uwe/Kloth, Hans Michael (Hg.) (1992): Wandel durch Repräsentation – Repräsentation im Wandel. Entstehung und Ausformung der parlamentarischen Demokratie in Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei und der ehemaligen DDR. Baden-Baden.
- Ullrich, Carsten G. (1999): Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 28, Heft 6, S. 429-447.
- Walcott, William (2003): The Toronto Mayor and Mombassa Natives. In: Canadian Ethnic Studies/Études ethniques au Canada XXXV, No. 2, URL: <http://www.thefreelibrary.com/The+Toronto+mayor+and+Mombassa+natives.-a0113759424>. (30.11.2012). o.P.
- Warneken, Bernd Jürgen/Wittel, Andreas (1997): Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93, S. 1-16.
- Warnke, Martin (2011): Herrscherbildnis. In: Uwe Fleckner/Martin Warnke/Hendrik Ziegler (Hg.): Handbuch der politischen Ikonographie. Band I: Abdankung bis Huldigung. München, S. 481-190.
- Welan, Manfred (1999): Der Bürgermeister in Niederösterreich. (=Schriftenreihe Niederösterreichische Juristische Gesellschaft. Heft 79). Wien.
- Welz, Gisela (2011): Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate. Zur Einführung. In: Gisela Welz/Antonia Davidovic-Walther/Anke S. Weber (Hg.): Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate. (= Kulturanthropologische Notizen; Band 80). Frankfurt/M., S. 9-19.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender and Society, Vol. 1, No. 2, S. 125-151.
- Willems, Herbert (2003): Normalität, Normalisierung, Normalismus. In: Jürgen Link/Thomas Loer/Hartmut Neuendorff (Hg.): 'Normalität' im Diskursnetz soziologischer Begriffe. (= Diskursivitäten. Literatur. Kultur. Medien; Band 3). Heidelberg, S. 51-83.
- Willems, Herbert (1998): Inszenierungsgesellschaft? Zum Theater als Modell, zur Theatralität von Praxis. In: Ders./Martin Jurga (Hg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. Opladen u.a., S. 23-79.
- Wirth, Uwe (2002): Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität. In: Ders. (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M., S. 9-60.
- Zellenberg, Ulrich E. (2005): Das Amt als kleinster Baustein der Staatsorganisation. In: Zeitschrift für Verwaltung (ZfV), Heft 3, URL: www.lexisnexis.com/at/ (17.12.2012)

Quellenverzeichnis

G1	Beobachtungsprotokoll Gemeinderatssitzung 25.6.2012,
tG1	Tagesordnung Gemeinderatssitzung 25.6.2012
G2	Gemeinderatssitzung 13.7.2012
tG2	Tagesordnung Gemeinderatssitzung 13.7.2012
FG	Feldbeschreibung Gemeinderatssitzungen
B1	Beobachtungsprotokoll Pressekonferenz „TÜPL“
B2	Beobachtungsprotokoll Schreinergergassenfest
S1	Presseaussendung TÜPL
S2	Leistungsübersicht Medienservice 2011
S3	Mail-Kommunikation Steiner-Kottringer, Kern
S4	Geschäftsordnung Gemeinderat St. Pölten
S5	Stadtplan
IS	Transkript Interview Steiner (Bürgermeister)
gIS	Gesprächsprotokoll Interview Steiner (Bürgermeister)
IK	Transkript Interview Kern (Medienservice)
gIK	Gesprächsprotokoll Kern (Medienservice)
FK	Feldbeschreibung Amtsblatt
SK	Sprachliche Repräsentationen des Bürgermeisters im Amtsblatt
BK	Bilder im Amtsblatt
K5/12	St. Pölten Konkret, Ausgabe 05/2012 - bis
K10/12	St. Pölten Konkret, Ausgabe 10/2012

Anhang / Quellen: siehe beiliegende CD-ROM

Abbildungsverzeichnis

Fotos, wenn nicht anders angegeben: Josef Vorlaufer, Magistrat St. Pölten.

Ausgabe 05/2012:

- K5/12:2, Wasserrettung tagte in St. Pölten
- K5/12:3, Portrait Bürgermeister vor Windrädern, Foto Werner Jäger
- K5/12:4, St. Pölten im Aufwind
- K5/12: 9, Neue Balancierstrecke für Volksschule Pottenbrunn
- K5/12: 11, AKNÖ-Zentrale
- K5/12: 14, Forster United Optics im NV-Center
- K5/12: 20, Wachau Historic am Rathausplatz
- K5/12: 21, Generalversammlung Tierschutzverein
- K5/12: 28, Elisabeth Cerha ist mit 105 Jahren älteste St. Pöltnerin

Ausgabe 06/2012

- K6/12: 2, Innovatives Elektro-Dienst-Dreirad
- K6/12: 3, Portrait Bürgermeister am Herrenplatz, Foto Werner Jäger
- K6/12: 5, Foto Mitte - Neue Traisenbrücke und Kerntangente
- K6/12: 6, St. Georgen feierte
- K6/12: 7, Stadtwandern mit dem LUP
- K6/12: 11, Öbau Nadlinger errichtet neuen Gartenhaus-Park
Geberit-Lehrlinge sind Top, Europas modernstes Bohrwerk in St. Georgen
- K6/12: 14, Bioabfallverwerter feiert Jubiläum
- K6/12: 17, Zukunftsstrategie für praxisorientierte Diplomarbeiten
- K6/12: 21, Neuer Rasen in der NV-Arena
- K6/12: 39, Kinderwohnhaus auf Spenden angewiesen
- K6/12: 40, Geschützte Werkstatt feiert drei Jahrzehnte
- K6/12: 41, Löwen helfen seit einem halben Jahrhundert

Ausgabe 07/2012

- K7/12: 2, Billa baut in Stattersdorf und Spratzern
Dank an Pflege- und Tagesmütter
- K7/12: 3, Portrait Bürgermeister im Sitzungssaal, Foto Werner Jäger
- K7/12: 4, Bürgermeister Jour Fixe
Land ehrt Stadt als Photovoltaik-Spitzenreiter
- K7/12: 7, 225 Jahre Garnisonsstadt
- K7/12: 9, Neue AKNÖ-Zentrale,
Neuer Skaterpark am Ratzersdorfer See
- K7/12: 19, Erweiterung der Tagesheimstätte
- K7/12: 27, Ironman 70.3 Austria Sieger
- K7/12: 47, Weltladen feierte sein 10. Jahrestag

Ausgabe 08/2012

- K8/12: 2, Kinder aus Erdbebenregion zu Gast/türkischer Generalkonsul
- K8/12: 3, Portrait Bürgermeister im Bürgermeisterzimmer, Foto Werner Jäger
- K8/12: 4, Mit der Jugendkarte günstiger zum Frequency
- K8/12: 6, Fernkälteversorgung für Landesklinikum
- K8/12: 7, Spatenstich für den Ausbau der Kläranlage Traismauer
- K8/12: 10, Ältester Feuerwehrmann feiert Geburtstag
Neues Feuerwehrauto
- K8/12: 11, Spar-Gourmet eröffnet mit neuem Konzept
Zubau für Pfadfinder-Heim
- K8/12: 12, Living City - Betreute Wohnstadt
- K8/12: 13, Versicherungs-Landesdirektion feiert Dachgleiche
- K8/12: 14, Welt-Umwelttag mit Umweltpreisverleihung

K8/12: 16, Archäologische Grabungen am Domplatz liegen im Zeitplan
Kindergärten erhalten EDV-Ausstattung
K8/12: 32, 10 Jahre Förderverein Kulturbezirk
K8/12: 33, Gratulation zur Juwelenhochzeit

Ausgabe 09/2012

K9/12: 2, Avicii begeistert beim Beatpatrol
K9/12: 3, Portrait Bürgermeister am See, Foto Werner Jäger
K9/12: 5, Rechnungsabschluss
K9/12: 6, Büro für Diversität
K9/12: 9, E-Biken am Traisental-Radweg
K9/12: 10, Baubeginn für Pummersdorfer Tunnel
K9/12: 11, Pressekonferenz TÜPL-Völtendorf
K9/12: 14, NV Center biegt in die Zielgerade
K9/12: 15, Neu: Modegeschäft statt Wohnkultur
Gespräch über Stadt als Wirtschaftsmotor
K9/12: 25, Neuer Skatepark entsteht im Freizeitareal
K9/12: 26, Tolle Stimmung bei Summer Blues Festival

Ausgabe 10/2012

K10/12: 2, Bundesminister Dr. Karl-Heinz Töchterle zu Besuch
Sparkasse zeigt Umweltkompetenz
Elsbeerbäume
K10/12: 3, Portrait Bürgermeister im Bürgermeisterzimmer, Foto Werner Jäger
K10/12: 7, Spatenstich für AKNÖ-Zentrale
K10/12: 10, Es geht um Gerechtigkeit für tausende Steuerzahler
K10/12: 17, AGM errichtet neuen Abholmarkt
K10/12: 22, Fachhochschule erhält Zubau
K10/12: 25, Ranzonigasse 3: Neue geförderte Wohnungen

K5/07: 1, Titelblatt

K1/11: 1, Titelblatt

K4/12: 2, Stadtwandern mit dem LUP

K11/12: 2, Reger Andrang bei Radtag und Stadtwandern

K11/11: 13, International School

Abstract

The mayor of an Lower Austrian town came into focus through my engagement in a three-year project, that is funded by the FWF. Starting from a perspective of urban anthropology, I focussed on the mayor to find out, which styles and conventions can be found in the presentation of this office-bearer. Through the analysis of the engaged practices, I hoped to find out, which interpretations are carried along with it. With the focus on the mayor, as a part of an urban elite, I followed the disciplinary demand of 'studying up', that exists since the 1970ies, but has hardly ever been redeemed. Since a lot of material is visual, I also contribute to the tradition of visual anthropology.

The underlying question of this thesis was aimed at finding those practices used to legitimize a person as office-bearer. I tried to trace how such a legitimizing process – a *representative claim* (Saward, Jentges) – is carried out and which arguments, practices and representational styles are used. To extend Saward's discursive perspective into the area of practices, I engaged Judith Butler's work and that of other gender theorists.

The mayor in this work has soon be recognized to be central to urban (political and administrative) representation. Other protagonists, such as the former mayor, producers and editors of the magazine, entrepreneurs and scientists also come into focus as co-producers of the figure/category of *mayor*.

Through the analysis of visual, textual and praxeological material, I was able to detect some of the constraints, the mayor and his co-producers obey in the representational practices:

- the office-bearer has to be visible in media and public space to be recognizable,
- the representational space of the town house must only be connected to the mayor of the city, not to other mayors or representatives of the land and the state to keep its power of institutional self-representation
- the presentation of capacity to act on behalf of the city, with a favour of outdoor shoots,
- the suit as symbol of belonging to an upper, manager's class,
- the use of disciplinary power towards other protagonists to achieve subordination,
- the presentation of innovative ideas, technology and projects to appear oriented towards the future one can only create if re-elected,
- the association with important topics and discourses in the city to emphasise one's own importance,
- the distance from the members of the *Gemeinderat*, to publically avoid visible engagement in democratic processes in order to keep one's power; this also legitimizes the violation of legal and positive regulations, and last but certainly not least,
- the demonstration of grass-roots understood as a means against political unawareness.

The narrative of proximity turned out to be typical for a secondary, medium sized town like St. Pölten. Through other works on secondary cities and my colleagues work within the FWF funded project *Middletown Urbanities*, I was able to find evidence, that this narrative is typically for a middletown.

The proximity to the person of the mayor only concerns certain citizens, living in certain areas of the town and being part of specific urban milieus. The centrality of the figure mayor in the town media is an argument against this proximity, because real personal contact would make such massive representation superfluous to a great extent.

Zusammenfassung

In dieser Masterarbeit habe ich im Anschluss an die kulturwissenschaftliche Stadtforschung die kulturelle Figur des Bürgermeisters einer Mittelstadt in Österreich (St. Pölten) in den Blick genommen, um Darstellungskonventionen und die damit transportierten Deutungsangeboten zu untersuchen. Ich komme damit auch einem Forschungsdesiderat im Fach nach, das seit den 1970er Jahren existiert und immer wieder erneuert, jedoch kaum eingelöst worden ist, nämlich Elitenforschung zu betreiben. Da diese Arbeit zu großen Teilen auf der Analyse von Bildmaterial fußt, ist sie zugleich auch ein Beitrag zur Bilderforschung und zur Visuellen Anthropologie.

Die forschungsleitende Frage war jene nach den Praktiken, die benutzt werden, um eine Person als Amtsträger zu legitimieren. Ich habe versucht, nachzuzeichnen, wie eine solche Legitimierung – ein *representative claim* (Saward, Jentges) – stattfindet und auf welche Argumente, Praktiken und Darstellungskonventionen dabei Bezug genommen wird. Dabei habe ich über die Arbeiten von Judith Butler und andere Gendertheorien die von Saward und Jentges benutzte diskursive Produktion des *claim* um eine performative und damit stärker praxeologische Perspektive erweitert.

Der Bürgermeister wurde von mir früh als zentraler Akteur der Darstellung von Stadtpolitik und Verwaltung in der medialen Darstellung (im Amtsblatt) erkannt. Aber auch andere Akteure wie das Medienservice als Produzent und Herausgeber des Magazins, der zuvor amtierende Bürgermeister, Unternehmerinnen und Wissenschaftler kamen als Produzenten der Figur/Kategorie Bürgermeister in den Blick. Es konnte gezeigt werden, dass der Bürgermeister in seiner Darstellung nicht frei ist, sondern bestimmten Zwängen unterliegt. Solche Zwänge sind:

- die Sichtbarkeit des Amtsträgers im öffentlichen Raum und in Medien, um seine Wiedererkennbarkeit zu gewährleisten,
- die Besetzung des repräsentativen Ortes *Rathaus* ausschließlich mit städtischen Repräsentanten zur Erhaltung der institutionellen Selbstdarstellungskraft,
- die Darstellung von Handlungen/Handlungsfähigkeit/Tatkraft in (dramatischen) Außenaufnahmen,
- der Anzug als Symbol der Zugehörigkeit zu einer bürgerlichen 'Manager-Klasse',
- die Ausübung von Disziplinarmacht gegenüber anderen Akteuren, um Unterordnung zu provozieren,
- die Präsentation von innovativen Ideen und Projekten um zukunftsfähig (und damit wieder wählbar) zu erscheinen,
- die Verbindung mit wichtigen Themen und prominenten Diskursen der Stadt, um die eigene Wichtigkeit zu betonen,
- die Abgehobenheit von den Abgeordneten des Gemeinderats, um sich nicht (sichtbar) an demokratischen Prozessen beteiligen zu müssen und seine Handlungsmacht zu behalten, was den Bruch mit juristischen und positiven Normen erlaubt, sowie in zentraler Weise
- die Bürgernähe als Mittel gegen Politikverdrossenheit.

Als mittelstädtische Spezifik konnte durch die Bezugnahme auf andere Arbeiten im Fach und den Forschungskontext des FWF-Projekts Mittelstädtische Urbanitäten das Narrativ der Nähe erkannt werden. Diese Erzählung ist jedoch trügerisch, weil die *bürgermeisterliche* Nähe nur bestimmte Bürgerinnen betrifft. Die mediale Präsenz des Bürgermeisters ist ein Argument gegen tatsächliche, persönliche Nähe und eine Notwendigkeit zum Weiterbestehen des Narrativs.

L E B E N S L A U F

Name Dipl.-Ing. Katrin Ecker
 Adresse Viktoriagasse 3/7, A - 1150 Wien
 Telefonnummer +43 699 116 74564
 Email katrin.ecker@aka77.at
 Web www.aka77.at
 geboren am 20.04.1977, in Hollabrunn (Niederösterreich)
 Staatsbürgerschaft Österreich

Ausbildung, Mitgliedschaften:

ab 03/2009 Universität Wien, Masterstudium Europäische Ethnologie
 seit 2007 Mitglied der IG Bildende Kunst / Wien
 2008 MAK Center Schindler House / Los Angeles, Internship des bm:ukk
 2005 - 2007 Akademie der Bildenden Künste, Wien, Studium Bildhauerei
 2002 - 2005 fotoK / Wien, Ausbildung in künstlerischer Fotografie
 1995 - 2002 Universität für Bodenkultur / Wien, Landschaftsplanung und -pflege,
 1983 - 1995 Volks- und Mittelschulausbildung / Hollabrunn

Beruflicher Werdegang

03/2011 - 02/2013 Universität Wien, Institut für Europäische Ethnologie,
 Studentische Mitarbeiterin im FWF-Projekt "Mittelstädtische Urbanitäten",
 Studienassistentin, Tutorin für PS Prof. Brigitta Schmidt-Lauber,
 Dr. Alexandra Schwell
 2009 - 2012 Redaktionsmitglied bei >dérive - Zeitschrift für Stadtforschung<
 12/2009 - 12/2011 TU Wien, Institut für Städtebau, Landschaftsarchitektur und Entwerfen
 Institut für Landschaftsplanung und Gartenkunst, Projektassistentin
 im Central Europe Projekt "UrbSpace" (www.urbanspaces.eu)
 2003 - 2005 Ludwig Boltzmann-Institut für Verkehrssystemanalyse und
 Unfallforschung, Wissenschaftliche Mitarbeiterin
 1995 - 2002 studienbegleitende Praktika

Publikationen

2013 „Polen in Europa. Exkursionen in einen gar nicht wilden Osten“
 gem. mit Alexandra Schwell, Orts-Erkundungen. Der Stadt auf der Spur.
 Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Band 34
 2012 „Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für?“
 Buchbesprechung / >dérive No 47, Wien, Apr-Jun 2012
 2011 „the contemporary city: grey, flat and empty“
 Buchbesprechung / >dérive No 43, Wien, Apr-Jun 2011.
 2011 „Studienprojekt »Sammlungen ausstellen. Das Museumsdorf Niedersulz«,“
 gem. mit Isolde Cronenberg, Monika Hönig, Klara Löffler, Marianne Sto
 cker-Grötz, Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 114, 3. S. 388-391.
 2010 „Wunderkammer & Werkstattbericht, Bericht zur Ausstellung“
 gem. mit Klara Löffler, Isolde Cronenberg, Monika Hönig,
 Marianne Stocker-Groetz, Forum Museum 02/2010